

**Zeitschrift des  
Breisgau-Geschichtsvereins  
„Schau-ins-Land“**

**129. Jahreshft 2010**

*Herausgegeben mit Unterstützung*

des Regierungspräsidiums Freiburg, der Stadtverwaltung Freiburg und des Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald.

*Autoren des 129. Bandes:*

BAUMEISTER, HERMANN, M.A., Kirchzarten  
BOLL, GÜNTER, Bad Krozingen-Tunsel  
BUSZELLO, HORST, Prof. Dr. Dr. h.c., Denzlingen  
DEISENROTH, KARLHEINZ, Freiburg  
HAUMANN, HEIKO, Prof. Dr., Elzach  
HUG, WOLFGANG, Prof. Dr., Freiburg  
HUGGLE, URSULA, Dr., Freiburg  
JENISCH, BERTRAM, Dr., Freiburg  
KALCHTHALER, PETER, M.A., Freiburg  
KING, STEFAN, Dipl.-Ing., Freiburg  
LEONARDI, MARCO, Dr., Catania (I)  
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Freiburg  
LINKE, GUIDO, M.A., Freiburg  
MANGEL, JOHANNES, Dr., Freiburg/Weimar  
MÜLLER, KONRAD M., Freiburg  
OHLER, NORBERT, Dr., Horben  
PFANZ-SPONAGEL, CHRISTIANE, Dr., Freiburg  
SCHÖPFLIN, FRIEDRICH, Müllheim  
SCHULZE, WILLY, Rümmingen  
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal  
WAGNER, HEIKO, Dr., Kirchzarten

*Redaktionsausschuss:* Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr. HEIKO HAUMANN, Prof. Dr. WOLFGANG HUG, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. HANS SCHADEK, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

*Schriftleitung:* Dr. HANS-PETER WIDMANN

*Selbstverlag* des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ e.V.  
Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i.Br.  
(Telefon: 0761/201-2701; E-Mail: [info@breisgau-geschichtsverein.de](mailto:info@breisgau-geschichtsverein.de))

ISSN 1434-2766

*Satz und Druck:* Buchdruckerei Franz Weis GmbH, 79106 Freiburg i.Br.

# Inhaltsverzeichnis 129. Band

## Beiträge

|  | Seite |
|--|-------|
| NORBERT OHLER:<br>Geeignet der Ort – und programmatisch die Bezeichnung.<br>Zu Lage und Namen von Klöstern in Südwestdeutschland und darüber hinaus . . . .  | 7     |
| HEIKO WAGNER/STEFAN KING/BERTRAM JENISCH:<br>Ein Wahrzeichen des Breisgaus in neuem Licht.<br>Überlegungen zur Baugeschichte der Michaelskapelle in Riegel auf der<br>Grundlage archäologischer und bauhistorischer Untersuchungen . . . . . | 27    |
| MARCO LEONARDI:<br>Die Wassernutzung in Freiburg im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit . . . . .  | 55    |
| KONRAD M. MÜLLER:<br>Das „große Sterben“ im Freiburger Umland . . . . .  | 77    |
| HERMANN BAUMEISTER:<br>Der Freiburger Drucker Johann Wörlin.<br>Ein Drucker antireformatorischer Schriften gegen Zwingli und Vorläufer<br>der Freiburger Zeitungsverleger . . . . .  | 111   |
| BERTRAM JENISCH:<br>Die Erforschung der barockzeitlichen Schanzanlagen im Schwarzwald –<br>Denkmalpflegerische Aspekte . . . . .   | 131   |
| GÜNTER BOLL:<br>Die Entstehung der jüdischen Gemeinde in Biesheim . . . . .  | 135   |
| WOLFGANG HUG:<br>Poetische Stadtgeschichten.<br>Freiburg im Spiegel von Versen und Liedern . . . . .   | 139   |

## Buchbesprechungen

### *Landes- und regionalgeschichtliche Literatur*

|  |     |
|--|-----|
| Adel und Königtum im mittelalterlichen Schwaben. Festschrift für Thomas Zotz, hg.<br>von ANDREAS BIHRER, MATHIAS KÄLBLE und HEINZ KRIEG (Veröffentlichungen der<br>Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, For-<br>schungen 175), Stuttgart 2009.<br>(MARCO LEONARDI) . . . . . | 171 |
| Eingebildete Bauern – gelehrte Mönche. Reisebeobachtungen im 18. Jahrhundert zwi-<br>schen Schwarzwald und Bodensee, hg. und eingeleitet von IRMGARD und LUDGER<br>SYRÉ, Karlsruhe/Leinfelden-Echterdingen 2009.<br>(HORST BUSZELLO) . . . . .   | 171 |

|  |     |
|--|-----|
| Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau, Teil 2: Südlicher Teil, Halbband A-K, hg. von ALFONS ZETTLER und THOMAS ZOTZ (Archäologie und Geschichte 16), Ostfildern 2009.<br>(WILLY SCHULZE) . . . . .  | 172 |
| Jüdisches Leben in Baden 1809 bis 2009. 200 Jahre Oberrat der Israeliten Badens, Festschrift hg. vom Oberrat der Israeliten Badens, ed. von DAVID SELDNER, Ostfildern 2009.<br>(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) . . . . .  | 173 |
| ARMIN KOHNLE: Kleine Geschichte der Markgrafschaft Baden (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt), Karlsruhe/Leinfelden-Echterdingen 2007.<br>(URSULA HUGGLE) . . . . .   | 175 |
| WERNER LACOSTE: Deutsche Sturmbataillone 1915-1918. Der Kaiserstuhl und das Markgräflerland als Geburtsstätte und Standort deutscher Sturmbataillone des Ersten Weltkrieges, Aachen 2009.<br>(KARLHEINZ DEISENROTH) . . . . .  | 176 |
| FLORIAN LAMKE: Cluniacenser am Oberrhein. Konfliktlösungen und adlige Gruppenbildung in der Zeit des Investiturstreits (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 54), Freiburg/München 2009.<br>(MARCO LEONARDI) . . . . .   | 177 |
| KARL-HEINZ MEIER-BRAUN/REINHOLD WEBER: Kleine Geschichte der Ein- und Auswanderung in Baden-Württemberg, Leinfelden-Echterdingen 2009.<br>(URSULA HUGGLE) . . . . .  | 178 |
| ANNEMARIE OHLER/NORBERT OHLER: Kinder und Jugendliche in friedloser Zeit. Aus deutscher Geschichte in den Jahren 1939 bis 1949, Münster 2009.<br>(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) . . . . .  | 179 |
| Die Protokolle der Regierung von Baden, 2. Bd.: Das Erste und Zweite Kabinett Wohleb und die Geschäftsführende Regierung Wohleb 1947-1949, bearb. von CHRISTOF STRAUB, hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Stuttgart 2009.<br>(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) . . . . . | 179 |
| HANSMARTIN SCHWARZMAIER: Die Welt der Stauer. Wegstationen einer schwäbischen Königsdynastie, hg. vom Schwäbischen Heimatbund, Leinfelden-Echterdingen 2009.<br>(MARCO LEONARDI) . . . . .   | 181 |
| Vorderösterreichische Regierung und Kammer in Ensisheim und Freiburg bis 1752, bearb. von PETER STEUER und KONRAD KRIMM (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 50/2), Stuttgart 2009.<br>(JOHANNES MANGEI) . . . . .   | 181 |
| REINHOLD WEBER: Kleine Geschichte der Länder Baden und Württemberg 1918-1945 (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt), Leinfelden-Echterdingen 2008.<br>(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) . . . . .  | 182 |

*Orts- und personengeschichtliche Literatur*

|   |     |
|---|-----|
| 550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität, Bd. 3: Von der badischen Landesuniversität zur Hochschule des 21. Jahrhunderts, hg. von BERND MARTIN, Freiburg/München 2007.<br>(KARLHEINZ DEISENROTH) .....  | 183 |
| 1000 Jahre Zähringen. Mosaiksteine zu Geschichte und Gegenwart, hg. vom Bürgerverein Zähringen e.V., Freiburg 2008.<br>(PETER KALCHTHALER) .....  | 184 |
| ROGER CHICKERING: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914-1918, Paderborn 2009.<br>(DETLEF VOGEL) .....   | 185 |
| RUBEN FRANKENSTEIN: Denkmal und Name – Der gute Ort Freiburg. Dokumentation des jüdischen Friedhofs, unter besonderer Mitarbeit von LINA-MAREIKE DEDERT sowie ANETTE ANDRÉE, ALINE BRAUN und AARON SCHWALD (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 39), Freiburg 2009.<br>(HEIKO HAUMANN) .....         | 185 |
| Freiburg und seine Stadtteile, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild e.V., Freiburg 2007.<br>(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) .....  | 186 |
| Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920-1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen, hg. von ECKHARD WIRBELAUER in Verbindung mit FRANK-RUTGER HAUSMANN, SYLVIA PALETSCHEK und DIETER SPECK (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte NF 1), Freiburg/München 2006.<br>(KARLHEINZ DEISENROTH) ..... | 187 |
| MANFRED HILDENBRAND: Haslach im Kinzigtal. Geschichte einer alten Marktstadt, 4 Bde., Haslach 2009.<br>(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) .....   | 188 |
| KURT HOCHSTUHL: Leo Wohleb – Pädagoge und Politiker (Prägende Köpfe aus dem Südwesten 6), Leinfelden-Echterdingen 2010.<br>(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) .....   | 189 |
| ELISABETH IRTENKAUF/KLAUS HOG: Die Baugeschichte des Klosters St. Märgen auf dem Schwarzwald, eingebettet in die Klostersgeschichte (ca. 1115-1860), Lindenberg 2010.<br>(GUIDO LINKE) .....  | 190 |
| INGRID KÜHBACHER: In Freiburg bekannt. Persönlichkeiten und Unternehmen mit Engagement und kreativen Ideen, Freiburg 2009.<br>(PETER KALCHTHALER) .....   | 191 |
| ANTON JOSEF MARTIN: Z' Bürglen uf der Höh. Richard Sichler auf Schloss Bürgeln, Freiburg 2009.<br>(FRIEDRICH SCHÖPFLIN) .....   | 192 |

|   |     |
|---|-----|
| Die Pforte, hg. von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde in Ken-<br>zungen e.V., Redaktion: ROLAND G. FOERSTER, HELMUT REINER, KLAUS WEBER,<br>28. und 29. Jahrgang, Nr. 54-57 (2008/2009).<br>(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) ..... | 193 |
| HANS SIGMUND: 1000 Jahre Herdern. Vom ehemaligen Winzerdorf zum „Klein-Nizza“<br>von Freiburg. Chronik des Freiburger Stadtteils Herdern, Freiburg 2007.<br>(CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL) .....   | 194 |

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge und Rezensionen sind  
ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

### Vereinschronik 2010

|   |     |
|---|-----|
| Vorstand, Ausschuss, Veranstaltungen 2010 ..... | 195 |
| Kassenbericht 2009 .....                        | 197 |
| Mitgliederwesen .....                           | 198 |

## Geeignet der Ort – und programmatisch die Bezeichnung

Zu Lage und Namen von Klöstern in Südwestdeutschland und darüber hinaus\*

Von  
NORBERT OHLER

Ende des 6. Jahrhunderts waren zwölf irische Mönche unter Führung Columbans auf den Kontinent gezogen, um dort das geschwächte Christentum durch die Gründung von Klöstern neu zu beleben. Jahre später (612) trennte Gallus sich am Bodensee von seinem Meister Columban und suchte mit Hilfe eines Landeskundigen einen Ort, an dem er als Einsiedler leben wollte. Als er im Hochtal der Steinach zu Fall kam, sah er darin ein Zeichen, dass Gott ihm diesen Ort bestimmt habe. Er steckte ein Kreuz aus Haselzweigen in den Boden, befestigte eine Kapsel mit Reliquien daran und widmete sich an dem auf diese Weise geheiligten Ort dem Gebet und Fasten. Bald sammelten sich Gleichgesinnte um ihn. So erzählt es Walahfrid, Mönch und Abt im Kloster Reichenau († 849), gut zweihundert Jahre später.<sup>1</sup> Auch in Schuttern, St. Trudpert und andernorts liegen Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte zwischen ersten Hinweisen auf eine Einsiedelei und schriftlichen Quellen, die eine Mönchsgemeinschaft bezeugen.

Im Jahr 719, drei Generationen nach dem Tod des Gallus (vor 650?), wurde der Alemanne Otmar Abt in St. Gallen. Zu seiner Zeit entwickelte sich die ehemalige Einsiedelei zu einem bedeutenden Kloster, einem in sich abgeschlossener Ort mit Kirche, Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Der heilige Gallus – heute würde man sagen das Kloster St. Gallen – erhielt zahlreiche, schriftlich bestätigte Schenkungen, vor allem im seinerzeitigen Bistum Konstanz und damit auch im Breisgau.<sup>2</sup> Im Namen des Klosters und im Gebet der Mönche lebte der einsame Gottsucher weiter.

Walahfrids Aussagen seien um Nachrichten aus anderen Quellen ergänzt: Ein Mensch will radikal Ernst machen mit der Nachfolge Christi und zieht in die Fremde; nach Jahren asketischer Heimatlosigkeit sucht er eine ständige Bleibe und findet sie durch ein göttliches Zeichen. Bei solchen Einsiedeleien entstanden Gemeinschaften, die ihr Leben einer Regel unterwarfen. Ihr Tag war eingeteilt in Zeiten des Gebetes, der Arbeit und der Ruhe; sie hielten sich an die

---

\* Der Autor ergänzt damit seine Studie ‚Mönche und Nonnen im Mittelalter‘. Düsseldorf 2008 (mit Einzelnachweisen, die hier nicht wiederholt werden). Viele Einzelangaben sind Werken entnommen, die in den unten folgenden Anmerkungen genannt sind, ferner dem Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastique sowie dem Répertoire topo-bibliographique von COTTINEAU. Alle Aussagen zu belegen, würde darauf hinauslaufen, den für Beiträge in dieser Zeitschrift bewährten Umfang zu sprengen. Verzichtet wurde auf Unterscheidungen wie der/die Gründer/in.

<sup>1</sup> WALAHFRID STRABO: Leben des hl. Gallus; vgl. Ohler (wie Anm. \*), S. 75f. Zum Itinerar Columbans durch Gallien und Germanien nach Bobbio in Italien vgl. Atlas zur Kirchengeschichte. Die christlichen Kirchen in Geschichte und Gegenwart, bearb. von JOCHEN MARTIN, aktualisierte Neuausgabe, Freiburg u. a. 1987 (Atlas zur KG), S. 25.

<sup>2</sup> Vgl. Historischer Atlas von Baden-Württemberg (HABW), hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Stuttgart 1972-1988, Karte VIII. 2: Besitz karolingischer Reichsabteien um 900, bearbeitet von JOSEPH KERKHOFF (Reichenau, St. Gallen, Weißenburg) und GERD FRIEDRICH NÜSKE (Ellwangen, Fulda, Lorsch, Prüm, St-Denis, St-Martin in Tours), 1977.

drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams; sie gelobten Beständigkeit in der Gemeinschaft (*stabilitas in congregatione*, oft verkürzt zu *stabilitas loci*), das heißt, sie versprachen, auf Dauer als Mönche bzw. Nonnen (Monialen) in der Gruppe zu leben, der sie sich freiwillig angeschlossen hatten.

Das Wirken von Klöstern gehört in der europäischen Geschichte zu den Elementen langer Dauer (F. Braudel). Im Abendland, der von Rom geprägten lateinischen Christenheit, lassen sich vom 5. bis zum 18. Jahrhundert etwa 40.000 Klöster nachweisen. Damit tut sich eine überaus bunte Welt von Verbänden, Orden oder Eremitengemeinschaften auf; es gibt Frauen-, Männer- und Doppelklöster; zu unterscheiden sind Kloster und Stift<sup>3</sup> und andere Formen der Niederlassung. Um der Übersichtlichkeit willen bieten Karten zur Verbreitung der Klöster immer nur ausgewählte Auskünfte: über bestimmte Zeiten (Antike, Mittelalter, Neuzeit, über wenige Jahrhunderte oder sogar nur Jahrzehnte), über einzelne geographische Räume oder eine der vielen Gemeinschaften, die sich durch ein je eigenes Selbstverständnis und besondere Ziele unterscheiden. Trotzdem sind viele dieser Karten mit Punkten geradezu übersät.<sup>4</sup>

Im Folgenden wird gefragt: Wo lagen Klöster? Wie nannte man sie? Um der Studie Tiefenschärfe zu geben, wird das Blickfeld auch auf Gebiete außerhalb Südwestdeutschlands ausgeweitet.

Zuvor sei jedoch kurz auf zwei andere Fragen eingegangen. Wer war an Klostergründungen beteiligt? Welche Beweggründe standen dahinter? Eine Überlieferung wie die von Walahfrid aufgezeichnete steht oft am Anfang einer langen Geschichte; denn nicht wenige Klöster führen ihren Ursprung auf einen Einsiedler (Anachoreten, Eremiten) zurück. Als Gründer anderer Klöster nennen die Quellen weltliche und kirchliche Amtsträger, Städte und sogar Klöster. Als erstes, aber längst nicht einziges Motiv wird häufig das Heil der Seele des Stifters sowie der Seelen anderer Lebender und Verstorbener genannt. Das Motiv der Gründer bestimmte oft die Wahl des Ortes, an dem das Kloster errichtet werden sollte: Frauen und Männer wollten neues Land erschließen, ihre Herrschaft festigen, den Glauben ausbreiten, einen Altersruhesitz schaffen ...

## I. Zur Lage von Klöstern

### Am Rande des besiedelten Gebietes

Schon in frühchristlicher Zeit haben sich Männer und Frauen von der ‚Welt‘ abgewandt, um in der Einsamkeit zu beten und zu meditieren; ihren Lebensunterhalt haben sie mit den eigenen Händen erarbeitet. Im Laufe des Mittelalters haben Mönche mehrfach, einzeln oder in Gruppen, die Vorzüge der Einfachheit, Handarbeit und Weltabgeschiedenheit gleichsam wiederentdeckt. Einer der einflussreichsten unter ihnen war Benedikt; an seiner im 6. Jahrhundert aufgezeichneten Regel richten Frauen- und Männergemeinschaften noch heute ihr Leben aus. Benedikt hat dem Eremiten zwar höheren Rang eingeräumt als dem in Gemeinschaft lebenden Mönch; doch er wusste, dass nur wenige Menschen den Belastungen des Einsiedlerlebens gewachsen sind. Wiederholt haben Einzelne ihren Konvent verlassen, um Gott in der Einsamkeit zu suchen. Einer von ihnen war Meinrad, zuerst Mönch auf der Reichenau, dann Einsiedler, im Jahr 861 erschlagen. Im 10. Jahrhundert wurde am Ort des Frevels ein Kloster gegründet; es trägt den bezeichnenden Namen Einsiedeln (*ad solitarios; cella S. Meginradi*). Spätestens seit dem 14. Jahrhundert ist das im heutigen Kanton Schwyz gelegene Kloster ein viel besuchter, für die Schweiz als Nation bedeutsamer Wallfahrtsort.

In Südfrankreich gründete Wilhelm, Graf von Toulouse, im Jahr 804 das Kloster Gellone; zwei Jahre später trat er als Mönch darin ein, arbeitete als Koch und Bäcker, lebte zeitweise

<sup>3</sup> Zum Unterschied zwischen Kloster und Stift vgl. OHLER (wie Anm. \*), S. 110-112.

<sup>4</sup> Vgl. NORBERT OHLER: Atlanten und Karten zur Kirchengeschichte, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 1980, S. 312-349 [Forschungs- und Literaturbericht, mit Auswahlbibliographie: 88 Titel].



aber auch als Einsiedler in der Nähe seines Klosters. Ihm zu Ehren wurde Gellone später Saint-Guilhelm-du-Désert (St. Wilhelm von der Einöde) genannt. Der Name verweist auch auf die Wasserarmut der Gegend. Wer den durch Seeräuber gefährdeten Weg der Küste entlang scheute, wählte den mühsamen, dafür relativ sicheren Weg durch das Landesinnere. Wenig später, um 720, ließ sich der Franke Sigisbert als Einsiedler am Vorderrhein nieder, an einem *desertinas* (Einöde) genannten Ort. Aus der abgeschiedenen Behausung hat sich das bedeutende Kloster Disentis entwickelt.<sup>5</sup> Dank des selbstlosen Einsatzes von Männern wie Wilhelm und Sigisbert durften Fremde in Klöstern, in denen die Regel Benedikts galt, mindestens mit einem geschützten Nachtlager, vielleicht auch mit Speis und Trank rechnen.

In Höhlen haben hier und dort Einsiedler gelebt, in Ägypten, im Vorderen Orient und in der von Konstantinopel geprägten Christenheit sogar Gemeinschaften von Mönchen. Im Abendland hat es mindestens ein Höhlenkloster gegeben: La Cava in Kalabrien.<sup>6</sup> Die Ausnahme erklärt sich vielleicht damit, dass diese Provinz länger als das übrige Italien zum Oströmischen Reich gehört hat.

Ende des 11. Jahrhunderts haben Mönche das Eremitendasein und klösterliche Gemeinschaft miteinander verbunden. In einem abgelegenen Tal der Alpen entstand bei Grenoble im Jahr 1084 die Grande Chartreuse, das Mutterkloster vieler Kartausen.<sup>7</sup> Jeder Mönch lebt dort in einem eigenen Häuschen mit eigenem Garten; er ist jedoch verpflichtet, sich regelmäßig, wenn auch in eingeschränktem Maß, zu Formen gemeinschaftlichen Lebens einzufinden. Wie andere monastische Reformbewegungen passten sich die Kartäuser im Laufe der Jahrhunderte der veränderten Umwelt an. Kartausen entstanden auch in der Nähe von Städten, bei Dijon war es Champmol, mit der Grablege der Herzöge von Burgund, bei Pavia die Certosa, bei Burgos die Kartause Miraflores. Weitere Kartausen wurden bei Basel, Freiburg, Köln und Nürnberg gegründet.<sup>8</sup> Auch wenn die Kartäuser nahe bei einer Stadt lebten, hielten sie sich daran, Elemente des Einsiedlerlebens mit solchen klösterlicher Gemeinschaft zu verbinden.

Ein 1098 in Cîteaux gegründeter Konvent wollte die Regel Benedikts wieder in ihrer ganzen Strenge leben, in Armut, Einfachheit und fern vom Treiben der Menschen.<sup>9</sup> Die nach ihrem ersten Kloster Zisterzienser genannten Mönche bildeten den ersten ‚Orden‘, das heißt, sie wussten sich in allen ihren weit über Europa verstreuten Niederlassungen zu einer einzigen Gemeinschaft verbunden. Zwar wollten sie sich aus der ‚Welt‘ zurückziehen, doch manche Zisterze ist in einer Gegend gegründet worden, die alles andere als einsam war. So heißt es in einer Lebensbeschreibung des hl. Bernhard, Clairvaux, das Mutterkloster zahlreicher Zisterzen, habe zuvor Räubern als Schlupfwinkel gedient.<sup>10</sup> Unweit von Clairvaux muss es also einen Weg gegeben haben, auf dem auch Wohlhabende durchs Land gezogen sind.

<sup>5</sup> ARNO BORST: Mönche am Bodensee 610-1525, Sigmaringen 1978 (Nachdruck Berlin 1998), S. 43.

<sup>6</sup> GIOVANNI VITOLO: (La) Cava, in: Lexikon des Mittelalters (LexMA), Bd. 5, München/Zürich 1991, Sp. 1603f.; MARCELL RESTLE: Höhlenkirchen, -klöster, ebd., Sp. 85f.; CHRISTIAN HANNICK: Kiev, Höhlenkloster, ebd., Sp. 1131.

<sup>7</sup> Vgl. Atlas zur KG (wie Anm. 1), S. 51. Plan einer Kartause in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 6, Freiburg <sup>2</sup>1961, nach Sp. 352, ebd. der Plan von St. Gallen.

<sup>8</sup> Ein Stich (1771) der Freiburger Kartause in: HANS SCHADEK/JÜRGEN TREFFEISEN: Klöster im spätmittelalterlichen Freiburg. Frühgeschichte, Sozialstruktur, Bürgerpflichten, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1996, S. 421-467, hier S. 441. Vgl. auch die Pläne in: Freiburg i.Br. Eine Stadt braucht Klöster. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Freiburg 2006. Die Nürnberger Kartause lag außerhalb der beiden Stadtkerne, doch schon innerhalb der spätmittelalterlichen Stadtmauer; die ehemalige Kartause beherbergt seit 1866 das Germanische Nationalmuseum.

<sup>9</sup> Vgl. Atlas zur KG (wie Anm. 1), S. 52f.; Großer Historischer Weltatlas (GHWA), Teil 2: Mittelalter, hg. vom Bayerischen Schulbuchverlag, München <sup>2</sup>1978, S. 27, die Legende zur Karte weist 729 Klöster nach.

<sup>10</sup> Das Leben des heiligen Bernhard von Clairvaux (*vita prima*), hg., eingeleitet und übersetzt von PAUL SINZ (Heilige der ungeteilten Christenheit), Düsseldorf 1962, S. 58. Ähnliches ist von Maulbronn überliefert.

## An sicheren Orten

Mit dem Streben nach Einsamkeit *und* Sicherheit lässt sich die Lage von Klöstern auf einem Berg, einer Insel oder Halbinsel erklären. Montecassino, um 529 von Benedikt an einem Berghang gegründet, hat vielen späteren Klöstern als Vorbild gedient. Nicht wenige Namen von Klöstern verweisen auf deren Lage: Berge (bei Magdeburg), Hohentwiel (bei Singen im Hegau) und Montserrat (60 km nordwestlich von Barcelona).

Auch Sorge um die Gesundheit konnte zur Gründung eines ‚Höhenklosters‘ führen. In südlichen Breiten fürchtete man im Sommer die stickigen und, wie wir wissen, malariaverseuchten Niederungen. Bei der Gründung von Monreale (Sizilien) mag man auch die frische Luft oberhalb der Stadt Palermo gesucht haben. Ein Ausblick in die frühe Neuzeit: Die an der Universität Freiburg lehrenden Jesuiten ließen sich, wie sie es aus Ländern am Mittelmeer kannten, als Sommerresidenz oberhalb der Stadt am Schönberg das ‚Jesuitenschloss‘ errichten.

Auf einer Insel (= werder, werth, wörth) gelegene Klöster blieben eher ungestört; unbefugtes Fortlaufen ließ sich einfacher unterbinden; Feinden war der Zugriff erschwert. Abt Otmar von St. Gallen starb 759 als Häftling bei Stein, auf der Rheininsel Werd (ein Pleonasmus). Im Jahr 926 haben ungarische Krieger St. Gallen, nicht aber die Reichenau geplündert. Auf anderen Inseln im Bodensee gab es ein Kanonissenstift (Lindau) und eine Kommende des Deutschen Ordens (Mainau). Vom Rhein umflossen waren Kloster Rheinau (südlich von Schaffhausen), ein Frauenkloster bei Säckingern sowie das später verlegte Kloster Honau bei Straßburg (*insula honaugiensis*). Im Rhein lagen auch Nonnenwerth (vormals Rolandswerth; bei Bonn) sowie Kaiserswerth (bei Düsseldorf). Auf Inseln im Chiemsee wurden Frauenwörth und das wahrscheinlich ältere Herrenwörth errichtet; auch Seon (nördlich des Chiemsees) war ursprünglich ein Inselkloster.<sup>11</sup>

Sicherheit boten auch Flussschlingen; nicht anders als bei Halbinseln sind das Kommen und Gehen leicht zu kontrollieren. Im Kloster Jumièges, das auf einer Schlinge der Seine errichtet war, wurde wahrscheinlich Tassilo III., ein Vetter und Gegner Karls des Großen, nach seiner endgültigen Absetzung und Abdankung als Herzog von Bayern gefangen gehalten.

Inseln im Meer boten erst recht Abgeschiedenheit und Ruhe; zudem waren sie Orte der Askese, erlebte man das Meer doch als ähnlich lebensfeindlich wie die Wüste. Für ihre einzigartige Lage bezahlten die Klöster allerdings einen hohen Preis; wiederholt wurden sie von Seeräubern ausgeplündert. Zu den Inselklöstern, die der europäischen Kultur große Werke geschenkt haben, zählen Lérins (bei Cannes, im Mittelmeer), Noirmoutier (südlich der Loiremündung), der Mont-Saint-Michel (*S. Michael in periculo maris*, St. Michael in der Gefahr des Meeres; vor der Küste der Normandie), Lindisfarne (*Holy Island*) und Iona (östlich bzw. westlich der britischen Hauptinsel), sowie Skellig Michael (auf einem Felsen im Atlantik, vor der Südwestküste Irlands).<sup>12</sup>

## An Orten, von denen aus Land zu erschließen war

Als sich Einsiedeleien zu Klöstern entwickelten, waren die Mittelgebirge noch mit Wald bestanden und so gut wie menschenleer. Um den Landesausbau zu fördern, wurden Klöster auch gezielt in unwirtlichen Gegenden gegründet. Anderen Klöstern wuchs diese Aufgabe im Laufe

<sup>11</sup> Zur Insellage vgl. ARNOLD ANGENENDT: *Monachi Peregrini. Studien zu Pirmin und den monastischen Vorstellungen des frühen Mittelalters* (Münstersche Mittelalter-Schriften 6), München 1972, S. 159f.

<sup>12</sup> Vgl. Atlas zur KG (wie Anm. 1), S. 19; GHWA 2 (wie Anm. 9), S. 9 b; Westermanns großer Atlas zur Weltgeschichte (WGAW), hg. von HANS-ERICH STIER u.a., Braunschweig 1969, S. 52 I. Zu Michaels(kloster)kapellen, die auf dem festen Land auf Bergen errichtet waren, vgl. *Die Klöster der Ortenau*, hg. von WOLFGANG MÜLLER (Die Ortenau 58), Lahr 1978, S. 53, Anm. 147.



Abb. 1 Die aus einer in der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts gegründeten Einsiedelei hervorgegangene Benediktinerabtei St. Trudpert (unten rechts) im Münstertal (Kreisarchiv Breisgau-Hochschwarzwald).

der Zeit zu als Folge der Schenkung von Land und von Rechten sowie des gewährten oder aufgedrängten Schutzes.<sup>13</sup>

Gründer oder Förderer solcher Klöster erwarteten, dass die Mönche in Waldgebieten die Rodung in Angriff nähmen, in sumpfigen Landstrichen die Entwässerung.<sup>14</sup> Nicht wenige Klöster haben wesentlich zum Landesausbau beigetragen. Im Schwarzwald sind Hirsau, St. Blasien, St. Georgen, St. Peter, St. Trudpert (Abb. 1) und St. Ulrich (Abb. 2) zu nennen, im Odenwald Amorbach. Montmajour (*Mons maior*, der größere Berg) wurde bei Arles gegründet, auf einer Insel inmitten von Sümpfen, die auch von diesem Kloster aus im Laufe der Jahrhunderte trockengelegt wurden. Im zweiten Teil dieses Aufsatzes wird zu zeigen sein, wie oft in Namen von Klöstern die Erinnerung an schwere Arbeit weiterlebt.

Hand in Hand mit der politischen Einflussnahme und wirtschaftlichen Erschließung des Landes verlief zeitweise die Ausbreitung des Christentums. Bonifatius – Mönch und Abt, Bischof, Missionar und Reformator der fränkischen Kirche († 754) – gründete um 735 in Tauberbischofsheim ein Frauenkloster, dem er Aufgaben bei der Christianisierung der Sachsen zuge-

<sup>13</sup> Vgl. HABW (wie Anm. 2), Karte V, 1: Das merowingische Herzogtum Alemannien (*Ducatus Alemanniae*), bearb. von OTTO PAUL CLAVADTSCHER u.a., Stuttgart 1988. Durch unterschiedliche Signaturen weist die Karte Flächen aus, die bis 750 „sicher“ bzw. „wahrscheinlich“ besiedelt waren. Eingetragen sind auch St. Gallen und andere frühe Klöster. WERNER RÖSENER u.a.: Landesausbau und Kolonisation, in: LexMA (wie Anm. 6), Bd. 5 (1991), Sp. 1643-1653.

<sup>14</sup> Zu Rodungsklöstern vgl. FRIEDRICH PRINZ: Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4. bis 8. Jahrhundert), 2., durchgesehene und um einen Nachtrag ergänzte Auflage München 1988, S. 536-539.



Abb. 2 Das nach 1080 gegründete Benediktinerpriorat St. Ulrich im Möhlintal (Kreisarchiv Breisgau-Hochschwarzwald).

dacht hatte. Nicht weit von slawisch besiedelten Gebieten entfernt wurden in Bayern, ebenfalls im 8. Jahrhundert, Kremsmünster, Mondsee, Niederaltaich und andere Klöster gegründet; sie sollten an der Mission unter den Slawen mitwirken.<sup>15</sup>

#### In verkehrsgünstiger Lage

Viele Klöster sind zwar in menschenleeren Landstrichen entstanden, doch in der Nähe von Reisewegen. Vorüberkommende waren froh, in unwirtlicher Einsamkeit klösterliche Gastfreundschaft zu finden. In dem Maße, wie die Bevölkerung zunahm,<sup>16</sup> mehrte sich die Zahl der Reisenden; die Zeit der Einsamkeit war vorüber. St. Gallen hat sich nicht von ungefähr zum Vorort eines Kantons entwickelt; heute schneiden sich hier Straßen überregionaler Bedeutung. Das Allerheiligenkloster in Schaffhausen lag in der Nähe des Rheinfalls, der auf einer der bedeutendsten europäischen Wasserstraßen den Schiffsverkehr zwischen Bodensee und Basel unterbricht. Personen mussten aussteigen und den Katarakt auf einem Landweg umgehen; Waren mussten aus- und auf andere Schiffe umgeladen werden. Das schaffte Arbeitsplätze, und dem Kloster kamen Abgaben zugute. Auch Schaffhausen ist zum Vorort eines Kantons aufgestiegen.

Fulda war zur Zeit seiner Gründung eine Lichtung inmitten ausgedehnter Wälder. Doch es lag am Fernweg Frankfurt-Erfurt/Leipzig, und heute gehört der Intercity-Bahnhof Fulda zur Verkehrsachse Frankfurt-Hamburg. Als Zisterzienser sich 1146/47 in Maulbronn niederließen, durften sie davon ausgehen, nicht von der ‚Welt‘ gestört zu werden; unweit vom ehemaligen

<sup>15</sup> Vgl. Atlas zur KG (wie Anm. 1), S. 29 b.

<sup>16</sup> Vgl. NORBERT OHLER: Zur Bevölkerungsgeschichte von Baden-Württemberg in vorstatistischer Zeit. Ein Versuch, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 152 (2004), S. 9-22.

Kloster verlaufen heute Eisenbahn und Bundesstraße. Amorbach im Odenwald wurde als planmäßige Rodung angelegt; heute schneiden sich hier Fernstraßen, wie auch in Hersfeld.

Ellwangen wurde an der Stelle gegründet, wo es eine für die Straße Stuttgart-Nürnberg günstige Furt durch die Jagst gab, Gandersheim an einem für die West-Ost-Fernstraße Mainz-Fulda-Hildesheim wichtigen Übergang über die Gande. Wieder andere Klöster entstanden an Schnittstellen von Land- und Wasserweg. Der Hellweg kreuzt beim Weserübergang von Corvey eine Nord-Süd-Straße. In Corvey, in (Köln-)Deutz am Rhein und in Jumièges an der Seine werden die Aufgaben der Hilfe, des Schutzes und der Kontrolle unmerklich ineinander übergegangen sein.

An Knotenpunkten des Verkehrs gelegene Konvente haben sich in den Dienst durchreisender Fremder gestellt. Menschenfreundlichkeit ist, wie im zweiten Teil des Aufsatzes zu zeigen ist, in den Namen mindestens eines Klosters eingegangen. Von dem im 8. Jahrhundert am Oberlauf des Rheins gegründeten und schon erwähnten Disentis aus hatten Reisende bis zur Passhöhe des Lukmanier ‚nur‘ noch gut 770 Höhenmeter zu überwinden.<sup>17</sup> Kloster Iburg, bei Osna-brück auf einer älteren Bergfeste errichtet, beherrschte den wichtigsten Pass des Teutoburger Waldes. Das Hospiz Sankt Bernhard duckt sich ein wenig unterhalb der Passhöhe des Großen St. Bernhard. Gegründet wurde es vom hl. Bernhard von Menthone; im Jahr 1145 werden erstmals dort lebende „Brüder“ (*fratres*) erwähnt; zum Jahr 1191 ist von Chorherren zu lesen. Bekannt geworden sind auch deren Helfer, die Bernhardinerhunde.

Wer über ein Kloster in solcher Lage gebot, hatte es leicht, den Verkehr zu überwachen und Feinden den Weg zu versperren. Das gilt auch für andere Engstellen. Vom Kloster Weltenburg aus, im Donaudurchbruch bei Kelheim, konnten Mönche Schiffern und Reisenden helfen, von ihnen aber auch Abgaben fordern. Auf markanter Erhebung oberhalb des Donautals liegen – wie soll man es nennen: gebieterisch, majestätisch, einschüchternd? – Göttweig und Melk.

#### An Gewässern

Monialen und Mönchen war das Fleisch von Vierfüßlern untersagt (eine Ausnahme galt für Kranke), der Verzehr von Fisch dagegen gestattet. Schon deshalb schätzten Klostergründer Plätze an einem Gewässer. Gründungsurkunden heben hervor, der Ort sei „geeignet zum Bau einer Mühle“, „zur Anlage von Fischeichen“. Zisterzienser haben meisterhaft die Energie des Wassers genutzt, um Land zu bewässern, Mühlen, Schmiedehämmer und andere Maschinen anzutreiben, um ein Brunnenhäuschen mit Wasser zum Händewaschen vor und nach Tisch zu versorgen und um Fäkalien rasch zu entsorgen.

Wer am Wasser baute, sollte um dessen Gefahren wissen. 1307 zerstörte ein Hochwasser des Rheins Kirche und Klostergebäude in Selz, südlich von Lauterburg im Elsass, das Kaiserin Adelheid, die 999 verstorbene Gemahlin Kaiser Ottos I., sich als Alterssitz hatte bauen lassen.<sup>18</sup> Für den Bau von Fleury/St. Benoît, östlich von Orléans, nützte man die Loire als Transportweg, errichtete das Kloster aber so weit oberhalb des Flusses, dass dessen Überschwemmungen den Bauten nichts anhaben konnten.

Lang würde die Liste von Klöstern, die an einem See liegen; in ihr dürfen Maria Laach (*Maria ad lacum*, „Maria am See“) in der Eifel sowie Mattsee, Mondsee und Tegernsee im Bereich der Alpen nicht fehlen. Noirlac wurde in den – wohl wie ein schwarzer See wirkenden – Sümpfen des Cher in Mittelfrankreich gegründet.

<sup>17</sup> Vgl. NORBERT OHLER: Reisen im Mittelalter, 4., überarb. und erw. Auflage München/Zürich 2004, S. 75.

<sup>18</sup> HUBERT SEIBERT: Selz, in: LexMA (wie Anm. 6), Bd. 7, München/Zürich 1995, Sp. 1738. Ebenfalls als Alterssitz wurde Kloster Kaufungen bei Kassel gegründet, von Kaiserin Kunigunde († 1033), der Gemahlin Kaiser Heinrichs II.

### In oder nah bei vorhandener Bausubstanz

Die meisten Klöster dürften Nutznießer früherer Siedlungs- und Bautätigkeit gewesen sein. Der eingangs erwähnte Columban hatte, bevor er an den Bodensee kam, in den Vogesen einen Platz gesucht, der sich für die Anlage eines Klosters eignete. Fündig geworden waren er und seine Begleiter um das Jahr 590 in einer seit langem verfallenen Siedlung, wo ihnen warme Quellen behagten und sogar noch gemauerte Bauten standen.<sup>19</sup> Fontaines-lès-Luxeuil war in keltorömischer Zeit ein Badeort gewesen; als Kloster bestand es bis 1790, das heißt 1.200 Jahre lang! Viele Jahre später ist Columban vom Bodensee aus über die Alpen nach Italien gezogen. In Bobbio richtete er eine halbverfallene Kirche wieder her und gründete dort sein letztes Kloster, in dem er im Jahr 615 gestorben ist. Luxeuil und Bobbio zählen zu den bedeutendsten europäischen Klöstern.

Wie viel leichter der Anfang war, wenn Monialen und Mönche nicht mit allem und jedem bei Null einsetzen mussten, erzählt anschaulich die Lebensbeschreibung (*vita*) des Gründers der Prämonstratenser.<sup>20</sup> Seit etwa 1118 schlossen sich dem angesehenen Wanderprediger Norbert zahlreiche Frauen und Männer an. Sie wollten heimatlos und, wie die Urgemeinde, „ein Herz und eine Seele“ sein und „alles gemeinsam“ haben (Apg 4,32). Der Bischof von Laon (Nordfrankreich) nötigte Norbert jedoch, sich in der Diözese nach einem ihm zusagenden Ort umzuschauen. Schließlich gab Norbert nach und wählte, wie Klostergründer vor und nach ihm, einen Platz „in einer höchst unwirtlichen Gegend. Dieser war völlig unbebaut, mit Gestrüpp und Sümpfen bedeckt ... die Einheimischen nannten ihn seit alters Prémontré, *Praemonstratum*“. Nichts habe, vermerkt die Vita, zum Bleiben eingeladen, außer einer Kapelle, einem kleinen Obstgarten und einem Teich. Ein wenig Kultur hatte es dort also schon gegeben. Seit dem Frühjahr 1120 richteten Norbert und seine Gefährten sich dort wie in einer Robinsonade ein; vor allem bauten sie eine Kirche, die im Mai 1122 geweiht wurde.

Auf dem Gelände eines ehemaligen römischen Gutshofs in Hessen wurde Kloster Lorsch gegründet, in günstiger Verkehrslage unweit der Straße Metz-Worms-Augsburg. Auch wenn zur Zeit der Wiederbesiedlung Wald das Areal bedeckt haben sollte, lagen die Vorzüge auf der Hand: Einst war das Gelände planiert, waren Steine aus dem Boden gelesen und Wege gebahnt worden; das erleichterte spürbar den neuen Anfang. Verglichen damit hatten Mönche es in Alpirsbach geradezu bequem, erhielten sie doch ein bereits bewirtschaftetes Hofgut.<sup>21</sup>

Viele Klöster wurden in ehemaligen oder noch bestehenden Befestigungen gegründet, gleichsam in Abwandlung des Bibelwortes „Schwerter zu Pflugscharen“ (Mi 4,3). So ließ um 620 ein gewisser Romarich westlich der Vogesen in den Resten eines römischen Lagers ein Frauenkloster errichten. Zur Erinnerung an den Gründer sprach man später von *mons Romerici*, „Berg des Romarich“. Nach 817 wurde das Kloster Remiremont in das mildere Tal, an das Ufer der Mosel verlegt. Gegenüber von Köln, auf der rechten Rheinseite, bot sich ein ehemaliges römisches Kastell zur Anlage des Klosters Deutz an. Dank der Zweitnutzung musste man nicht mühsam die Fundamente legen, Steine brechen, zuhauen und heranschaffen.<sup>22</sup>

Gönner haben wiederholt ihre eigene oder eine dem Gegner abgenommene Befestigung einem Konvent geschenkt. Mit einer funktionstüchtigen Burg erhielten Monialen oder Mönche

<sup>19</sup> Vgl. OHLER (wie Anm. \*), S. 70 und 74.

<sup>20</sup> Vgl. ebd., S. 289-293, mit Nachweis der Quellen; Atlas zur KG (wie Anm. 1), S. 54; GHWA 2 (wie Anm. 9), S. 28.

<sup>21</sup> KLAUS SCHREINER: Alpirsbach, in: Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg, bearb. von Franz Quarthal u.a. (Germania Benedictina V), Augsburg 1975, S. 117-124, hier S. 117. Vgl. KARL-HEINZ MISTELE: Murrhardt, ebd., S. 396-401, hier S. 397.

<sup>22</sup> Vgl. PRINZ (wie Anm. 14), S. 398, Anm. 240, eine lange Liste von Klöstern, die auf antiken Ruinen oder Siedlungsresten errichtet wurden. Ebd., S. 399, Anm. 246, eine Liste von Klöstern in der Nähe römischer *oppida* oder *civitates*.

nach außen abgeschlossene Gebäude mit Wohnräumen, Küche und Keller, oft sogar mit einer Kapelle.<sup>23</sup> Im Allgemeinen gehörten zu einer Burg auch ein Wirtschaftshof mit Gärten und Äckern, Wiesen und Weiden, Wäldern und weiteren Rechten, nicht zuletzt mit Hörigen, die das Land bebauten. Um 1064 hatte Erzbischof Anno II. von Köln in einem Rechtsstreit für seine Kirche den Sieberg bei Bonn gewonnen. Er gründete dort ein Kloster, in dem er einst beige-  
setzt werden wollte, und stellte es unter den Schutz des hl. Michael. Das erste Stift der Prämonstratenser im rechtsrheinischen Deutschland richtete im Jahr 1122 Graf Gottfried in seiner westfälischen Burg Cappenberg ein; er verstand die Gründung auch als Sühne für seine Mitschuld an der Teilerstörung der nahe gelegenen Bischofsstadt Münster im Vorjahr. Hatten Mönche von einem Platz einmal Besitz ergriffen, konnten der Vorbesitzer und dessen Erben das Anwesen kaum mehr zurückgewinnen. Denn nach herrschender Meinung legte sich, wer kirchliches Eigentum beanspruchte, mit Gott und dessen Freunden, den Heiligen an, im Falle Siegburgs sogar mit Michael, dem kämpferischen Fürsten der Engel.

Zu den ‚Burgklöstern‘ oder ‚Burgstiften‘ gehören der Odilienberg in den Vogesen, ferner Kumburg bei (Schwäbisch-)Hall, Limburg in der Pfalz, Banz in Franken sowie – am oder im Harz – Gernrode, Ilseburg und Quedlinburg.

Umgekehrt ließen sich Klöster auch in Festungen umwandeln. Krieger vertrieben die Mönche und verstärkten, wenn nötig, die Klostermauern. So haben die Normannen im 9. Jahrhundert das schon erwähnte Meereskloster Noirmoutier in ihre Gewalt gebracht und von dort aus das Land im weiten Umkreis ausgeplündert und eingeäschert.

#### Die Landschaft prägend

Viele Klöster beherrschen bis heute die Landschaft, die Mönche einst mit der Anlage von Kirchen, Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, Feldern, Obst- und Weingärten, Wegen, Straßen und Brücken gestaltet haben. Genannt seien St. Peter im Schwarzwald, Beuron, Neresheim und Weingarten sowie, weiter entfernt, Melk und Weltenburg an der Donau, nicht zuletzt der Mont Saint-Michel vor der Küste der Normandie. Einsiedler und Stifter von Klöstern waren oft weit in der Welt herumgekommen. Auch Äbte haben sich auf Reisen zu kirchlichen und weltlichen Versammlungen umschauen und Anregungen sammeln können. Hatten sie – vielleicht nach einem Brand – den Um-, Aus- oder Neubau ihres Klosters ins Werk zu setzen, wussten sie, wie das Land sich prägen ließ. Das könnte zu der sprichwörtlichen Redensart geführt haben: „Wo ein schöner fleck ist, da schmeißt der teufel ein kloster hin oder einen edelmann.“<sup>24</sup>

Eine stolze Nachahmung sei hervorgehoben. In den 980er-Jahren gründete Gebhard II., 979 bis 995 Bischof von Konstanz, das erste bischöfliche Eigenkloster am Bodensee. Benannt wurde es nicht nach seinem Hauptpatron, Papst Gregor dem Großen, obwohl Gregorsmünster (*monasterium sancti Gregorii*; so eine der vielen Bezeichnungen) nahe gelegen hätte. Vielmehr sollte es an ein einzigartiges Vorbild erinnern: So wie von Rom aus gesehen St. Peter sich jenseits des Tibers erhob, sollte von Konstanz aus die Neugründung jenseits des Rheins liegen; die Bezeichnung Petershausen (*Petri domus*) hat sich durchgesetzt.

#### An der Stätte gewaltsamen Todes

Nach einem Mord sollte die Stätte des Frevels von der Befleckung mit Blut gereinigt werden, zumindest durch Aufstellen eines ‚Sühnekreuzes‘. War ein Würdenträger getötet worden, wussten Mächtige sich zu weit mehr verpflichtet. Im Jahr 1066 siegte Herzog Wilhelm von der Normandie in der Schlacht bei Hastings. Unter den vielen Gefallenen war auch König Harald von England. Damit war Wilhelm seinem Ziel, König von England zu werden, einen entscheidenden

<sup>23</sup> Vgl. GÜNTHER BINDING: Burgkapelle, in: LexMA (wie Anm. 6), Bd. 2, München/Zürich 1983, Sp. 1054f.

<sup>24</sup> Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 11, München 1984 (Nachdruck), Sp. 1235; ebd., Sp. 1235-1244 mit ‚Kloster‘ zusammengesetzte Wörter.

den Schritt näher gekommen. Zur Erinnerung stiftete er 1067 die Battle Abbey (*monasterium de bello, monasterium bellense*; Schlacht-Abtei) St. Martin in Hastings; der Hauptaltar könnte an der Stelle gestanden haben, an der Harald den Tod erlitten hatte.

Im 13. und im 14. Jahrhundert wurden im Deutschen Reich zwei Sühne-Abteien errichtet. 1256 hatte der Bayernherzog Ludwig der Gestrenge seine Ehefrau Maria von Brabant, die er zu Unrecht des Ehebruchs verdächtigte, enthaupten lassen. Als Buße stiftete er 1258/63 das Zisterzienserkloster Fürstenfeld (heute Fürstenfeldbruck) und stattete es mit reichem Forstbesitz aus. Am 1. Mai 1308 war im schweizerischen Aargau König Albrecht I. von Habsburg ermordet worden. Am Ort der ruchlosen Tat ließ die Königinwitwe Elisabeth († 1313) das Kloster Königsfelden (*Campus regius*) erbauen. Es wurde von Franziskanerinnen und Franziskanern betreut und diente den Habsburgern, solange sie das Land beherrschten, als Hauskloster der Dynastie und als Familienmausoleum.

### In Städten

Seit der Spätantike sind in Städten (*coloniae, municipia*; mit dem Recht der Selbstverwaltung) Kirchen und Klöster entstanden, nicht selten in weiträumigen Villen, die ihre Eigentümer der Gemeinde oder einer besonderen, zu strenger Christusnachfolge entschlossenen Gemeinschaft zur Verfügung gestellt hatten. Kleriker, die dem Bischof beim Gottesdienst und bei Pflichten Armen und Fremden gegenüber zur Seite standen, lebten in Gemeinschaft und waren von Mönchskonventen kaum zu unterscheiden.<sup>25</sup> Auch wenn sich eine ununterbrochene Kontinuität nicht nachweisen lässt, ist damit zu rechnen, dass in einer Stadt wie Rom viele mittelalterliche Frauen- sowie Männerklöster schon in der Spätantike bestanden haben.<sup>26</sup>

Sobald das Christentum öffentlich anerkannte Religion war, haben Gemeinden über den Gräbern frühchristlicher Märtyrer Gedenkstätten errichtet. Vorchristlichem Recht und Brauch entsprechend lagen Friedhöfe außerhalb der Siedlung, oft an Ausfallstraßen. Beim Grab des Glaubenszeugen ließ sich ein Einsiedler oder eine Gruppe frommer Christen nieder; sie ehrten den als heilig Geltenden und dienten Pilgern, die in dessen Nähe beten wollten. An vielen dieser Gebetsstätten bildeten sich im Laufe der Zeit Gemeinschaften von Mönchen oder Nonnen, und die über dem Grab entstandene Kultstätte wurde zu einem eigenen, durch Zaun oder Mauer ausgesonderten Bezirk. Solche Klöster finden sich innerhalb des deutschen Sprachraums in Köln, Trier und Xanten.<sup>27</sup> Wuchs die nahe gelegene Stadt, war es eine Frage der Zeit, bis das Kloster und die Siedlung, die in dessen Schutz herangewachsen war, in die städtische Um-mauerung einbezogen wurden. Ihren rechtlichen Sonderstatus haben diese Orte und Gemeinschaften oft bis weit in die Neuzeit bewahrt.

Seit dem 10./11. Jahrhundert dehnten sich bestehende Orte aus, wurden neue Märkte und Städte angelegt. Im 13. Jahrhundert entstanden die Bettelorden, auch als Antwort auf soziale Nöte, Verelendung und unzulängliche Seelsorge in den Städten. Die Bettelmönche wollten nicht nur die individuelle, sondern auch die kollektive Armut leben. Oft wurden sie von der städtischen Obrigkeit gerufen und mit Angeboten gelockt, bebaute oder unbebaute Grundstücke innerhalb der Stadtmauern zu übernehmen und dort Kirche, Konvents- und Wirtschaftsgebäude zu errichten.<sup>28</sup> Vielerorts ließen sie sich gerade an der Stadtmauer nieder, wo

<sup>25</sup> Vgl. RICHARD B. DOBSON: Kathedralkloster, -priorat, in: LexMA (wie Anm. 6), Bd. 5, München/Zürich 1991, Sp. 1075f.

<sup>26</sup> Vgl. Atlas zur KG (wie Anm. 1), S. 16 und 40; WGAW (wie Anm. 12), S. 45 I. In Rom erinnert der Zusatz *fuori le mura* daran, dass S. Lorenzo, S. Paolo und andere Kirchen außerhalb der Stadtmauern lagen.

<sup>27</sup> Atlas zur KG (wie Anm. 1), S. 41 A zu Köln; WGAW (wie Anm. 12), S. 32 V zu Xanten, S. 40 V zu Trier und S. 78 II zu Köln.

<sup>28</sup> Zu den europaweiten Niederlassungen von Franziskanern und Dominikanern vgl. Atlas zur KG (wie Anm. 1), S. 58f. sowie GHWA 2 (wie Anm. 9), S. 30f.



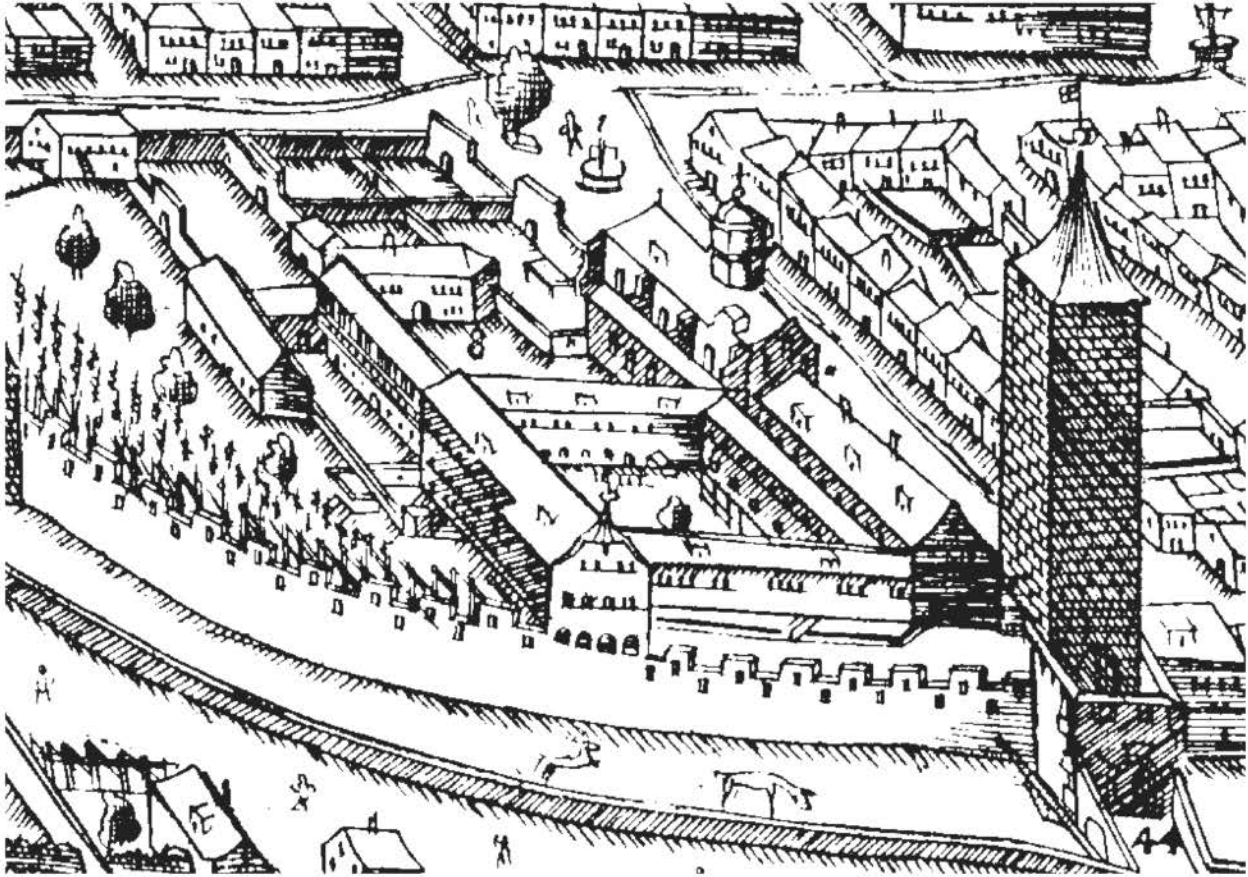


Abb. 3 Das 1235 gegründete und innerhalb der nordwestlichen Stadtmauer gelegene Dominikaner- bzw. Predigerkloster von Freiburg. Ausschnitt aus dem Großen Sickingenplan von 1589 (StadtAF, M 7701.27).

es noch relativ billiges Bauland gab. Zudem drängten sich dort Angehörige der Unterschicht, in deren Seelsorge die Bettelmönche wirken wollten.<sup>29</sup>

In Freiburg haben Prediger (Dominikaner), Barfüßer (Franziskaner), Dominikanerinnen, Franziskanerinnen und Angehörige anderer weiblicher und männlicher Orden sich niedergelassen, wo gerade Platz war, oder wo der Rat oder ein Gönner ihnen ein Anwesen zur Verfügung gestellt hatte.<sup>30</sup> Die Franziskaner richteten sich in der Stadtmitte ein; das Kloster der Dominikaner (Abb. 3) dagegen lag ebenso wie das der Augustiner in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer. Ähnlich verhielt es sich in anderen Städten.<sup>31</sup>

Klöster in solcher Randlage erhielten oft vom Rat die Erlaubnis, eine Pforte in die Stadtmauer zu brechen, damit die Mönche auch bei verschlossenen Stadttoren noch Einlass fänden, wenn sie von einer Predigtreise oder einer Betteltour auf dem Land zurückkehrten. Bei einem bewaffneten Angriff bedeutete eine solche Öffnung allerdings eine Schwachstelle innerhalb der Befestigung. Obendrein führte manches Kloster durch seine Pforte Waren ein und umging auf diese Weise den städtischen Zoll. Es blieb nicht aus, dass Privilegien und weitergehende Ansprüche zu Streit zwischen dem Rat bzw. der Bürgerschaft und den innerhalb der Stadt lebenden kirchlichen Gemeinschaften führten.

<sup>29</sup> Vgl. BORST (wie Anm. 5), S. 364.

<sup>30</sup> Vgl. BERENT SCHWINEKÖPER: Historischer Plan der Stadt Freiburg im Breisgau (vor 1850) (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 14), Freiburg 1975.

<sup>31</sup> Vgl. HEINZ-KARL JUNK: Städtische Topographie, in: LexMA (wie Anm. 6), Bd. 8, München/Zürich 1997, Sp. 867-870.

In vielen Städten nahmen kirchliche Liegenschaften einen großen Teil der Gesamtfläche ein. Mitte des 15. Jahrhunderts besaßen die Klöster in Freiburg etwa ein Sechstel, um 1500 bereits mehr als ein Fünftel des überbauten Gebiets der Altstadt (36.000 bzw. 48.000 Quadratmeter).<sup>32</sup> Lang unterdrückter Groll hat sich im 16. Jahrhundert entladen. Setzte die Reformation sich durch, wurden die Besitzungen kirchlicher Einrichtungen direkt oder indirekt in das Eigentum der Stadt überführt.

### Frauenklöster in geschützter Lage

Seit den Anfängen des christlichen Mönchtums haben Frauenklöster sich wirksamen Schutzes erfreut. Weit mehr Sicherheit als auf freiem Land war innerhalb der antiken *civitas* und später in der mittelalterlichen Stadt zu finden, und auch schon in deren Nähe. Innerhalb der Stadt Freiburg lebten im Spätmittelalter mindestens vier religiös gebundene Frauengemeinschaften.<sup>33</sup> Das Kloster Marienau, die Zisterzen Günterstal, Wonnental und Rottenmünster lagen so nah bei Breisach, Freiburg, Kenzingen bzw. Rottweil, dass im Notfall mit der Glocke Hilfe aus der Stadt zu rufen war.

Möglicherweise leiden Frauen unter rauhem Klima mehr als Männer. Es fällt jedenfalls auf, dass zu der Zeit, da es noch keine Städte im Breisgau gab, Frauenklöster eher in Tälern gegründet wurden, etwa Sulzburg und Waldkirch. Wie soll man es deuten, dass im nördlichen Schwarzwald die Zisterze Herrenalb höher lag als die Zisterze Frauenalb? Ein Zeichen des Hochmuts? Eher wird man darin einen Ausdruck der seinerzeit durchaus bekannten *courtoisie* sehen dürfen. Für eine solche Deutung spricht auch, dass die Prämonstratenser in den 1130er-Jahren im östlichen Münsterland dem weiblichen Konvent das topographisch günstig gelegene Lette, dem Männerkonvent den durch Hochwasser gefährdeten Standort Clarholz zugewiesen haben.<sup>34</sup> In klimatisch begünstigten Landstrichen entstanden auch die Frauenklöster Lichtenthal bei Baden-Baden und Rheintal bei Müllheim. Im zweiten Teil dieses Aufsatzes werden weitere Klöster vorgestellt, deren Namen auf -tal enden.

### Verlegung eines Klosters

Wer ein Kloster stiftete, verfügte über Welterfahrung. Auch Mönche, die zu prüfen hatten, ob ihr Konvent in der Ferne ein Tochterkloster gründen sollte, konnten im allgemeinen Vor- und Nachteile des in Aussicht genommenen Ortes beurteilen; als eine Art Prüfliste bot sich ihnen die Regel Benedikts an. Nicht selten heißt es in den Quellen, ein gewisser Ort sei zur Anlage eines Klosters „weniger geeignet“. So wurde schon im Planungsstadium ein Kloster wegen Wassermangels von Egelsee (eigentlich Egelshöh) an den Blautopf verlegt.<sup>35</sup> Das spätere Kloster Zwiefalten sollte zunächst in Altenburg am Neckar entstehen, einmal mehr also in oder bei einer vielleicht nicht mehr bewohnten Burg; wegen schlechter Wasserversorgung wurde das Vorhaben aufgegeben und das Kloster an seiner heutigen Stelle bei der Quelle der Aach am Fuß der Schwäbischen Alb errichtet. Die allzu schwere Versorgung mit allem Lebensnotwendigen

<sup>32</sup> PETRA ROHDE: Die Freiburger Klöster zwischen Reformation und Auflösung, in: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHA-DEK, Stuttgart 1994, S. 418-445, hier S. 427. Ebd. S. 422 Plan mit Kirchen und Klöstern.

<sup>33</sup> SCHWINEKÖPER (wie Anm. 30), Plan sowie Legende S. 8-11.

<sup>34</sup> Vgl. JOHANNES MEIER: Cleholta – Clarus Ortus – Clarholz. Das Kloster der Prämonstratenser in der Axtbachniederung, in: Klöster und Landschaft. Das kulturräumliche Erbe der Orden, hg. von JOHANNES MEIER (Schriftenreihe des Westfälischen Heimatbundes), Münster 2010, S. 61-101, hier S. 65.

<sup>35</sup> IMMO EBERL: Blaubeuren, in: Benediktinerklöster in Baden-Württemberg (wie Anm. 21), S. 160-174, hier S. 160f.; DERS.: Egelsee, in: ebd., S. 183. Zu Zwiefalten siehe im Folgenden WILFRIED SETZLER: Zwiefalten, in: ebd., S. 680-709, hier S. 680f.



Abb. 4 Hauskloster und Grablege der Herzöge von Zähringen: Die 1093 errichtete Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald (Kreisarchiv Breisgau-Hochschwarzwald).

zwang dazu, ein Kloster, das auf eine Einsiedelei im Bregenzer Wald zurückging, nach Bregenz an den Bodensee zu verlegen.<sup>36</sup>

Eine andere Art von Verlegung führte zum Bau des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald (Abb. 4). Die Zähringer hatten um 1073 bei Weilheim unter Teck (Kreis Esslingen) ein Kloster gegründet. Um ihre Herrschaft am Oberrhein zu verdichten, übertrugen sie dieses Kloster zwanzig Jahre später an seinen heutigen Platz.<sup>37</sup> Mit diesem Kloster, der Burg Zähringen und dem Ort, aus dem sich der Markt, dann die Stadt Freiburg entwickeln sollte, schufen sie sich ein religiös, militärisch und wirtschaftlich begründetes Machtdreieck.

<sup>36</sup> Die Chronik des Klosters Petershausen, neu hg. und übersetzt von OTTO FEGER (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit 3), Lindau/Konstanz 1956 (Sigmaringen 21978), Buch III, Kap. 24, S. 147.

<sup>37</sup> WOLFGANG MÜLLER: St. Peter im Schwarzwald, in: GB 5 (wie Anm. 21), S. 475-483, hier S. 475f. Vgl. ebd. die Kartenbeilage ‚Die Reform von St. Blasien und Hirsau‘.

Feinde haben andere Verlegungen erzwungen. Nachdem die Normannen mehrfach das Kloster Noirmoutier heimgesucht hatten, wichen die Mönche 875 (?) mit den Reliquien des Philibert, ihres Klosterheiligen, an einen vermeintlich sicheren Platz aufwärts der Loire aus. Als die Normannen auch dort ihr Unwesen trieben, zogen die Mönche in Etappen weiter. In Tournus (Burgund) ließ die Gemeinschaft sich zusammen mit dem hl. Philibert endgültig nieder; allerdings wurde sie später auch an diesem Platz von Feinden geschädigt, diesmal von Ungarn. In Vézelay (Burgund) verlegten die Mönche im Jahr 887 ihr Kloster aus der Ebene auf die Höhe, wo es vor Angriffen der Normannen leichter zu schützen war.

## II. Namen von Klöstern

Mittelalterliche Klöster trugen lateinische Namen. Im Laufe der Zeit glichen sich viele davon der heimischen Mundart an; *Sancta Maria* wurde zu Sankt Märgen und verweist auf die Patronin des Klosters. Von Corbie (*Corbeia*; Nordfrankreich) aus wurde Corvey gegründet als ‚Neu-Corbie‘ oder ‚Corbie in Sachsen‘ (*Nova Corbeia, Corbeia in Saxonia*). Andere Namen wurden ganz oder teilweise in die Landessprache übersetzt; *Porta Coeli* hieß dann Himmelsfort, was sich als Werbung verstehen lässt. Wieder andere Namen deuten auf die Lage des Ortes hin, auf das Selbstverständnis von Monialen und Mönchen, auf die von der Gemeinschaft erbrachten Dienste. Oft weichen frühe und spätere Formen des Namens erheblich voneinander ab.<sup>38</sup>

### Benennung nach dem Schutzpatron oder dem Stifter

Namen wie St. Blasien, St. Gallen, St. Georgen, St. Peter sind nicht charakteristisch für ein Kloster; sie verweisen auf den Heiligen, unter dessen Schutz (*patrocinium*) eine Kirche, ein Kloster, ein Ort gestellt worden ist. Das Patrozinium kann auf hochpolitische Vorgänge in ferner Vergangenheit hindeuten. So erwarb das Kloster St. Denis (nördlich von Paris) in den 770/780er-Jahren Besitz in Esslingen am Neckar. Der Name der dortigen St.-Dionysius-Kirche erinnert an einen Vorgang, der in Zusammenhang mit dem Ausgreifen des Frankenreiches unter Karl dem Großen gegen das Herzogtum Bayern zu sehen ist.<sup>39</sup>

Da die Zisterzienser Maria als Patronin ihres Ordens verehren, haben sie ihre Klöster dem Schutz der Mutter Jesu unterstellt. Auch Kloster-, später Ortsnamen mit -stern können auf Maria verweisen, grüßt ein altes Lied sie doch als *stella maris*, ‚Meersterne‘. Mariensterne in Sachsen hat die Stürme der Zeit überstanden. Sogar zur Zeit der DDR durften Monialen dort weiterarbeiten, weil sie sich für Behinderte einsetzten, die dem Staat gleichgültig waren. Erwähnt seien ferner die Klöster Güldenstern bei Mühlberg, Mariastern in Vorarlberg, Mariazell im Wienerwald, Marienfeld in Oberösterreich, Mariengarten in Südtirol. Häufig begegnen die Namen Marienborn, Mariental, dieses manchmal umgeformt zu Mergental.<sup>40</sup>

Mindestens einmal wurde die Gottesmutter sogar aus dem Namen einer Zisterzienserabtei verdrängt. *Sancta Maria Regalis Montis*. ‚Heilige Maria vom königlichen Berg‘ (in Nordfrankreich) wurde umgeformt zu Royaumont, ‚Königsberg‘. Im Jahr 1242 gründeten selbstbewusste Frauen bei Diessenhofen am Rhein das Kloster St. Katharinental. Der Legende nach hatte Katharina von Alexandrien, eine kluge und schöne Frau, ihren Glauben beredt verteidigt

<sup>38</sup> NACH BORST (wie Anm. 5), S. 35, handelt es sich bei dem Namen des Kantons Glarus um die Verballhornung von Hilarius, des Kirchenpatrons von Säkingen; Glarus führt zudem im Wappen den Säckinger Klostergründer Fridolin als Landespatron. Vgl. RUTH SCHMIDT-WIEGAND: Ortsnamen(-forschung), in: LexMA (wie Anm. 6), Bd. 6, München/Zürich 1993, Sp. 1486-1488.

<sup>39</sup> Vgl. HABW (wie Anm. 2), Karte VIII, 2.

<sup>40</sup> Eine Auswahl von Marienklöstern bringt das Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 7, Freiburg u.a. 1962, Sp. 45-80, allein sechsmal ‚Mariental‘.

und das Martyrium erlitten; Theologen, Philosophen und Juristen verehrten sie als ihre Patronin. 1245 wurde die Gemeinschaft im heutigen Kanton Thurgau auf päpstlichen Befehl in den Dominikanerorden eingegliedert, bei dem Katharina sich höchsten Ansehens erfreute. Die Wahl des Namens könnte darauf hinweisen, dass gebildete Frauen nicht mehr nur karitativ, sondern – wie die Dominikaner – auch wissenschaftlich arbeiten wollten.<sup>41</sup>

Erinnerung ist eine Grundhaltung christlicher Frömmigkeit. In einzigartiger Weise gedenken Christen des Lebens, Leidens und der Auferstehung Jesu; seit ihren Anfängen haben sie in ihr Gebet verstorbene Blutzugehörige aufgenommen, später auch Bekenner. Es lag nahe, dass sie auch ihrer Wohltäter gedachten. Damit erklärt es sich, dass in manchen Klostersnamen der Name des Stifters weiterlebt, in Ettenheimmünster (*monasterium divi Ettonis*) etwa der eines gewissen Etto. Guttau (bei Auggen, im Markgräflerland) wurde von der adligen Nonne Guta gegründet. Markgraf Gero hat 959 in seiner Burg Geronisroth, am östlichen Rand des Harzes, das Kanonissenstift Gernrode gegründet. Schon erwähnt wurde Remiremont.

#### Nach Eigentümlichkeiten des Ortes

Gelegentlich hat sich nicht der Name der Hauptpatronin durchgesetzt, sondern die übermächtig erscheinende Umgebung. Ein Beispiel aus dem Breisgau: Schutzpatronin eines um 920 am Rande des erschlossenen Gebietes im Elztal gegründeten Frauenklosters war die hl. Margaretha; doch namengebend wurde die Tatsache, dass da inmitten weiter Waldungen eine Kirche gebaut worden war. Jedenfalls heißt die Stadt, die bei dem Kloster heranwuchs, Waldkirch.

Das Kloster Weingarten, nördlich des Bodensees, erhielt seinen Namen nach der edlen, in der Umgebung angebauten Frucht. Die Namengeber haben gewiss auch bedacht, welcher einmaliger Rang dem Wein in der Bibel und in der Liturgie zukommt. Nach dem Ort der Alltagsarbeit der Mönche ist manches Kloster schlicht Kamp genannt worden, d. h. Feld, etwa Altkamp (*Vetus campus*) und, als Tochtergründung, Neuenkamp. Doch auf religiöse Sinngebung verzichtete man damit nicht, sollen Mönche doch den Samen der Botschaft Jesu auf dem Acker der Welt aussäen. Ein Kloster ‚Rübenfeld‘ ist dem Autor nicht bekannt geworden, trotz der Bedeutung dieser Hackfrucht für Mensch und Vieh.<sup>42</sup> Wohl gab es ein Zisterzienserkloster Lilienfeld (*Campilium*; Niederösterreich), gewiss zur Erinnerung an ein Gleichnis Jesu (Mt 6, 28 f.) und als Ausdruck der Marienfrömmigkeit.

Auffällig viele Klöster, zumal der Zisterzienser, enthalten in ihrem Namen den Bestandteil -born, -bronn, -brunn, -fontaines, -fountain u. ä. Solche Bezeichnungen verweisen auf das unentbehrliche Lebensmittel, mussten Klöster doch gelegentlich wegen Wassermangels verlegt werden; nicht weniger aber betonen diese Namen, welche Bedeutung das Wasser in der Bibel hat, bei der Taufe, in der Messe bei der Mischung von Wein und Wasser, sowie bei Segnungen.<sup>43</sup> Legenden erzählen, wie wunderbar Benedikt, Columban und andere Freunde Gottes bei Wassermangel den Mönchen geholfen haben. Einige ‚Brunnen-Namen‘ seien alphabetisch geordnet: Beuron (herzuleiten von Born, Bronnen), Heilsbrunn (bei Ansbach), Königsbrunn (bei Heidenheim), Marienborn (bei Zülpich im Rheinland), Maulbrunn (bei Mühlacker, Württemberg), Reinhardsbrunn (in Thüringen), Wessobrunn (*ad fontes Wessonis*, ein Benediktinerkloster in Oberbayern). Im außerdeutschen Sprachraum hat man ähnliche Namen gebildet. Die Fountains Abbey war ehemals die reichste englische Zisterze. In Frankreich liegen Fontfroide

<sup>41</sup> BORST (wie Anm. 5), S. 387f.

<sup>42</sup> Als Gebhard II. im Planungsstadium für das spätere Petershausen nach einem passenden Ort Ausschau hielt, schlug ein Mitglied der Kommission als Namen ‚Froschenzell‘ (*ranunculorum cellam*) vor, weil Frösche den Bischof im Laufe der mehrtägigen Suche nachts nicht schlafen lassen. Gebhard wies das Ansinnen scharf zurück: Das Kloster würde durch einen so schimpflichen Namen in Verruf kommen (*tali fedo nomine improbari debetur*), Chronik Petershausen (wie Anm. 36), Buch I, Kap. 9, S. 49.

<sup>43</sup> Vgl. GUIDO JÜTTNER u.a.: Wasser, in: LexMA (wie Anm. 6), Bd. 8, München/Zürich 1997, Sp. 2060-2072.

(„kalter Brunnen“), Fontevrault (*Fons Ebraldi*, „Brunnen des Ebrald“) und Troisfontaines („drei Brunnen“; in der Champagne); dieselbe Bedeutung hat Tre Fontane (am Stadtrand von Rom). Mellifont („Honigbrunnen“) hieß die erste Zisterze in Irland.

Namen mit dem Bestandteil -hardt, -rode oder -ried sowie französisch -marais halten fest, dass die Gegend ursprünglich eher siedlungsfeindlich war, noch beherrscht von Wald oder Sumpf. Weiter unten wird von Namen mit -licht und -klar die Rede sein; manche davon rühmen die Arbeit der Mönche, die finstere Landstriche in hellen Lebensraum verwandelt haben. An menschenschinderisches Roden eines Waldes, der zu Fulda gehörte, erinnert der Name Abterode; auch Äbte haben sich an harter Arbeit beteiligt, zumal in der Aufbauzeit einer Gemeinschaft. Nicht wenige Klöster mit dem Namensbestandteil -rode bzw. -ried gehen auf die Zisterzienser zurück, etwa Anrode (Eichsfeld), Himmerod (Eifel), Oberried (Schwarzwald), Volkerode (Thüringen), Walkenried (Harz). Der Name des schon erwähnten Gernrode am Harz ist indessen nicht so zu deuten, als hätten die Kanonissen dort Bäume gefällt und Stubben ausgegraben. Vielmehr wurde dieses adlige Stift in einer Burg eingerichtet, die in – wenigstens teilweise – gerodetem Land gebaut worden sein dürfte.

Weit gefährlicher als das Roden konnte das Trockenlegen von Sümpfen sein, denn auch nördlich der Alpen hat die Malaria Tausende dahingerafft. An Menschen, die in stehenden Gewässern arbeiten mussten, erinnert der Name des Klosters Clairmarais (*Clarus mariscus*), „lichter Sumpf“, bei Saint-Omer in Nordfrankreich. Der Name Fossanova, „neuer Graben“, hält fest, wie die Zisterzienser bei Neapel Land entwässert haben; bekannt geworden ist dieses Kloster als Sterbeort des Thomas von Aquin († 1274).

#### Namen sprechen vom Selbstverständnis der Klostergemeinschaft

In Mittelfrankreich wurde ein Kloster nach dort geübten Diensten benannt: La-Charité-sur-Loire (*Caritas super Ligerim*), „die Nächstenliebe ob der Loire“. An einer Stelle, an der eine Insel den Übergang erleichterte, haben die Mönche Pilger und andere Fremde sicher über die Loire geleitet.

Namen auf Klar-, Licht-, Lützel-, Chiara-, Clair- u. ä. sind nicht eindeutig. Clarholz in Westfalen, eins der ältesten Prämonstratenserklöster in Deutschland, kann darauf verweisen, dass Mönche in harter Arbeit gelichtet, gerodet haben.<sup>44</sup> Diese Deutung schließt eine andere nicht nur ein, sondern macht sie wahrscheinlich: Gelang es den Mönchen, dichtem Wald eine Lichtung abzuräumen, galt ihnen das als ein vom Himmel geschenktes Zeichen, dass am Ort ihres Klosters Licht, himmlische Gnade, zu finden sei.<sup>45</sup> Um dieser Überzeugung Ausdruck zu geben, haben Zisterzienser vorgegebene Namen umgeformt. Südlich von Mailand liegt das Kloster Chiaravalle Milanese; ursprünglich hieß der Ort *Cara vallis*, „lieb(lich)es Tal“; die Zisterzienser haben ihn in *Clara vallis*, „helles, lichtes Tal“, umbenannt. Die dritte Tochtergründung von Cîteaux ist Clairvaux, lateinisch ebenfalls *Clara vallis*; anfangs hieß der Ort jedoch *vallis absinthialis*, ‚Bittertal‘ oder ‚Wermuttal‘!<sup>46</sup> Lichtenstern liegt an der Einmündung des Kocher in den Neckar; Lichtenthal im heutigen Baden-Baden (*monasterium lucidae vallis*); Lützel (*Lucis cella*, „Zelle des Lichts“) war eine Zisterze im südlichen Elsass, Vaclair (*vallis clara*, „helles Tal“) eine solche in Nordfrankreich. In Klostersnamen mit Klar- kann auch Klara geehrt sein, die Gründerin der Klarissen, des zweiten Ordens der Franziskaner, so in Klarenthal bei Wiesbaden.

Werbend wie die Lichtnamen sind auch Namen, die mit Worten wie Gnade, Gott, Pforte, Schön gebildet wurden: Im Kloster ist Gott den Menschen nahe, seine Schönheit leuchtet auf.

<sup>44</sup> Vgl. MEIER (wie Anm. 34), mit vorzüglich reproduzierten Abbildungen, Karten und Plänen.

<sup>45</sup> KLAUS HEDWIG: Licht, -metapher, in LexMA (wie Anm. 6), Bd. 5, München/Zürich 1991, Sp. 1959-1962, geht nicht auf Klostersnamen ein.

<sup>46</sup> JEAN LECLERCQ: Clairvaux, in: LexMA (wie Anm. 6), Bd. 2, München/Zürich 1983, Sp. 2119f.

Der Name Gnadental (*vallis gratiae*) begegnet mehrfach, unter anderem bei Neuss im Rheinland. Gottesau (*Augia Dei*) liegt unweit von Hirsau, Gottesgnaden (*Gratia Dei*) bei Kalbe an der Saale. La-Chaise-Dieu im Massif Central, Frankreich, bedeutet nicht ‚Stuhl Gottes‘, sondern ‚Haus Gottes‘ (*casa Dei*). Ähnliche Bedeutung kommt Engelthal zu (ein Kloster in Hessen).

Lateinisch *porta*, ‚Eingangstür‘, wurde zu -port, -pfort. Besonders die Zisterzienser schätzten den Namen *Porta Coeli*, ‚Himmelspforte‘; eine Zisterze in Brandenburg heißt Himmelpfort. Einen ähnlichen Namen trägt aber auch ein Kloster der Prämonstratenserinnen bei Cochem an der Mosel: Engelpfort. In Franken liegt Himmelkron, im Odenwald Himmeltal, in der Eifel Himmelrod (heute Himmerod). Aus diesen Namen könnte die Überzeugung der Monialen bzw. Mönche sprechen, wer bei ihnen eintrete, sei dem Himmel näher gekommen, habe die Tür zu ihm vielleicht gar schon durchschritten. Die Zisterze *Porta Coeli*, 1161 unweit Emmendingen gegründet, hat diesen werbenden Namen jedoch verloren; durchgesetzt hat sich der profane Name Tennenbach. In Schulpforta bei Naumburg in Sachsen ist an die Stelle des ‚himmlischen‘ Namensteiles die Bezeichnung der irdischen Funktion des Klosters getreten.

Namen mit Selig- konnten die Hoffnung von Mönchen und Nonnen spiegeln, dass ihnen schon im Diesseits Anteil am Leben der Seligen geschenkt sei. Seligental (*vallis felix*, ‚glückliches Tal‘) liegt im Odenwald; ein anderes bei Landshut gelegenes Seligental (*vallis salutis*, ‚Tal des Heiles‘) war die erste Frauenzisterze in Altbayern. Zisterzienserinnen lebten auch in den Klöstern Seligenporten (*felix porta*) in der Oberpfalz, sowie in Wonnental bei Kenzingen in Baden. Paradies hießen eine Frauenzisterze in der Pfalz sowie ein Klarissenkloster bei Schaffhausen. Werbende Namen mochten darüber hinwegtrösten, dass mindestens Entbehrung zum Klosterleben gehörte.

Namensbestandteile wie Heilig-, Sankt- oder Selig- können darauf verweisen, dass an dem sogenannten Ort Heilige ruhen, und sei es in der Form, dass Partikel von Reliquien in eine Altarplatte eingelassen worden waren. Einhard, Berater und Biograph Karls des Großen, hatte im Jahr 828 Reliquien der hl. Marcellinus und Petrus aus Rom nach Mülheim (Hessen) überführen lassen. Nachdem sich an diesem Ort eine klösterliche Gemeinschaft gebildet hatte und eine viel besuchte Wallfahrtsstätte entstanden war, verlor Mülheim seinen ursprünglichen Namen, doch nicht zugunsten der römischen Heiligen, sondern einer sprachlichen Neuschöpfung: Seit den 840er-Jahren ist *Saligunstat* belegt, heute Seligenstadt.

‚Schön‘ begegnet im Namen mancher Benediktiner- und vieler Zisterzienserklöster. Erwähnt seien Schönau bei Heidelberg, Schöntal an der Jagst, Ober- und Niederschönenfeld südlich bzw. nördlich von Augsburg. Klöster in Frankreich und England heißen Beaulieu (*Bellus locus*, ‚schöner Ort‘), und eine Zisterze im Jura trägt den Namen Bellevaux (‚schönes Tal‘). Aus dem Wort ‚schön‘ hört man meist die Bedeutung ‚anmutig‘ heraus, ‚wohlgestaltet‘, ‚gut anzusehen‘. Im Namen von Klöstern dürfte es eher als ‚hell‘, ‚klar‘ zu verstehen sein, wie man ja auch von ‚schönem‘ Wetter spricht; dieses ‚klar‘ meint wohl oft auch ‚gut‘, ‚rein‘, ‚richtig‘.<sup>47</sup> Monialen und Mönche, die an dem ‚schönen‘ Ort, in dem ‚schönen‘ Tal leben, haben ihr Leben gut, richtig geordnet.

Namen verweisen auf die zeitweilige Anwesenheit von Mönchen bzw. Monialen

Ortsnamen mit dem Bestandteil -zelle können an die *cella* eines Einsiedlers erinnern, der einst an dem Ort gelebt hat; *cella* konnte aber auch ein Kloster meinen, das von dem – vielleicht erst später entstandenen Ort – abgesondert war. So weisen in der Nordschweiz Appenzell (*abbatis cella*) auf den Abt von St. Gallen, Bischofszell auf den Bischof von Konstanz als Gründer hin.

<sup>47</sup> Vgl. ANDREAS SPEER: Das Schöne, in: LexMA (wie Anm. 6), Bd. 7, München/Zürich 1995, Sp. 1531-1534; Schön, in: Deutsches Wörterbuch (wie Anm. 24), Bd. 15, Sp. 1464-1486, vor allem Sp. 1465-1468, Sp. 1474 ‚schön‘ auf Gebäude bezogen.

St. Blasien begegnet in den Quellen zeitweise als *cella ad Albam*, ‚Zelle an der Alb‘. Marienzelle in Sachsen, auch Altenzelle (*vetus cella*) genannt, war das Mutterkloster von Neuzelle in Brandenburg.<sup>48</sup> Mutter- und Tochterkloster trugen oft denselben Namen; um Verwechslung zu vermeiden, setzte man dann *vetus* bzw. *nova*, ‚alt‘ oder ‚neu‘ hinzu.

Aus lateinisch *monasterium*, ‚Kloster‘, wurde -minster, -moutier, -münster. Viele der Klöster, deren Namen diesen Bestandteil enthalten, sind schon im Frühmittelalter entstanden. Eine Gründung des hl. Martin bei Tours nannte man *maius monasterium* (das größere Kloster); zusammengezogen wurde daraus Marmoutier. Der Kloster- und Ortsname Mautsmünster im Elsass, im Französischen ebenfalls Marmoutier, leitet sich jedoch nicht vom hl. Martin her, sondern von *Mauri monasterium*, ‚des Maurus Kloster‘. Als weitere Beispiele im deutschsprachigen Raum seien genannt Altomünster (*Altonis monasterium*; ein Benediktinerinnenkloster in Bayern), das schon erwähnte Ettenheimmünster (in der Ortenau), Münsterschwarzach (*Swarzahouse*; in Franken) und Rottenmünster (bei Rottweil). Dazu kommen Münster (*Monasterium sancti Gregorii*; im Gregoriental/Elsass), Müstair (in der Schweiz) und Kremsmünster (*Cremifanum*, *Chremimunstiuri*; in Österreich). Einige Namen aus dem außerdeutschen Sprachraum seien hinzugefügt: Aus London ist Westminster bekannt, aus Irland Monasterboice sowie Monasterevin (auch Rosglas, *Rosea Vallis*, ‚Rosental‘, genannt). In der Schweiz liegt Romainmoutier (*Romani monasterium*; bei Orbe, Kanton Waadt); in Frankreich finden sich Faremoutiers (*Farae monasterium*; bei Meaux; benannt nach der ersten Äbtissin Burgundofara), Moyenmoutier (*Medianum monasterium*, das mittlere Kloster, in Lothringen) sowie das schon mehrfach erwähnte Noirmoutier (*nigrum monasterium*, schwarzes Kloster). Auf Mönche verweisen Ortsnamen wie Mönchen-Gladbach, Müncheberg und München.

Wenn ein Frauen- und ein Männerkloster nah beieinander lagen, unterschied man sie durch ein vorangestelltes Herren- bzw. Frauen-, dieses im Sinne von „Herrinnen“. Solche Bezeichnungen könnten verraten, dass es nicht so einfach war, die Demut zu leben. Schon genannt wurden Frauen- und Herrenalb (*Alba Dominarum* bzw. *Alba Dominorum*) im Schwarzwald, Frauen- und Herrenwörth (*Frawenwordense* bzw. *Augia Salvatoris*) im Chiemsee. In Herrenaurach bei Aura an der Saale und in Herrenbreitungen in Thüringen lebten Benediktiner.

#### Wechsel des Namens

Nicht wenige Klöster haben, wie schon mehrfach erwähnt, im Laufe der Jahrhunderte ihren Namen geändert.<sup>49</sup> Solche Wechsel können auf ein verändertes Selbstverständnis der Gemeinschaft oder einen völligen Neuanfang hinweisen. So unterstellte sich im Laufe der Zeit manche Zisterze dem Orden der Prämonstratenser und umgekehrt. Nach den Stürmen von Revolution, Säkularisierung und Kulturkampf hat Reichenbach (Kreis Freudenstadt) sich auf seine Anfänge besonnen und im Jahr 1898 den Namen Klosterreichenbach angenommen.<sup>50</sup> Mönchen-Gladbach hat sich 1950 wieder für seinen älteren Namen Mönchen-Gladbach entschieden. Der Beitrag ließe sich ausweiten auf die Namen von Flurstücken (Abtsweingarten, Nonnenholz), Straßen und Plätzen (Kartäuserstraße, Dominikanerplatz); damit wäre jedoch der Rahmen der Studie gesprengt.

Klösterliche Gemeinschaften mussten sich, wie Erwägungen zu Lage und Namen gezeigt haben, Spannungen stellen: Sie wollten abgeschlossen leben, wirkten aber doch immer von Neuem in die ‚Welt‘ hinein. Entstanden sind sie vor allem in Gebieten, die bis Ende des 10. Jahrhunderts besiedelt waren. Vielerorts haben Monialen und Mönche als Fundamente oder

<sup>48</sup> Vgl. HANS JÄNICHEN: Zell- und Münster-Orte, in: Benediktinerklöster in Baden-Württemberg (wie Anm. 21), Anhang I, S. 713-717; THOMAS LENTES: Zelle, in: LexMA (wie Anm. 6), Bd. 9, München/Zürich 1999, Sp. 520f.

<sup>49</sup> Ähnliches gab es bei Personen, und zwar nicht nur bei Päpsten. So erhielt Winfrid gelegentlich seiner ersten Romreise 719 vom Papst mit einer besonderen Missionsvollmacht den Namen Bonifatius.

<sup>50</sup> KLAUS SCHREINER: Klosterreichenbach, in: Benediktinerklöster in Baden-Württemberg (wie Anm. 21), S. 336-344.



Bauten das Werk früherer Generationen weitergenutzt. Auch dann konnten sie sich als Pioniere verstehen, die in Erwartung künftigen Lohns körperliche und seelische Belastungen ertrugen. Sie haben den christlichen Glauben ausgebreitet, Wissenschaften fortentwickelt und in den bildenden Künsten experimentiert; Maulbronn, Reichenau und andere ehemalige Klöster gehören zum Weltkulturerbe. Oft lagen Klöster im Abstand von einer Tagereise (20 bis 30 km) oder weniger voneinander entfernt. Studierenden und Handwerkern kam zugute, dass Mönche Gastfreundschaft geübt haben; damit haben Klöster auch zur beschleunigten Ausbreitung von Neuerungen beigetragen.

Abschließend sei hervorgehoben, dass zu Anfang des dritten Jahrtausends inmitten unserer Gesellschaft wieder weit mehr monastische Gemeinschaften wirken als gemeinhin bekannt ist, in der Erzdiözese Freiburg 22 männliche Institute (von den Augustiner-Chorherren bis zu den Weißen Vätern), 23 weibliche Institute (von den Augustiner-Chorfrauen bis zu Vinzentinerinnen), und zusätzlich 20 Konvente weiblicher Ordensgemeinschaften (darunter die Missionaries of Charity, Schwestern von Mutter Teresa).<sup>51</sup>

---

<sup>51</sup> Nach Realschematismus der Erzdiözese Freiburg, hg. vom Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg i.Br., Karlsruhe 2001, S. 77-87.



# Ein Wahrzeichen des Breisgaus in neuem Licht

## Überlegungen zur Baugeschichte der Michaelskapelle in Riegel auf der Grundlage archäologischer und bauhistorischer Untersuchungen

Von

HEIKO WAGNER, STEFAN KING UND BERTRAM JENISCH

### Geschichtliche Eckdaten

Die Michaelskapelle steht oberhalb der Ortschaft Riegel auf dem Michaelsberg, der die Spitze eines langgezogenen Ausläufers des Kaiserstuhls nach Nordosten bildet und als Landmarke weithin sichtbar ist (Abb. 1). Vom Michaelsberg aus lassen sich die Verkehrswege überblicken und kontrollieren, die hier in der Oberrheinebene eine Engstelle zwischen Kaiserstuhl und Vorbergzone passieren. Heute zwängen sich Bundesstraße, Eisenbahn, Autobahn und Leopoldskanal durch diese Pforte. Außerdem mündet hier eine von den Rheinübergängen bei Jechtingen (ehemals) und Sasbach kommende und entlang dem Nordrand des Kaiserstuhls verlaufende Verbindung ein.

Es verwundert daher nicht, dass auf dem markanten Michaelsberg Spuren früherer menschlicher Ansiedlungen zu finden sind. Die ältesten nachweisbaren Reste sind einer spätneolithischen oder hallstattzeitlichen Höhensiedlung (1.000-600 v. Chr.) zuzuweisen. Unter dem Ort erstrecken sich die Reste einer mittellatènezeitlichen Großsiedlung (2. Jahrhundert v. Chr.), und die zahlreichen römischen Relikte sind allgemein bekannt. Neben den Belegen für Handwerk und Wohnbebauung sind die Gräben zweier frühromischer Kastelle und das Mithrasheiligtum zu nennen, und aufgrund der im Jahre 1997 hier festgestellten Basilika mit Forum ist damit zu rechnen, dass Riegel im 2./3. Jahrhundert n. Chr. Verwaltungshauptort für einen Großteil des Breisgaus war.<sup>1</sup>

Für das Frühmittelalter gibt es Hinweise auf Gräber im südlichen Teil des Michaelsbergs und im Bereich Fronhofbuck, im Nordwesten des Ortes gelegen.<sup>2</sup> Im Bereich des Fronhofbucks wird auch ein fränkischer Königshof gesucht, der später zu einem Hof des Klosters Einsiedeln wurde. Hier wurden früh- bis hochmittelalterliche Siedlungsspuren, besonders die typischen Grubenhäuser, ausgegraben.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Riegel – Römerstadt am Kaiserstuhl. Das neue Bild von einem alten Fundplatz (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 49), Esslingen 2004 (mit älterer Literatur).

<sup>2</sup> BERTRAM JENISCH: Das nördliche Vorland des Kaiserstuhls im Hoch- und Spätmittelalter – Archäologische Zeugnisse zur Ausbildung einer Siedlungslandschaft, in: Archäologische Nachrichten aus Baden 68/69 (2004), S. 72-88.

<sup>3</sup> JÜRGEN TRUMM: Römische und früh- bis hochmittelalterliche Siedlungsbefunde am Nordrand von Riegel, Kreis Emmendingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2000 (2001), S. 129-132; JÖRG DRAUSCHKE: Zum Abschluss der Ausgrabungen auf dem „Fronhofbuck“ im Randbereich des römischen vicus von Riegel a.K., Kreis Emmendingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001 (2002), S. 118-122.

Riegel soll zusammen mit Sasbach am Rhein das Zentrum eines Komplexes aus Königs- und Reichsgut im Breisgau gebildet haben. Im Jahre 862 übertrug König Ludwig der Deutsche Riegel zusammen mit Endingen an seinen Sohn Karl III. Im Jahre 1004 ist Riegel als einstiger Königshof erwähnt.<sup>4</sup>

Schon für das Jahr 781 ist ein privates Rechtsgeschäft überliefert. Eine Hildegund übertrug ihre Güter in Riegel an das Kloster Lorsch. Angeblich wurde auch Kloster Ettenheimmünster im 8. Jahrhundert mit Gütern in Riegel ausgestattet (sog. „Testament“ des Bischofs Heddo von Straßburg). Im Jahre 952 bahnte sich eine weitere Gütertransaktion an: Ein zu mächtig gewordener Graf Guntram wurde durch König Otto I. enteignet. So kam in der Folgezeit das Kloster Einsiedeln an die curtis Riegel und an umfangreichen Besitz im Kaiserstuhl.

Schon zu diesem Zeitpunkt zeichnet sich bereits das Kloster Einsiedeln als wichtigster Grundherr in Riegel ab. Ebenso zeigt sich jedoch schon früh die beginnende Besitzersplitterung in Riegel. Auch die Ortsherrschaft in Riegel entwickelte sich im Spätmittelalter zunächst zu einer Unterteilung in Elftel, in der Neuzeit schließlich zu 42steln, die in unterschiedlichen Anteilen unter den verschiedenen Ortsherren aufgeteilt waren.<sup>5</sup>

Im 11. Jahrhundert amtierten Mitglieder der weitverzweigten Adelsfamilie der Hessonen als Vögte des Klosters Einsiedeln in Riegel. Im 12. Jahrhundert erscheinen die Zähringer in machtvoller Position, deren Rechtsgrundlage jedoch nicht klar ist.

Zähringerherzog Bertold IV. und sein Gefolgsmann Werner von Roggenbach errichteten um 1150/1170 eine Burg auf dem Michaelsberg. Vielleicht waren die Zähringer Vögte des Klosters Einsiedeln und begannen – ohne Absprache mit dem Kloster – mit Bauarbeiten auf dem Berg. Eine Passage in einem Abkommen zwischen Herzog Bertold IV. von Zähringen und dem Einsiedler Abt Rudolf II. über eine Befestigung zu Riegel,<sup>6</sup> die (durch Werner von Roggenbach oder den Herzog?) mit Bauten besetzt worden war, wurde schon von Alfons Zettler und Gerlinde Person-Weber entsprechend gedeutet. Werner von Roggenbach erhielt die Befestigung nicht zu Lehen, sondern vertragsweise. Anscheinend war die Errichtung der Burg zu Riegel „ein eigenmächtiger Akt [...], der zugleich Rechte von Kloster Einsiedeln und von den Üsenbergern berührte [...]. Dafür spricht auch, dass offenbar bereits Fakten geschaffen worden waren und die Rechtsverhältnisse sozusagen im Nachhinein geklärt werden mussten.“ Zettler/Person-Weber schließen daraus: „Wenn in der Überlieferung statt geradewegs von castellum oder castrum neutraler von edificia (Gebäuden) und munitio (Befestigung) die Rede ist, so steht zu vermuten, dass diese Diktion von dem kirchlichen Grundherrn, also Kloster Einsiedeln, bewusst gewählt worden ist, um dem Bau einer feudalen Burg auf seinem Grund und Boden nicht den Anschein einer nachträglichen Legitimierung zu verleihen und zum Ausdruck zu bringen, dass man sich solcher Usurpation zu beugen gezwungen sah.“<sup>7</sup>

Seit 1238 sind die Üsenberger auf der Burg Riegel fassbar. Verpfändungen und Öffnungen der Burg im 14. Jahrhundert gehen auf finanzielle Probleme zurück, die in der Jahrhundertmitte in den Verkauf von Burg und Dorf an die Snewlin im Hof und weiter an die Malterer mündete.

<sup>4</sup> Diese und die folgenden Daten aus: ALFONS ZETTLER/GERLINDE PERSON-WEBER: Riegel, in: Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau, Bd. I, Nördlicher Teil, Halbband L-Z, hg. von ALFONS ZETTLER und THOMAS ZOTZ (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 15), Ostfildern 2006, S. 353-363, bes. S. 355f.

<sup>5</sup> MECHTHILD MICHELS: 7000 Jahre Riegel am Kaiserstuhl, Waldkirch 1993, S. 21-23.

<sup>6</sup> ULRICH PARLOW: Die Zähringer – Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe A, Quellen 50), Stuttgart 1999, S. 294f., Nr. 465f.

<sup>7</sup> ZETTLER/PERSON-WEBER (wie Anm. 4).



Abb. 1 Riegel, Michaelskapelle. Ansicht von Norden (Foto: King).

Eine Kirche St. Michael wird 971 oder 996 erstmals genannt.<sup>8</sup> Ihre Lage ist in der Urkunde zwar nicht lokalisiert, doch darf davon ausgegangen werden, dass es sich um die heutige Michaelskapelle handelt. Gegen 1400 dürfte die Burg auf dem Michaelsberg abgegangen sein, statt derer im Spätmittelalter eine Niederungsburg in Riegel urkundlich fassbar ist,<sup>9</sup> die wohl im Bereich des späteren barockzeitlichen Schlosses lag. 1465 wird eine Wallfahrt zur Michaelskapelle begründet. In diese Zeit sowie in die Zeit nach einer angeblichen Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg datierte man bisher den Baukörper der Kapelle.

<sup>8</sup> ADOLF FUTTERER: Zur Datierung der beiden Kirchenverzeichnisse in den Einsiedler Codices 29 und 319, unveröffentlichte Dissertation, Freiburg 1949, S. 14: *XIII kl (= kalendas) Dec(embris) Dedicat(io) basilic(ae) sci (= sancti) Michahelis In Regali*. Die Datierung im Manuskript 29 entspricht dem 18. November. Das ungefähre Jahr wird von Futterer durch eine umfangreiche Beweisführung ermittelt und auf S. 171 auf den Zeitbereich 969-972 bzw. „um 971“ eingeeengt.

<sup>9</sup> ADOLF FUTTERER: Die Freiherren von Garnier auf der Herrschaft Lichteneck und deren Beziehungen zum Flecken Riegel (1660-1721), in: *Schau-ins-Land* 67 (1941), S. 79-116, bes. S. 103f. und 113; DERS.: Einkünfte und Besitz der Herrschaft Lichteneck im gemeinteilherrlichen Flecken Riegel unter den Pfalzgrafen von Tübingen und den Freiherren von Garnier 1391-1721, in: *Schau-ins-Land* 82 (1964), S. 12-46, bes. S. 36f. Angesichts des Fehlens einer Quellenangabe für das Erbauungsjahr der Niederungsburg „um 1410“ entsteht der Eindruck, dass der Zeitpunkt von Futterer aus der Besitzgeschichte, dem Einstieg der Blumenecker in die Ortsherrschaft bzw. aus den Lebensdaten des erstgenannten Blumeneckers abgeleitet worden sein könnte. Auch die gelegentlich zu findende Angabe, man habe dazu die Steine der Burgruine auf dem Michaelsberg verwendet, könnte in dieser Art interpoliert sein. Zerstörungen an der Burg auf dem Michaelsberg scheinen auch nicht urkundlich fassbar zu sein, sondern wurden wohl aus dem Zusammenhang heraus (Üsenberger Kriege) abgeleitet. Die Darstellung bei ZETTLER/PERSON-WEBER (wie Anm. 4), S. 362, folgt im wesentlichen Futterer und gibt immerhin eine Quelle für ein *edelmans hús deren von Blumneck* an. Die betreffende Liste der Haushalte wird zwar auf 1474 datiert, soll aber erst aus der Zeit nach dem Bauernkrieg 1525 stammen.

## Forschungsgeschichte zur Michaelskapelle

Erstmals beschäftigte sich der Ortschronist Pfarrer Adolf Futterer mit der Michaelskapelle. Im Jahre 1927 erschien seine Monografie, worin er die vorliegenden Schriftquellen – vor allem ab dem Spätmittelalter bis zur Neuzeit – auswertete.<sup>10</sup> Viele Einträge betreffen die Wallfahrt, bauliche Veränderungen in der Neuzeit, die Wohnung von Eremiten und die touristische Nutzung in jüngerer Zeit. Futterer vermutete, dass die Kirche auf dem Berg ein sehr hohes Alter hat und nimmt – ohne Nachweise – eine Gründung auf den Resten eines römischen Tempels an. Viele seiner Einlassungen betreffs einer Frühdatierung und den Zusammenhang mit der Missionierung sind heute nicht mehr in dieser Form nachvollziehbar und entstammen mehr der Sichtweise des Theologen, als des Historikers. Die Michaelskapelle „scheint im Laufe der Jahrhunderte wieder verschwunden zu sein. An ihre Stelle trat [...] die mittelalterliche Ritterburg mit der Burgkapelle zum hl. Michael“. Futterer machte sich auch Gedanken über die merkwürdigen Höhenverhältnisse im Bereich der Kapelle. Er sah den Chor mit seinen frühen Bauteilen als Rest der Burgkapelle an, dessen Boden durch Anhäufung von Schutt der zerfallenden Burg weit unter das Außenniveau geraten sei. Im 18. Jahrhundert sei ein neues Langhaus „in gleicher Höhe einfach angefügt“ worden.

Weitere Notizen Futterers zur frühen Kirchengeschichte Riegels folgten 1937 in einer Monografie über die damals gerade abgebrannte Pfarrkirche St. Martin.<sup>11</sup> Im Rahmen seiner Dissertation datierte er schließlich zwei Einsiedler-Kirchenverzeichnisse.<sup>12</sup> Der Codex Nr. 29, in dem für Riegel die Kirche St. Michael erwähnt wird, stammt nach Futterer aus dem Jahr 971 (von anderer Seite wurde 996 vermutet<sup>13</sup>). Das Gesamtbild der Dorfentwicklung Riegels mit einer Siedlungskonzentration unterhalb der Burg untersuchte Futterer schließlich 1953 eingehend.<sup>14</sup>

Nachdem in jüngerer Zeit die Michaelskapelle zunehmend aus der Nutzung kam, setzte im Inneren der Zerfall ein. Aus diesem Anlass führte 1992 der Restaurator Andreas Menrad eine Baubeschreibung mit einer Voruntersuchung der Putze und Farbfassungen durch.<sup>15</sup>

1993 lieferten Dendrodaten des Dachwerks durch Hans-Jürgen Bleyer und Burghard Lohrum eine Überraschung, die in ihrer Relevanz zunächst jedoch noch kaum beachtet wurde.<sup>16</sup> Der östliche Teil des Dachwerks über dem Langhaus datierte auf 1281/82 d, der westliche Teil über der heutigen Empore auf 1292/93 d. Der Dachreiter wurde 1701/02 d errichtet. Datierungsansätze in der Literatur, die die Errichtung des Langhauses im 17. Jahrhundert (nach dem Dreißigjährigen Krieg) oder am Anfang des 18. Jahrhunderts vermuteten, waren damit eigentlich überholt. Auch die erwähnte „Spätgotik“ oder das Jahr 1465 (die Einrichtung einer Wallfahrt) schieden damit als Zeitpunkte für wesentliche Baumaßnahmen aus.

<sup>10</sup> ADOLF FUTTERER: Der St. Michaelsberg bei Riegel und seine Kapelle. Ein Beitrag zur Heimatgeschichte, o.O. 1927.

<sup>11</sup> ADOLF FUTTERER: Die Pfarrkirche St. Martin in Riegel – Von den ersten Anfängen bis zum Brande im Jahre 1936, Riegel 1937.

<sup>12</sup> FUTTERER (wie Anm. 8).

<sup>13</sup> MICHELS (wie Anm. 5), S. 16.

<sup>14</sup> ADOLF FUTTERER: Das Dorf Riegel vor und nach seinem Ausbau im 12. Jahrhundert, in: Alemannisches Jahrbuch 1953, S. 90-106.

<sup>15</sup> ANDREAS MENRAD: Voruntersuchung Riegel Michaelskapelle – Bestandsaufnahme vom 1.-3.5.1992, unveröffentlicht.

<sup>16</sup> BURGHARD LOHRUM/HANS-JÜRGEN BLEYER: Riegel Michaelskapelle – Dendrochronologische Datierung, Ettenheimmünster Oktober 1993 und Nachtrag Dezember 1993, unveröffentlicht.

Im Jahre 2002 beschrieb Heiko Wagner einige obertägig sichtbare Mauerreste im Außenbereich der Kapelle. Er erkannte sie als Teile der ehemaligen Burg, ohne sie schlüssig in einen Gesamtkontext einordnen zu können.<sup>17</sup>

Die Ortsgeschichte von Riegel wurde im Jahre 2006 im Breisgauer Burgenatlas thematisiert.<sup>18</sup> Demnach erhebe sich die Michaelskapelle über den Resten der Hauptburg. Der Chor als ältester Teil sei spätgotisch, das Langhaus wird ins frühe 18. Jahrhundert datiert wird, abgeleitet aus der Jahreszahl 1712 im Sturz der Tür zur Sakristei. Die von Bleyer und Lohrum ermittelten mittelalterlichen Dendrodaten des Dachwerks fanden darin keine Berücksichtigung.

Es wird deutlich, wie verworren die Situation im Spannungsfeld von schriftlich überlieferter Geschichte, Baugeschichte und Kunstgeschichte ist. Damit wurde die Notwendigkeit einer eingehenderen Untersuchung unterstrichen, wie sie 2008 unternommen wurde.<sup>19</sup>

### Fragen zur Baugeschichte

Durch die bisher in Literatur, unter Historikern und Bauforschern differierenden Datierungsangaben stellt sich die Frage, wie die Kapelle nun eigentlich zu datieren ist. In Verbindung mit der urkundlich überlieferten Burg ist die Abfolge von Kapelle und Burg generell zu erörtern, und wiederum in Abhängigkeit davon die Position des Sakralbaus innerhalb der Burganlage.

Auch die unterschiedlichen, merkwürdigen Geländehöhen innerhalb und außerhalb der Kapelle harren einer Erklärung (Abb. 2). Das Plateau des Berges um die Kapelle ist großteils von einer neuzeitlichen Mauer eingefasst und im Süden durch einen tiefen Halsgraben von der angrenzenden Hochfläche abgetrennt. Der an das Plateau angelehnte, 17,70 m lange Sakralbau ist geostet und aus einem Langhaus mit doppelgeschossiger Empore, einem schmaleren Chor und einer seitlich gelegenen Sakristei zusammengesetzt. Die Südseite der Kapelle stößt an ein höher gelegenes Plateau, sodass hier die Dachtraufe nur wenig über dem Geländeniveau liegt, während der heute als Plattform dienende flache Deckenabschluss der doppelgeschossigen Sakristei und der Boden oberhalb des Chorraums auf Geländehöhe liegen. Zum Portal auf der Nordseite des Langhauses geht man heute zwei Stufen hinauf, um im Inneren sogleich wieder zum 1,80 m tiefer liegenden Boden hinabzusteigen. Demgegenüber liegt im westlichen Teil des Langhauses der Boden um 2 m höher und bildet eine Empore. Eine zweite Emporenebene in diesem Bereich wird von einem hölzernen Innengerüst getragen und ist mittels einer Türöffnung in der westlichen Außenwand über wenige Innenstufen erreichbar.

Im Inneren der Kapelle fällt auf, dass Langhaus und Chor nicht axialsymmetrisch zueinander angeordnet sind, sondern der Chorraum gegenüber dem Langhaus erheblich nach Süden

<sup>17</sup> HEIKO WAGNER: Auf schlechtem Grund – Fundamentierungsprobleme mittelalterlicher Burgen in Mittel- und Südbaden, in: *Regio Archaeologica – Archäologie und Geschichte an Ober- und Hochrhein*. Festschrift für Gerhard Fingerlin, hg. von CHRISTEL BÜCKER, MICHAEL HOEPER, NIKLOT KROHN und JÜRGEN TRUMM (Internationale Archäologie – Studia honoraria 18), Rahden/Westfalen 2002, S. 403-416, bes. S. 404-409.

<sup>18</sup> ZETTLER/PERSON-WEBER (wie Anm. 4).

<sup>19</sup> In den Jahren 2008 und 2009 wurden Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten an der Michaelskapelle in Riegel durchgeführt. Im vorliegenden Aufsatz sind die Ergebnisse der zu dieser Gelegenheit in Auftrag gegebenen Untersuchungen von Archäologie und Bauforschung zusammengefasst. Eingriffe in den Baugrund wurden im Juni und Juli 2008 durch Heiko Wagner im Auftrag des Regierungspräsidiums Freiburg, Mittelalterarchäologie/Bertram Jenisch, baubegleitend untersucht und dokumentiert. Gefügekundliche Untersuchungen und die Anfertigung von Aufmaßzeichnungen (drei Grundrisse, Querschnitt, Nordansicht) erfolgten durch Stefan King. Ergänzend konnte auf Ergebnisse der restauratorischen Untersuchungen von Farbfassungen und Putzen durch Bernhard Wink sowie auf die bereits 1993 ermittelten dendrochronologischen Altersbestimmungen durch Burghard Lohrum zurückgegriffen werden. Vgl. HEIKO WAGNER/BERTRAM JENISCH: Der zähringische Zugriff im Befund – Die Michaelskapelle von Riegel, Kreis Emmendingen, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2008 (2009)*, S. 243-246. Umfassend hierzu HEIKO WAGNER: Riegel (Gde. Riegel, Lkr. Emmendingen) Michaelskapelle – Baubegleitende archäologische Untersuchungen im Außen- und Innenbereich, Juni/Juli 2008, Typoskript September 2008.

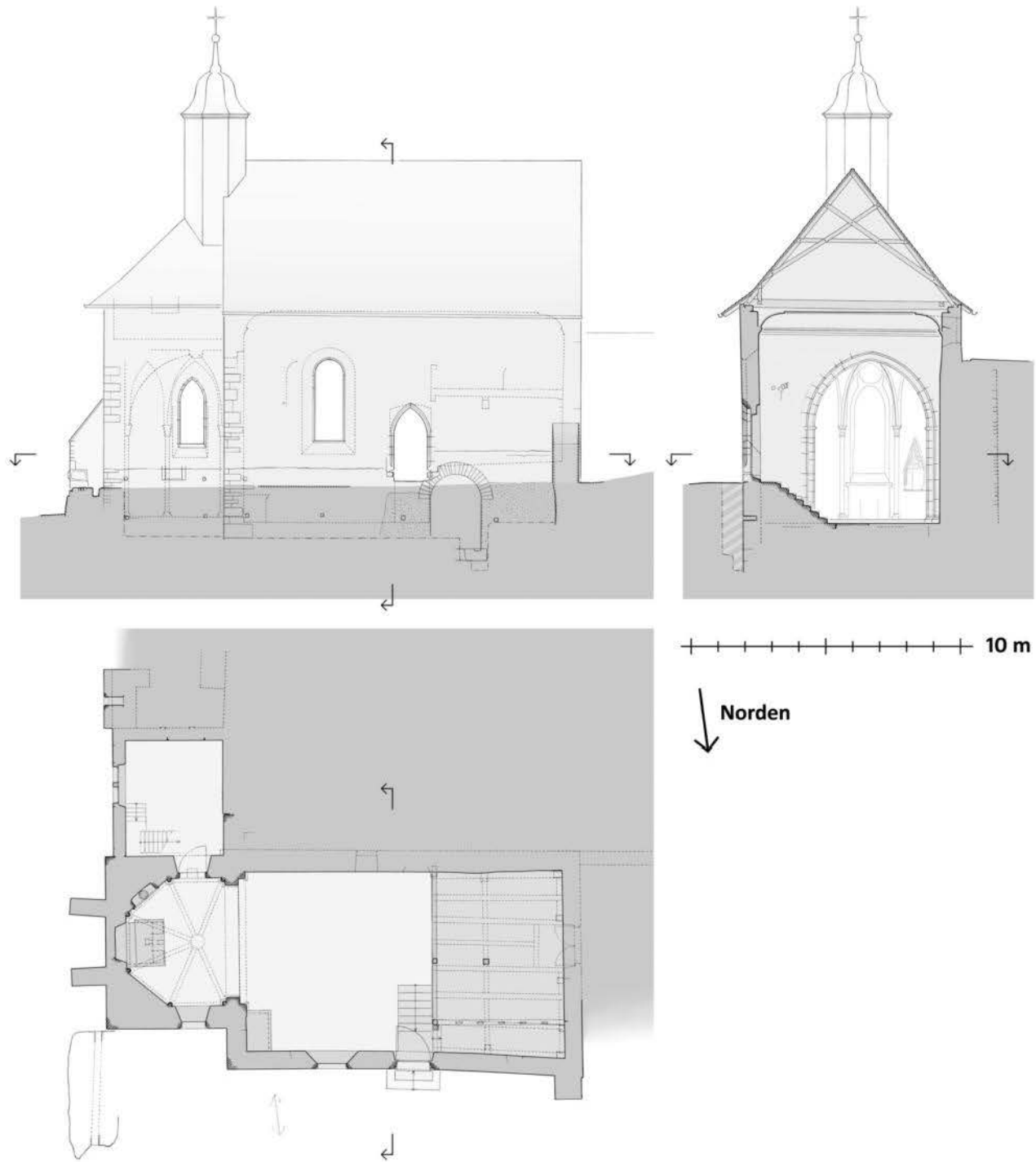


Abb. 2 Riegel, Michaelskapelle. Aufmaß Bestand 2010. Nordansicht, Querschnitt und Grundriss auf Emporenebene (Zeichnung: King).

verschoben ist, wodurch nur auf der nördlichen, linken Seite des Chorbogens Platz für einen Seitenaltar bleibt. Eine seltsam widersprüchliche Situation besteht in der Anlage des Chors, der außen eine rechteckige Form hat, im Inneren aber einen polygonalen Abschluss in der Form eines halben Achtecks besitzt.

Im Rahmen einer Gesamtanierung der Kapelle erfolgten einige Eingriffe in den Untergrund, was Gelegenheit bot, mit bauarchäologischen Methoden den verschiedenen Fragestellungen nachzugehen. Wegen aufsteigender Feuchtigkeit im Mauerwerk wurde an Nord- und Westwand



der Sockelputz entfernt und dazu außen unmittelbar entlang der Nordseite auf gesamter Länge ein tiefer Graben ausgehoben. Als neue Isolierschicht wurde an der Nordwand eine spezielle Tonerde eingebracht. Hier kamen Kleinquadermauerwerk, Eckverbände aus Werksteinen und als auffälligstes Element ein Rundbogenportal, dessen Bogenscheitel nur knapp über das bestehende Außenniveau reichte, zum Vorschein.<sup>20</sup> Im Zuge der weiteren Bauarbeiten stellte man im Innern der Langhauses einen Befall durch Hausschwamm im Bodenbereich fest, weshalb ein Estrich, darunter liegende vermulmte Holzreste sowie eine Auffüllschicht des 17. Jahrhunderts entfernt werden mussten. Hier waren auch kleinere Sondagen möglich.

Für Restaurierungsarbeiten an Wänden und Decke wurde im Innenraum ein Baugerüst aufgestellt und zur Fixierung des Deckenputzes im Dachraum der Bodenbelag herausgenommen und die Balkenzwischenräume ausgeräumt, sodass auch für Beobachtungen zur Baugeschichte und für die Anfertigung von Aufmaßzeichnungen alle Bereiche des Gebäudes zugänglich waren. Da der junge Außenputz in dieser Form erhalten bleiben sollte und sich unter dem Innenputz an allen Stellen Wandmalereien verbergen konnten, waren hier keinerlei Sondagen zur Klärung der oben angesprochenen baugeschichtlichen Fragestellungen, um etwa den Zusammenhang aneinanderstoßender Bauteile oder Form und Größe früherer Tür- und Fensteröffnungen zu ermitteln, möglich.

Bei den Restaurierungsarbeiten wurden zahlreiche Putzbefunde erhoben und an einigen Stellen Wandmalereien freigelegt, deren Beschreibung jedoch den vorliegenden Rahmen sprengen würde.

## Die Baugeschichte der Michaelskapelle

### Ein frühmittelalterlicher Sakralbau?

Das früheste Relikt, das mit einer kirchlichen Nutzung an dieser Stelle in Verbindung gebracht werden kann, ist eine verlagerte Körperbestattung, die in der Bauschicht des ersten baulich nachweisbaren Gebäudes (siehe nachfolgendes Kapitel) eingebettet lag. Auf das Grab, von dem sich lediglich ein Oberschenkelknochen erhalten hat, war man wohl bei den Ausschachtungsarbeiten für das Fundament gestoßen. Sollte es sich nicht um ein spätmerowingisches Gräberfeld oder eine Gräbergruppe, zu der kein Sakralbau gehört hat, gehandelt haben, dürfte er vom Friedhof eines frühmittelalterlichen (karolingischen?) Sakralgebäudes stammen. Da von diesem in den Sondagen vor der Nordwand keine baulichen Reste aufgedeckt werden konnten, müsste es kleiner als die heutige Kirche gewesen sein, sodass dessen Reste noch unter der heutigen Kirche verborgen liegen oder ein Stück nach Süden versetzt gelegen haben.

### Errichtung einer Kirche, 10., 11. oder frühes 12. Jahrhundert

In ottonischer oder salischer Zeit – eine erste urkundliche Nennung geht auf das 10. Jahrhundert zurück, die aber auch den bisher nur zu vermutenden Vorgängerbau betroffen haben könnte – wurde ein Sakralbau errichtet, der die Form der heutigen Michaelskapelle bestimmt hat. Die Datierung stützt sich auf einige Keramikscherben, die in einer archäologischen Sondage vor der Nordwand zutage kamen, wo sie ganz unten, knapp unterhalb der Türschwelle, in der Bauschicht eingebettet lagen. Es handelt sich lediglich um Wandscherben, während charakteristischere Randscherben, die eine genauere zeitliche Einordnung ermöglicht hätten, leider ausblieben. Die Wandscherben waren an ihrer Innenseite kalkgemagert, worauf die ausgewitterten Poren hindeuten. Die Laufzeit dieser kalkgemagerten Ware endet im Breisgau um 1000 n. Chr. Andere Scherben, in gleicher oder ähnlicher Höhe gefunden, entsprechen oder ähneln zumindest der nachgedrehten Ware des 11./12. Jahrhunderts. Daraus verdichtet sich das Gesamtbild der Datierung in das 10./11. oder frühe 12. Jahrhundert.

<sup>20</sup> FUTTERER (wie Anm. 10), S. 13, Anm. 2.

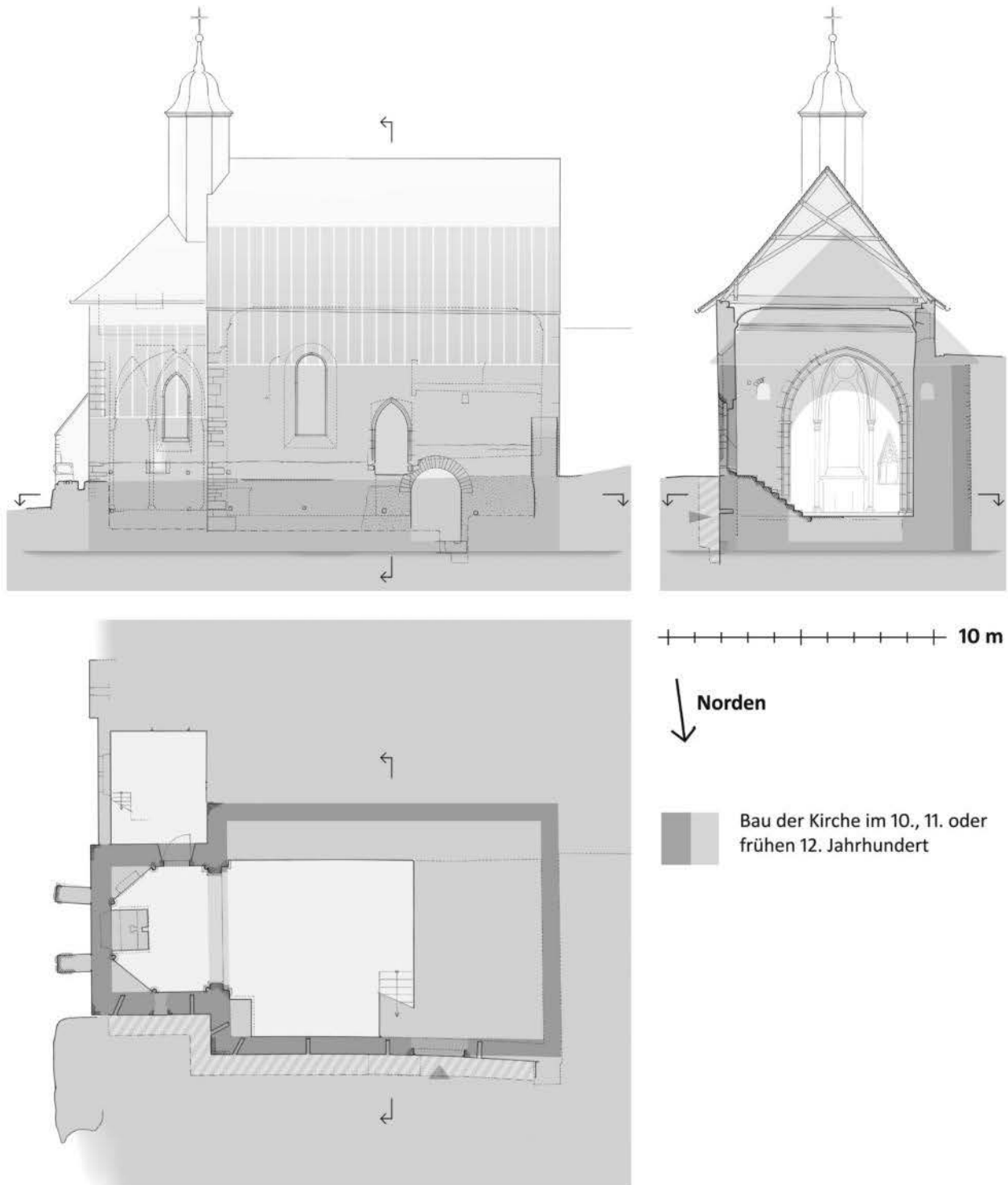


Abb. 3 Riegel, Michaelskapelle. Kirchenbau des 10., 11. oder frühen 12. Jahrhunderts im Aufmaß markiert. Nordansicht, Querschnitt und Grundriss auf Langhausebene (Zeichnung: King).

Die durch Putzentfernung und Grabung freigelegten Wandflächen zeigten dieselbe und miteinander verzahnte Mauerstruktur am Chor und auf der ganzen Länge des Langhauses, sowie dieselbe Ausbildung dreier Eckverbände, wodurch sich Chor und Langhaus als gemeinsam errichtet erwiesen haben (Abb. 3). Es handelt sich um ein sehr kleinteiliges Mauerwerk aus zu- meist grob zugerichteten Kalksteinen, einigen Sandsteinen und wenigen Steinen vulkanischen



Abb. 4 Riegel, Michaelskapelle. Mauerstruktur auf der nördlichen Außenseite des Langhauses während der Freilegung 2008 (Foto: King).

Ursprungs (Abb. 4). Sie sind in sauber und regelmäßig gesetzten Lagen von 9 bis 13 cm Höhe versetzt. Darin eingebunden, fanden sich einzelne Steine mit Spuren größerer Hitzeeinwirkung und ganz wenige Backsteinstücke – beides Material, das von anderen Gebäuden stammt.

Für die Ausbildung der Eckverbände kamen Werksteinquader aus rötlichem Buntsandstein zum Einsatz, die alle recht flach proportioniert und entweder liegend oder auf der langen Seite stehend versetzt sind (Abb. 5). Weitere Werksteine aus Buntsandstein fanden für die Einfassung von Wandöffnungen Verwendung. Sie ließen noch deutlich Spuren der Bearbeitung mit dem Spitz Eisen in Form parallel verlaufender Furchen erkennen.

Innerhalb der Nordwand des Langhauses wurde ein vermauertes rundbogiges Eingangsportal aufgedeckt, das die beachtlichen Abmessungen von 188 cm lichter Weite und 276 cm Höhe bis zum Bogenscheitel misst (Abb. 6). Seine Seitenwandungen waren aus Steinquadern aufgebaut und der Rundbogen aus Bogensteinen etwa gleichen Formats mit einer gleichbleibenden Breite von 42,5 cm zusammengefügt. Die Zumauerung ließ gerade noch erkennen, dass die Leibung eine Stärke von 24 cm besaß, doch wie die dahinterliegende Wandnische ausgebildet war und ob dahinter Schutt oder ein Hohlraum liegt, ließ sich nicht ermitteln, denn auf eine tiefere Sondage ins Mauerwerk musste verzichtet werden. Den unteren Abschluss bildete ein Schwellenstein von 40 cm Höhe, der aber nur an einer Ecke freigelegt wurde und somit nicht ermittelt werden konnte, ob es sich um einen gewaltigen Monolithen handelt oder die Schwelle aus mehreren Einzelquadern zusammengesetzt worden ist. Da er nicht ausgetreten war, dürfte die eigentliche Schwelle diesem Stein aufgelegt haben. Des seitlich noch herunterreichenden Wandputzes wegen muss die Schwelle mindestens 30 cm hoch freigelegt haben.

Die Nordseite des Chors ließ den unteren Teil einer sich trichterförmig verjüngenden, später vermauerten Fensteröffnung erkennen, die seitlich nicht von einem Quaderverband, sondern von aufgestellten Einzelquadern eingefasst war. Auf die Ausbildung einer Sohlbank aus Werkstein wurde offenbar verzichtet. Der obere Abschluss der Öffnung ist hinter dem stehen gelassenen Außenputz verborgen geblieben, doch naheliegend ist auch hier die Form eines Rundbogens.

Das Mauerwerk war flächig verputzt, wovon weite Bereiche zu beiden Seiten des Rundbogenportals noch vorgefunden werden konnten. Einzig der Bogenlauf des Portals war darin ausgespart und entsprechend waren hier die Fugen zwischen den Bogensteinen mit einem sauber gezogenen Fugenstrich versehen, wie er sich im Bereich des linken Bogenansatzes in mehreren Fugen erhalten hat, während die ebenfalls von Quadern gefassten seitlichen Leibungen überputzt waren. An den übrigen Mauerflächen an Langhaus und Chor war 1984 der Putz entfernt und durch einen harten Zementputz ersetzt worden, der seinerseits nun wieder abgenom-



Abb. 5 Riegel, Michaelskapelle. Freigelegter Eckverband an der Nordostecke des Langhauses (Foto: King).

men wurde, was keine Beobachtungen zur ursprünglichen Behandlung der Eckverbände erlaubt hat. Für diese Zeitstellung dürfte man eigentlich ein Fugennetz aus Kellenstrichen erwarten, wovon sich trotz der gestörten Wandfläche noch vereinzelte Reste hätten finden lassen müssen. Da aber in dieser Hinsicht nichts zu finden war, hatte man offenbar darauf verzichtet, da die Fläche ohnehin überputzt wurde.

Innerhalb des Mauerwerks waren in regelmäßiger Verteilung tiefreichende Löcher mit Mörtelabdrücken von Rundhölzern ausgespart. Es handelt sich um Gerüstlöcher, die zugleich der Rückverankerung des Baugerüsts und als Auflager für die Gerüstbretter dienten und während des Baus gleich miteingemauert worden sind. Im offenliegenden Bereich befanden sich zwei Lagen in einem Abstand zwischen 140 und 120 cm. Die Löcher sind nahe an den Gebäudeecken schräg ausgerichtet, um dem exponierten Eckbereich des Gerüsts mehr Stabilität zu verleihen. Im Bereich des Langhauses ist zu erkennen, dass die Gerüstlöcher bis knapp vor die innenliegende Wandflucht reichen. Diese Beobachtung auf den Chor übertragen bedeutet, dass dieser der Außenform folgend einen rechteckigen Innenraum besaß, der bestehende polygonale Abschluss also später erst geschaffen worden ist. Es erwies sich auch, dass das Mauerwerk des Chors mit 88 cm etwas stärker ausgebildet worden war, als das des Langhauses mit nur 67 cm, was als Indiz für das Vorhandensein einer Einwölbung im Chorbereich gewertet werden kann, wofür aber keine konkreteren Befunde gewonnen werden konnten.

Das heutige Bodenniveau liegt außen heute so hoch, dass nur der obere Teil des Portalbogens herauschaute und das vermauerte Chorfenster sich auch nur knapp über dem Boden befand. Wie die Position der Schwelle des Portals erkennen lässt, lag auch im Inneren das Bodenniveau deutlich tiefer als heute und konnte archäologisch nicht nachgewiesen werden, weil die Sondagen dafür nicht tief genug geführt werden konnten. Die Oberkante des freigelegten



Abb. 6 Riegel, Michaelskapelle. Ansicht des vermauerten rundbogigen Portals in der Nordwand (Foto: Wagner/Jenisch).

Schwellenstein lag innen 1 m unter dem heutigen Innenniveau, 2,5 m unter dem nördlichen Außenniveau und 7 m unter dem Plateau auf der Südseite. Addiert man dazu jeweils noch rund 30 cm, ergeben sich die ungefähren Höhenbezüge zum damaligen Fußboden.

Den einst tieferliegenden Bodenniveaus entsprechend hatte der Baukörper auch eine geringere Höhe. Die frühere Höhenlage der Mauerkrone des Langhauses kann heute am besten im Inneren anhand eines markanten, horizontal verlaufenden Knicks innerhalb der südlichen Wandfläche, der etwa auf Höhe des oberen Emporenbodens liegt, abgelesen werden. Der Chor war nicht nur schmaler, sondern auch etwas niedriger als das Langhaus angelegt. Hier markiert das untere Ende der heute im Putz sichtbaren – nicht der aufgemalten – Eckquader an der Nordostecke die frühere Höhe.

Im Inneren des Langhauses ließ eine Fehlstelle im Wandputz die Bogensteine einer kleinen, hochliegenden Öffnung in der Ostwand oberhalb des Seitenaltars erkennen. Sie lag zwar genau in der Flucht der nördlichen Chorwand, öffnete sich aber in der Wandfläche oberhalb des niedrigeren Chors. Die Fehlstelle im Putz wurde nicht geschlossen, sodass die Bogensteine heute sichtbar sind. Zum Vergleich kann die Kirche St. Cyriak in Sulzburg, deren Weihe für das Jahr 993 überliefert ist, angeführt werden. Dort befinden sich an derselben Stelle auf beiden Seiten des Chors ebenfalls kleine Rundbogenöffnungen.<sup>21</sup>

Der räumlichen Verbindung zwischen Chorraum und Langhaus diente ein Chorbogen. In einer Sondage auf Seiten des Langhauses zeigte sich unter der bestehenden südlichen Bogenleibung eine ältere verputzte Mauerkrone als Teil der früheren Chorbogenöffnung. In Bezug auf den Chorraum symmetrisch ergänzt, hätte die Öffnung etwa dieselbe lichte Weite gehabt wie die heutige. Für die frühere Höhenentwicklung des Bogens gab es keine Baubefunde. Eine zeichnerische Rekonstruktion unter Berücksichtigung der Höhenlage der Chorwände ergibt allerdings eine sehr gedrungene Proportion, wogegen bei gewölbtem Chorraum der Bogen ein gutes Stück höher reichen hätte können.

Eine innerhalb der Sakristei zu beobachtende Mauerecke liegt genau symmetrisch zur Nordostecke des Langhauses, lässt dieselben flachen Werksteinformate erkennen und sich genau bis zur ursprünglichen Höhenlage der Mauerkronen des Langhauses verfolgen. In ihrer Fort-

<sup>21</sup> KARL LIST: St. Cyriak in Sulzburg 993-1964, Freiburg 1964.

setzung nach Westen ist die ursprüngliche Südwand zu vermuten. Auf diese Weise ergibt sich ein axialsymmetrischer Kirchenbau mit mittig gelegenem Chorbogen – eben so, wie man es für eine einfache Kirche erwarten darf.

In seiner Längenausdehnung hat das Langhaus wohl dem heutigen Zustand entsprochen. Zwar waren Mauerstruktur oder Eckverband im betreffenden Bereich der Westwand an keiner Stelle einsehbar, doch verlief das ursprüngliche Mauerwerk bis hinter den Strebepfeiler an der Nordwestecke, und auf der Innenseite der Westwand ließ sich im Rahmen der restauratorischen Untersuchung ein Wandputz nachweisen, der in der Schichtenabfolge mindestens zur Mitte des 13. Jahrhunderts, möglicherweise aber noch sehr viel weiter zurückreicht.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass im Zeitraum des 10. oder 11. Jahrhunderts ein stattliches Kirchengebäude auf dem Michaelsberg errichtet wurde, das aus einem Langhaus in der Form eines rechteckigen Saals mit den Außenmaßen von 13,2 m Länge auf 9,5 m Breite, mit einer Wandstärke von 67 cm und einer Höhe von etwa 6,5 m, sowie einem axialsymmetrisch daran angefügten, eingezogenen Rechteckchor von 4,5 m Länge auf 6,4 m Breite, 88 cm Mauerstärke und etwa 4,8 m Höhe zusammengesetzt war. Möglicherweise war der Chor eingewölbt, das Langhaus sicherlich nicht. Der Zugang erfolgte durch ein Rundbogenportal auf der Nordseite. Von der Befensterung konnten nur ein Trichterfenster auf der Chornordseite und eine kleine, oberhalb des Chors liegende Öffnung in der Ostwand des Langhauses nachgewiesen werden. Funde menschlicher Knochen weisen nach, dass beim Kirchenbau ein Friedhof gelegen hat.

Auffällig ist die ungewöhnliche plattenförmige Proportionierung der Werksteine. An der kürzesten Quaderseite messen sie allesamt maximal 20 cm, meistens 18 cm, häufig auch weniger, und sind mit bis zu 110 cm verhältnismäßig lang bemessen. Innerhalb der Eckverbände sind sie in unregelmäßigem Wechsel liegend oder auf ihrer Längsseite hochkant stehend verbaut worden. Nur im höheren Bereich sind einige stärkere Eckquader zu beobachten. Für den Portalbogen wurden die Steine keilförmig zugerichtet, überschritten an der Bogenaußenseite dennoch auch hier nicht das genannte Maß, wodurch ein dichtes, sehr regelmäßiges Fugenbild entstanden ist. Zur Bildung des Chorfensters schließlich wurden zwei Steine aufrecht auf die Schmalseite gestellt. Die Dimensionierung dieser Quader ist insbesondere auch deshalb ungewöhnlich, als dasselbe Steinmaterial in der Region in aller Regel stets zu größeren Werkstücken verarbeitet worden ist. Lediglich im höheren Teil des Eckverbands sind einige Quader höherer Stärke zu erkennen.

Die plattenförmige Proportionierung dürfte daher nicht vom Material vorgegeben worden sein. Auch bezüglich der Architektur ist keine besondere Gestaltungsabsicht erkennbar, die eine solche Konfektionierung erforderlich gemacht hätte. In konstruktiver Hinsicht wirkt sie sich eher nachteilig aus, denn bei den Eckverbänden gewährten die auf Kante stehenden Platten keine hohe Stabilität, was mit gedrungenen Formaten sehr viel besser erreicht werden kann. Bezüglich der Herstellungsweise der Steine sind ebenfalls keine Vorteile erkennbar, da im Fall der liegend verbauten Platten sehr viel mehr sauber geglättete Oberflächen notwendig sind, als dies bei größeren, gedrungenen Formaten der Fall gewesen wäre. Dasselbe gilt für den Transport, wo sich der Vorteil des reduzierten Gewichts bei weitem nicht mit dem Aufwand für die Bearbeitung der zusätzlichen Oberflächen aufrechnen lässt.

Es wird deutlich, dass die Steine wohl nicht für den Bau des Kirchengebäudes hergestellt, sondern aus einem anderen Bauzusammenhang genommen worden sein dürften. Angesichts der frühen Datierung der Baumaßnahme einerseits und der römischen Vergangenheit Riegels andererseits kann zumindest erwogen werden, ob das Steinmaterial vielleicht aus römischen Ruinen gewonnen wurde. Ein konkretes Beispiel für den ursprünglichen Einsatz der plattenförmigen Steine kann jedoch nicht genannt werden, und es ließen sich auch keine konkreten Spuren einer früheren Verwendung der Werksteine, etwa in Form von Ausarbeitungen, Profilen, Klammerlöchern o. Ä. nachweisen.

Unbestimmte Zeit nach der Errichtung wurde die Türschwelle erhöht, indem auf den großen Schwellenstein eine Lage Mauersteine gesetzt und darauf wiederum ein Schwellenstein, der sich nicht erhalten hat, gelegt wurde. Eine dadurch entstandene Beschädigung in der Seitenwandung wurde sorgfältig mit Putz ausgestrichen, in diesem mit einer vertikalen Ritzung die Flucht der Wandung nachgezeichnet und die Stelle in der Farbe des Buntsandsteins in roter Farbe kaschiert. Grund für die Aufhöhung dürfte das Außenniveau des Gebäudes gewesen sein, das seit der Erbauung um etwa 40 bis 60 cm angewachsen war. Eine Erhöhung des Bodens im Kircheninneren ging damit offenbar nicht einher, da in einer archäologischen Sondage vor dem gotischen Chorbogen kein entsprechender Boden erreicht werden konnte.

#### Umwandlung zur Burgkapelle, 12. Jahrhundert

Eine grundlegende Zäsur ereignete sich im 12. Jahrhundert. In der Zeit um 1150/1170 wurde auf dem Michaelsberg eine Burg errichtet, was umfangreiche Veränderungen an der Kirche mit sich brachte (Abb. 7). Die Innenflucht der südlichen Langhauswand wurde um 1,5 m in den Kirchenraum hinein verschoben und gleichzeitig das Bodenniveau im westlichen Teil des Langhauses stark erhöht. Beides geschah zur gleichen Zeit, sodass das Mauerwerk miteinander verzahnt werden konnte. Da die Erhöhung in den Bereich des Rundbogenportals stößt, kann davon ausgegangen werden, dass es ebenfalls zur gleichen Zeit zugemauert worden ist. Mit diesen Maßnahmen war ganz offensichtlich auf umfangreiche Erdarbeiten, die in Zusammenhang mit der Etablierung der Burg stehen und zu veränderten Bodenniveaus im Außenbereich geführt haben, reagiert worden.

Der wesentliche strategische Nachteil des Standorts für den Bau einer Burg war die gute Erreichbarkeit aus südlicher Richtung über den flachen Höhenrücken des Michaelsbergs. Um diesem abzuweichen wurde dort ein tiefer Halsgraben gezogen. Die Unmengen ausgehobenen Lösses wurden zur Gewinnung eines erhöhten Plateaus zwischen Graben und Kirchenbau und zur Schaffung steilerer Geländekanten umgeschichtet, wo die Kernburg Platz finden sollte (Abb. 8). Aus den Erdbewegungen rühren wohl auch römische und einige frühmittelalterliche Einzelfunde her. Einige Leistenziegelfragmente aus der Lössauffüllung des Außenbereiches zeigen an, dass im Umfeld ein römisches Gebäude vorhanden war. Ein verbogener Bronzedraht mit Öse und Hakenende war wohl ursprünglich ein spätmerowingerzeitlicher Ohrring und wirft die Frage nach den Anfängen des ehemaligen Friedhofs auf. Für die zeitliche Einordnung dieser Lössumlagerungen können zwei Wandscherben nachgedrehter Ware des 12. Jahrhunderts als jüngste Funde herangezogen werden.

Um das erhöhte Plateau wurde eine Ringmauer gezogen, in die man zur Verstärkung hölzerne Ankerbalken längs einlegte. Ein Stück der Ringmauer, das Kleinquadermauerwerk und einen offenen Balkenkanal erkennen lässt, ist unter dem Gebüsch des nördlichen Plateaurandes neben dem heutigen Zugangsweg erhalten. Ein östlich gelegenes Ringmauerstück stieß offenbar stumpf gegen den Rechteckchor der Kirche, ist irgendwann aber nach außen umgekippt, wo es heute in vorgeschobener Lage mit offenliegendem Balkenkanal liegt.

Offenbar stieß man bei den Erdarbeiten auf Körpergräber, die vermutlich dem christlichen Friedhof der Kirche zuzuweisen sind. Man versorgte einen Teil der Skelettreste, indem man sie in den offenen Gerüstlöchern der Nordwand deponierte, jedoch nur in diejenigen, die unter der Erdauffüllung zu liegen kamen. Dort konnten die Toten an gewissermaßen geweihter Stelle das Jüngste Gericht erwarten.

Die rund 7 m hohe Aufschüttung des erhöhten Plateaus führte zwangsläufig zu einem hohen Erddruck auf die südliche Außenwand des Langhauses. Dem sollte mit der Errichtung einer neuen Mauer in 1,5 m in den Innenraum vorgerückter Lage entgegengewirkt werden. Unklar ist, ob die frühere Südwand eingedrückt worden war und Ersatz dafür geschaffen werden musste oder ob in Voraussicht eines solchen Szenarios bereits vor der Aufschüttung eine zusätzliche Innenschale als Stützmauer errichtet worden war, hinter der die alte Südwand folg-

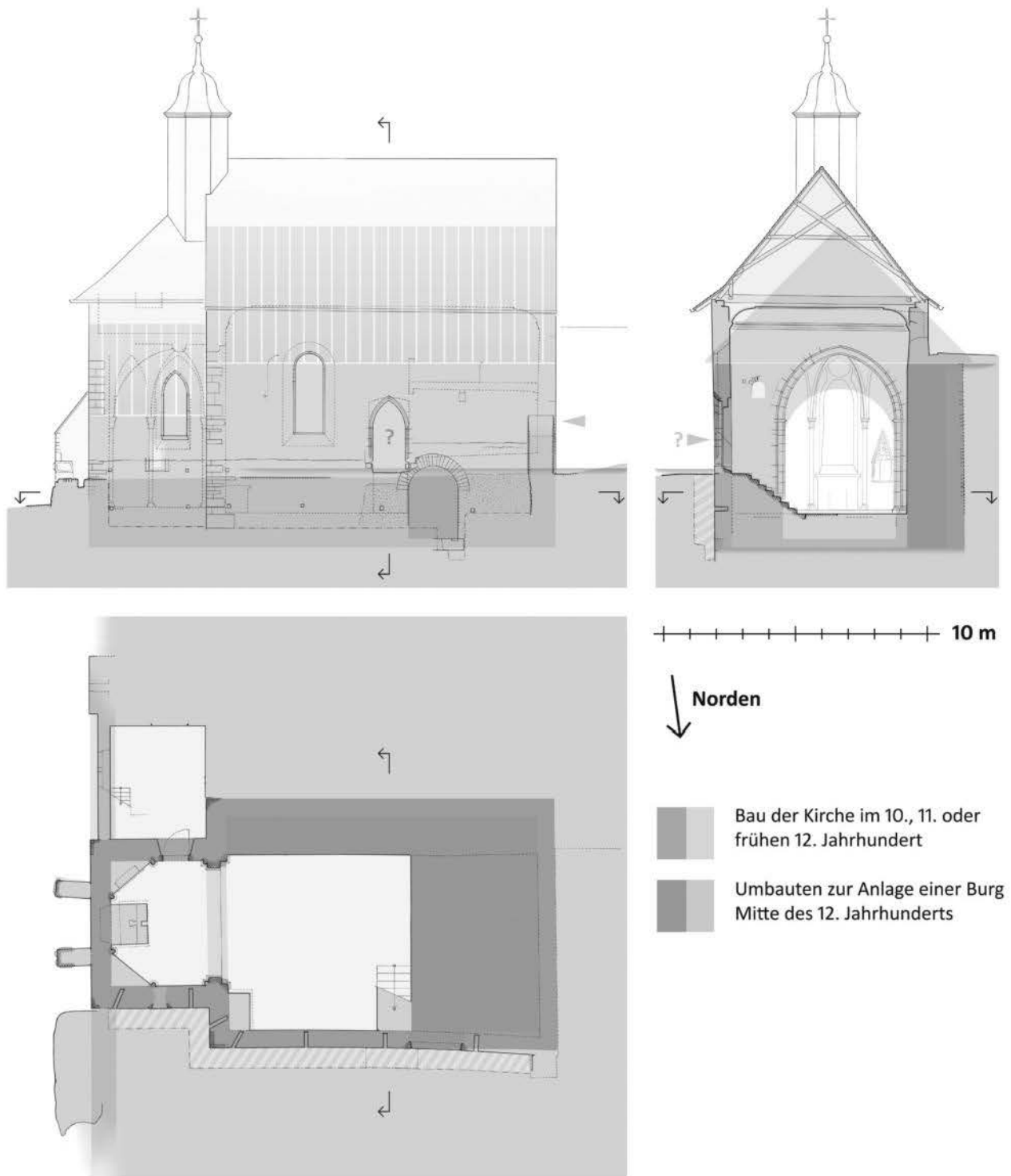


Abb. 7 Riegel, Michaelskapelle. Umbauten zur Anlage einer Burg im 12. Jahrhundert im Aufmaß markiert. Nordansicht, Querschnitt und Grundriss auf Langhausebene (Zeichnung: King).

lich noch vollständig erhalten geblieben sein müsste. Auch die Erhöhung im westlichen Teil des Langhauses könnte eine Maßnahme gegen den Erddruck gewesen sein, da vielleicht ohnehin eine Empore in der Funktion einer Herrschaftsloge gewünscht war und auf den Raum darunter problemlos verzichtet werden konnte.





Abb. 8 Riegel, Michaelskapelle. Luftbild von Nordost. Aufgeschüttetes Plateau der Kernburg und Halsgraben südlich der Kapelle (Foto: Braasch, LAD).

Das in Verbindung mit der Erhöhung des Außenniveaus auf der Nordseite um 2,5 bis 3 m zugemauerte Rundbogenportal bedingt die Schaffung eines neuen Zugangs. Es konnte nicht nachgewiesen werden, wo dieser gelegen hat. Innerhalb der Westwand fand sich jedoch die Kante einer Innennische, die heute freipräpariert ist. Sie gehörte vermutlich zu einer früheren Türöffnung, welche auf Emporenhöhe in unmittelbarem Anschluss an die Nordwestecke hereingeführt hatte. Bei späteren Veränderungen in diesem Bereich ging die andere Nischenkante verloren. Möglicherweise erhaltene Teile von Leibung oder Gewände, die Form und Aufbau der Öffnung und deren Einbindung ins Mauerwerk erkennen lassen würden, liegen unter dem Außenputz verborgen. Der Wandputz von Nische und Westwand lässt sich anhand der Schichtenabfolge mindestens bis ins mittlere 13. Jahrhundert, möglicherweise aber noch sehr viel weiter zurückdatieren. Da die vermeintliche Türöffnung auf den erhöhten Emporenbereich Bezug nimmt, liegt es nahe, sie mit dessen Schaffung in Verbindung zu bringen. Sie könnte aber auch in direktem Zusammenhang mit dessen Funktion gestanden haben und als direkter Zugang zur vermuteten Herrschaftsloge gedient haben. Der eigentliche Haupteingang könnte schließlich auch an der Stelle der heutigen Zugangstür auf der Nordseite gelegen haben.

Eine weitere Putzkante, von der aber nur ein kleines Stück erkennbar war, steht ebenfalls in Zusammenhang mit dem frühen Wandputz. Sie verlief etwa 40 cm neben der Wandnische des späteren Westzugangs, dem die zugehörige Gegenkante zum Opfer fiel. Eine spiegelbildliche Ergänzung bezogen auf die ursprüngliche Breite des Langhauses würde eine riesige Öffnung oder zwei Öffnungen nebeneinander bedeuten, hingegen würde sich in Bezug auf den ver-

schmäleren Innenraum eine Nischenbreite von 110 cm und durch ihre Verjüngung eine noch schmalere Fensteröffnung ergeben. Die Öffnung lag jedoch so hoch, dass sie über die traufseitigen Mauerkronen hinaus und in den Bereich des Giebeldreiecks hinein reichte. Dies gibt wiederum Anlass zur Vermutung, dass das Langhaus nach oben nicht mit einer flachen Decke, sondern mit einem offenen Dachwerk abgeschlossen war.<sup>22</sup> Anhand des kurzen Stücks der erhaltenen Putzkante konnte jedoch die frühere Situation nicht detailliert nachvollzogen werden.

Durch die Auffüllungen verschwand das Kirchengebäude teilweise im Boden und war zusätzlich noch hinter der hohen Ringmauer und den weiteren Baulichkeiten der Burganlage verborgen, sodass es aus der Ferne kaum noch zu sehen gewesen sein dürfte. Das Bodenniveau des Innenraums blieb dabei unverändert. Zugleich bedeutete die Einbeziehung in die Burganlage, dass die bisher öffentlich zugängliche Kirche ihrer ursprünglichen Funktion beraubt, zur Burgkapelle herabgestuft und der zugehörige Friedhof aufgehoben wurde.

Über die Baulichkeiten der Burganlage ist weder durch historische Abbildungen noch durch archäologische Sondagen etwas bekannt. Die Grundfläche war gering bemessen. Als Hauptgebäude der Kernburg kann von einem großen freistehenden Wohnturm oder einem Palas ausgegangen werden. Im Vergleich mit Anlagen ähnlicher Zeitstellung in der Region wäre am ehesten an eine kleinere Ausgabe zähringischer Wohntürme zu denken, wie sie in Freiburg, Breisach, Burgdorf oder Thun bestanden haben oder noch bestehen. Für Nebenbauten wie Ställe, Scheunen und dergleichen stand in der nördlich gelegenen Vorburg, wo sich heute ein tiefer liegendes Rebplateau ausdehnt, ausreichend Platz zur Verfügung.

#### Erhöhung und gotische Umgestaltung, spätes 13. Jahrhundert

Für eine Erhöhung des Langhauses wurden seine Außenwände um 2,4 m hochgemauert (Abb. 9). Auf der Südseite geschah dies nicht in Bezug zur ursprünglichen Außenwand, sondern über der nach innen verschobenen Wandflucht. Das Bodenniveau im Inneren wurde ebenfalls gehoben, vom Schwellenstein des vermauerten Rundbogenportals gemessen um etwa 75 cm bis knapp unterhalb des heutigen Fußbodens. Dafür wurde Löss und darüber Mörtelschutt eingebracht und aufgeschüttet. Darüber strich man ein Mörtelbett und verlegte rechteckige Backsteine (keine Tonfliesen) als Bodenbelag. In der Auffüllung enthaltene Scherben von Becherkacheln lassen eine grobe Datierung zu und Anschlüsse des Mörtelbetts weisen den Zusammenhang mit der Erhöhung nach. Mit der Erhöhung wurde das Gebäude sozusagen ein Stück emporgehoben, nachdem es in Verbindung mit dem Bau der Burg eingegraben worden war.

Etwa in der Mitte der Nordseite kam der Hauptzugang zu liegen, wo er sich noch heute befindet. Sein spitzbogiges Gewände rahmt eine Öffnung von 123 cm Breite und 237 cm Scheitelhöhe. Es ist umlaufend profiliert, indem tiefen Kehlen vermutlich einen mittigen Birnstab, der jedoch vollständig verloren gegangen ist, begleiten. An den unteren Ausläufen wird das Profil von einem Viertelkreis abgefangen. Für den Einbau des zugehörigen Schwellensteins wurden einige der Bogensteine des älteren vermauerten Rundbogenportals beschädigt. Das neue Portal liegt heute gegenüber dem Außenniveau etwas erhöht, doch ist anzunehmen, dass es anfangs zu ebener Erde gelegen hat und im Laufe der Zeit Boden abgeschwemmt ist. Dies – oder eine Abgrabung – dürfte auch der Grund dafür sein, warum auf der Nordseite keinerlei Bodenschichten mehr aus späterer Zeit zu finden waren.

Den Innenraum betritt man beinahe auf Emporenhöhe und musste damals noch neun Stufen hinabsteigen. Die Stufen aus Sandstein sind sehr stark ausgetreten und stammen offenbar noch aus der Zeit des Portals. Der Innenboden lag damals noch ein wenig tiefer als heute, sodass heute die unterste Stufe im Boden steckt.

<sup>22</sup> BURGHARD LOHRUM: Vom Pfettendach zum Sparrendach – Bemerkungen zur konstruktiven Entwicklung des süddeutschen Dachwerkes ab dem frühen 12. Jahrhundert, in: Alles unter einem Dach – Häuser, Menschen, Dinge. Festschrift für Konrad Bedal, hg. von HERBERT MAY und KILIAN KREILINGER, Petersberg 2004, S. 255-284.

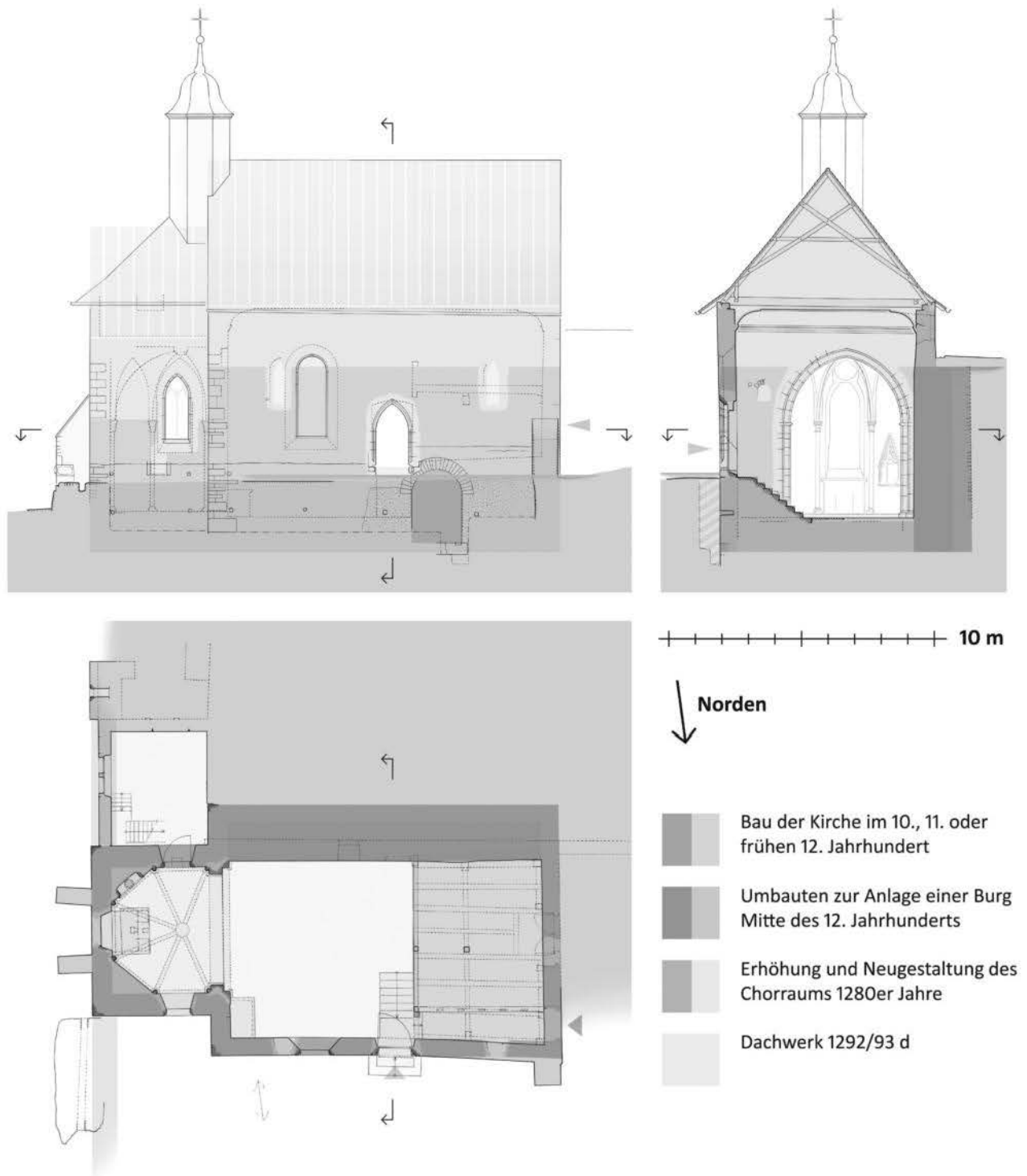


Abb. 9 Riegel, Michaelskapelle. Umbauten des späten 13. Jahrhunderts im Aufmaß markiert. Nordansicht, Querschnitt und Grundriss auf Emporenebene (Zeichnung: King).

Hoch in der Nordwand konnten Putzkanten innenliegender Nischen zweier Fensteröffnungen nachgewiesen werden, die in den Bereich der Erhöhung hinaufreichen. Es hat sich wiederum nur jeweils eine Seitenkante erhalten. Eine Öffnung lag nahe der Nordwestecke und wurde bei späteren Veränderungen in diesem Bereich reduziert, deren präparierte Putzkante aber auf der oberen Empore heute zu erkennen ist. Die andere Öffnung befand sich knapp östlich des bestehenden Nordfensters, durch das sie teilweise zerstört worden, heute aber durch Farbbefunde in der Wandfläche ablesbar ist. Bei letzterer aber hat sich der Scheitel erhalten,

der sie als einstige Spitzbogenöffnung ausweist und die Breite der Nische auf der Innenseite mit etwa 70 cm ermitteln lässt. Da sie sich stark verjüngt, war die zugehörige Fensteröffnung aber etwas schmaler. Putzanschlüsse weisen die Erhöhung der Mauerkronen, das höhere Bodenniveau, das Spitzbogenportal und die Fensternischen als zusammengehörige Baumaßnahme nach.

Eine genaue zeitliche Bestimmung der Baumaßnahme erlaubt das Dachwerk, das auf den erhöhten Mauerkronen aufgeschlagen wurde und mit Hilfe der Jahrringe dendrochronologisch in das Jahr 1282 datiert werden konnte.<sup>23</sup> Es ist nach dem Prinzip des Sparrendachs konstruiert, bestehend aus hintereinander aufgereihten Gespärren, von denen jedes aus einem Sparrenpaar, einem Kehlbalken, einem Paar sich überkreuzender Scherbänder und Sparrenknechten zusammengesetzt ist (Abb. 10). Jedes zweite Gespärre sitzt einem durchlaufenden Dachbalken auf, die übrigen lediglich kurzen Dachfußhölzern, die alle wiederum auf stark dimensionierten Mauerschwellen ruhen. Während für alle Sparren und die Scherbänder jener Gespärre, welche auf Dachfußbalken sitzen, Nadelholz zum Einsatz kam, wurde für alle übrigen Elemente Eichenholz verwendet. Die Gespärre weisen keine erkennbaren Abbundzeichen auf. An der Unterseite der Dachbalken sind Reste von Nägeln zu beobachten, mit denen eine flache Holzdecke befestigt war.

Die beschriebene Dachkonstruktion findet sich jedoch nur über dem östlichen Teil des Langhauses, während das Dachwerk über dem westlichen Teil einer gänzlich anderen Konstruktionsweise folgte. Für ein Rofendach wurde ein stehender Stuhl mit Dachfirstständern in der Mittelachse und weiteren Stuhlachsen zu beiden Seiten abgezimmert (Abb. 10). In den Binderachsen waren Sparren fest eingebunden, zwischen diesen aber lediglich lose aufgelegte Rofen den Stuhlpfetten aufgenagelt. Alle Hölzer wurden aus Eichenholz hergestellt. Die dendrochronologische Altersbestimmung dieses Dachwerks hatte seine Errichtung um 1293 zum Ergebnis, also lediglich 11 Jahre nach der Aufrichtung des Sparrendachs östlich davon.<sup>24</sup> Dieses Dachwerk stellt eine in sich geschlossene Einheit dar, wie die aus Symbol- und Zählzeichen kombinierten Abbundzeichen nachweisen.

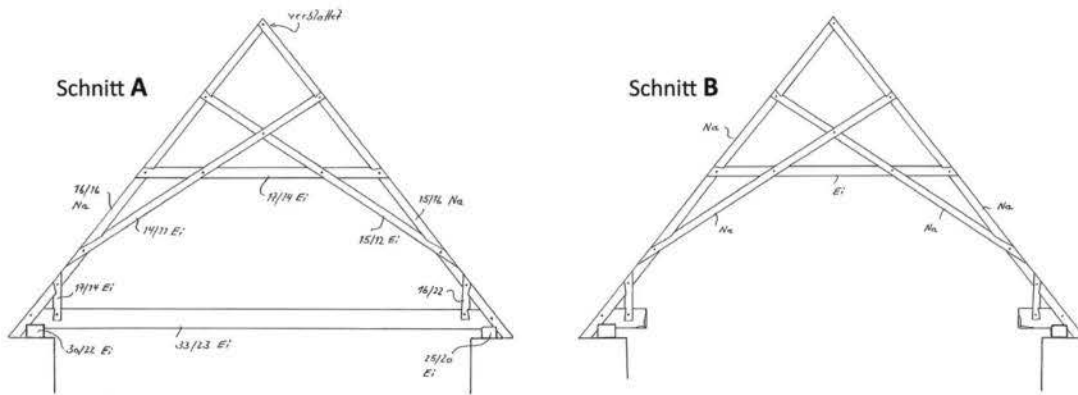
Zwar gehören die beiden unterschiedlichen Konstruktionsweisen im 13. Jahrhundert zum allgemein üblichen Repertoire, doch ein Rofendach auf einem Sakralbau anzutreffen, ist mehr als ungewöhnlich, da bei Kirchen und Kapellen praktisch ausschließlich Sparrendächer zum Einsatz kamen. Was zu dieser Situation geführt hat, darüber kann mangels Baubefunden nur spekuliert werden. Wohl nicht zufällig liegen die Abgrenzungen oben zwischen den beiden Dachkonstruktionen und unten zwischen hohem Langhaus und Empore an gleicher Stelle. Die nachweisbare Befensterung auf der Nordseite weist einen einheitlichen Kirchenraum nach.

Möglicherweise wurde das Dachwerk über der Empore von einer hölzernen Unterkonstruktion getragen, die erst später entfernt wurde, was aber den zeitlichen Unterschied von 11 Jahren nicht erklären kann. Möglicherweise erhöhte man zunächst nur den hohen Teil des Langhauses und zog mit der Empore erst später nach, wogegen aber die einheitliche Befensterung spricht. Möglicherweise hatte man mit der Erhöhung zunächst nur auf äußere Randbedingungen in Verbindung mit den übrigen Baulichkeiten der Burg reagiert und dies erst im Nachhinein zu einer Aufwertung des Innenraums genutzt, sodass nicht das ältere sondern das jüngere Dachwerk die Umgestaltungen datieren würde. Möglicherweise war der westliche Teil beschädigt und musste ersetzt werden, doch der kurze zeitliche Abstand lässt dies wenig wahrscheinlich erscheinen. Und um nachweisbare bauliche Veränderungen an der Nordwestecke mit der Abzimmerung des westlichen Dachwerks in Verbindung bringen zu können, ist der Abstand von 11 Jahren wiederum zu gering, da in der Zwischenzeit der Innenraum mehrfach neu gestrichen worden war. Eine schlüssige Erklärung liegt derzeit nicht auf der Hand.

<sup>23</sup> LOHRUM/BLEYER (wie Anm. 16).

<sup>24</sup> Ebd.

östliches Langhausdachwerk, 1281/82 d



westliches Langhausdachwerk, 1292/93 d

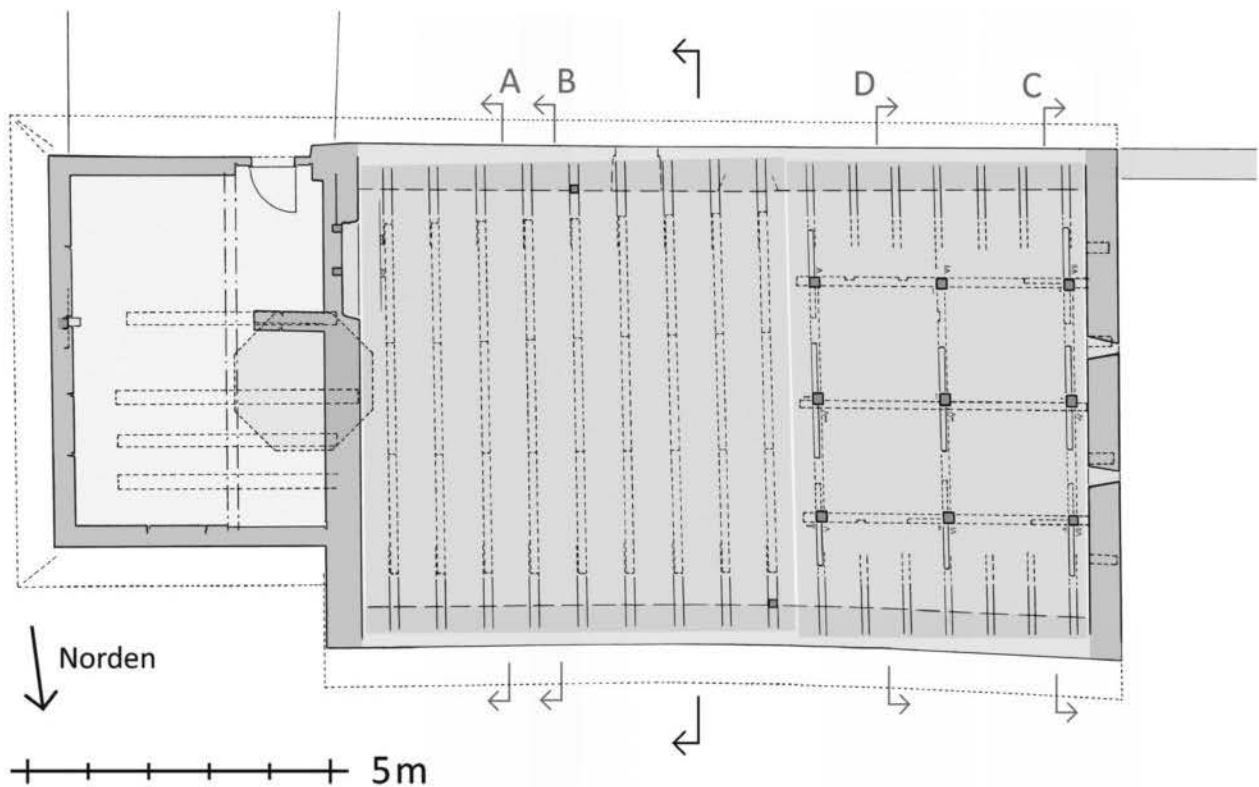
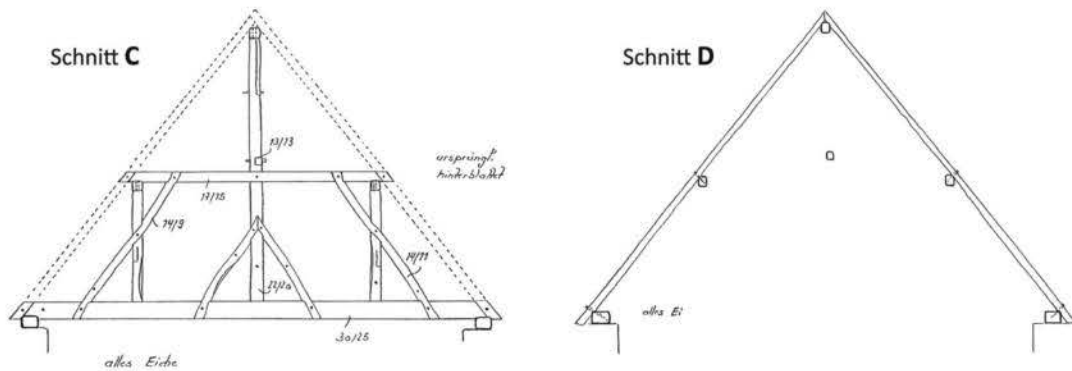


Abb. 10 Riegel, Michaelskapelle. Querschnitte A-D des Langhausdachwerks (nach B. Lohrum) und Bauphasen des späten 13. Jahrhunderts im Aufmaß markiert (Zeichnung: King).



Abb. 11 Riegel, Michaelskapelle. Blick in den Chorraum nach der Restaurierung 2008/09 (Foto: King).

Die Erhöhung des Bodenniveaus im Langhaus zog zwangsläufig auch eine Erhöhung des Bodens im Chorraum nach sich. Bestätigt wird dies durch Befunde im Wandputz, wonach der Chorbogen zeitgleich zu den beschriebenen Maßnahmen im Langhaus erneuert und die kleine hochgelegene Rundbogenöffnung in der Ostwand zugemauert wurde. Das Mörtelbett des erhöhten Bodenbelags aus Backsteinen schließt ebenfalls an den Sockelstein des Chorbogens an. Mit der Erneuerung des Chorbogens kann wiederum die gänzliche Neugestaltung des Chorraums, so wie sie heute noch bewundert werden kann, in Verbindung gebracht werden. Die zur Höherführung der Außenmauern des Chors verwendeten Eckquader liegen an der Nordostecke im Putz frei.

Der neu geschaffene Chorbogen setzt sich aus zwei gestaffelt zueinander geführten, breit gefasteten Bogenläufen aus Werkstein zusammen. Er sitzt einem niedrigen vortretenden Sockel auf, der heute jedoch kaum noch über den Bodenbelag schaut, und folgt der Form eines stark gedrückten Spitzbogens. Die Kämpferpunkte sind von schmalen gekehlten Gesimsen akzentuiert, die auf der zum Langhaus gewandten Seite später abgearbeitet worden sind. Der Bogenscheitel reicht weit in die Erhöhung des Langhauses hinein.

Ein geschickter Kunstgriff war die Umwandlung des älteren rechteckigen Chorraums in einen polygonalen Chorschluss, der die Form von fünf Seiten eines Achtecks beschreibt (Abb. 11). Dies wurde durch Abmauern der Innenecken erreicht. Mit der Geometrie musste etwas geschummelt werden, um allen Seiten das gleiche Maß geben zu können. Die beiden Schrägseiten wurden nicht genau im 45°-Winkel angeordnet, sondern ein wenig aus dem Winkel gedreht. Weil der alte Chor lediglich umgebaut wurde, blieben die asymmetrische Lage von neugestaltetem Chorraum und Chorbogen im Verhältnis zum Langhaus zwangsläufig bestehen.

Alle sechs Ecken des so entstandenen Polygons besitzen Runddienste, deren Werksteine nach hinten ins Mauerwerk einbinden. Sie stehen auf wulstigen Basen und enden oben in Kapitellen, welche jeweils aus einem Halsring mit Birnstabprofil, einem Kelch, der jeweils mit

zwei Reihen von Blättern besetzt ist, und einer polygonalen, profilierten Deckplatte aufgebaut sind (Abb. 12). Die Blattformen sind von Kapitell zu Kapitell unterschiedlich. Bei den beiden östlichen Kapitellen handelt es sich um jüngere Ergänzungen.

Den oberen Abschluss des Chorraums bildet ein Rippengewölbe. Seine gekehlten Rippen setzen auf den Kapitellen an und laufen in einem zentral gelegen Schlussstein zusammen. Weitere Rippen bieten in der Form stark gestelzter Schildbögen den umlaufenden Rahmen dafür. Damit die Gewölbe- und Schildbogenrippen gemeinsam auf den Kapitellen Platz finden, sind sie miteinander zu komplexen Anfängern verschnitten. Der kreisrunde Schlussstein ist mit rotierend angeordneten Blättern besetzt.

In die nach Südosten gerichtete Schrägseite ist eine Pisina als Wandnische mit kleinem Becken ohne Abfluss eingelassen. Die Nische wird von einem genasten Stichbogen nach oben abgeschlossen und von einem vortretenden Profil gerahmt, welches sich in einem Wimperg fortsetzt. Dessen Schrägen sind mit eingerollten Krabben besetzt, und die umschriebene Dreiecksfläche wird von einem Blendmaßwerk in der Figur eines Dreistrahls ausgefüllt.

Das spitzbogige Nordfenster des Chors geht wohl ebenfalls auf die Zeit von Erhöhung und Neugestaltung zurück, könnte der überhöhten Spitzbogenform aber auch erst später, im 14. oder 15. Jahrhundert eingebaut worden sein. Die umlaufende Profilierung lässt deutlich erkennen, dass die Öffnung später leicht vergrößert worden ist, indem man den inneren Profilabschnitt abgearbeitet hat. Sicherlich war das Bogenfeld einst mit Maßwerk ausgefüllt.

Die beschriebenen Architekturformen geben genügend Anhaltspunkte für einen stilistischen Vergleich. Die Ausführung ist recht qualitativ, sodass nicht davon ausgegangen werden muss, dass hier des provinziellen Standorts wegen dem Puls der Zeit hinterhergehinkt wurde. Die Kapitelle sind mit Teilen des Freiburger Münsters vergleichbar, den Blendarkaden und Arkadenpfeilerkapitellen der Westjoche des Langhauses oder der Architekturgliederung in der Turmvorhalle, kommen letzterer aber am nächsten. Dort finden sich auch gerollte Krabben. Ein Maßwerkdreistrahl tritt im Westfenster der darüberliegenden Michaelskapelle auf. Datiert werden Vorhalle und Michaelskapelle in die 1270er- bzw. 1280er-Jahre, also nur wenige Jahre vor Umgestaltung des Chors der Riegeler Michaelskapelle, deren Schaffung in der Zeit um das dendrochronologisch 1282 datierte Dachwerk zu suchen ist.<sup>25</sup> Eine Nische mit Wimperg vergleichbarer Form befindet sich in der Burgkapelle der Unteren Burg Landeck – in Sichtweite der Michaelskapelle –, deren übrige Bauplastik in den Zeitraum kurz vor oder nach 1300 zeitlich eingeordnet werden kann.<sup>26</sup>

Nach Osten sind dem Chorbau zwei Strebepfeiler vorgelagert. Sie sind so platziert, dass sie präzise die beiden östlichen Eckpunkte des Gewölbes abfangen können. Dabei sind sie leicht nach außen gedreht, um dem Kräfteverlauf besser zu entsprechen. Es wurden dafür einige wenige Buckelquader verwendet, jedoch so vereinzelt, dass davon auszugehen ist, dass sie von anderer Stelle stammen. Das übrige Mauerwerk ist völlig regellos und von schlechter Qualität. Dieses und die unorthodoxe Schrägstellung machen deutlich, dass die Strebepfeiler sicherlich erst zu einem späteren Zeitpunkt angefügt worden sind. Das wird auch durch eine grün glasierte Keramikscherbe erhärtet, die in eine Fuge mit eingebaut war. Ein konkreter Schaden scheint nicht zum Bau der Strebepfeiler geführt zu haben, denn die Ostwand steht vertikal und nicht etwa nach außen gelehnt.

<sup>25</sup> BERNHARD LAULE: Die Fertigstellung des Langhauses und der Bau des Westturmes, in: Das Freiburger Münster, hg. vom Freiburger Münsterverein, Regensburg 2010 (im Druck).

<sup>26</sup> ALFONS ZETTLER/REGINA DENNIG-ZETTLER: Landeck, in: ZETTLER/ZOTZ (wie Anm. 4), S. 257-271, bes. S. 261f. RALF RITTER/KARL-BERNHARD KNAPPE: Die Landeck – eine Burg der Geroldsecker, in: Geroldsecker Land 30 (1988), S. 17-43, bes. S. 35-41.

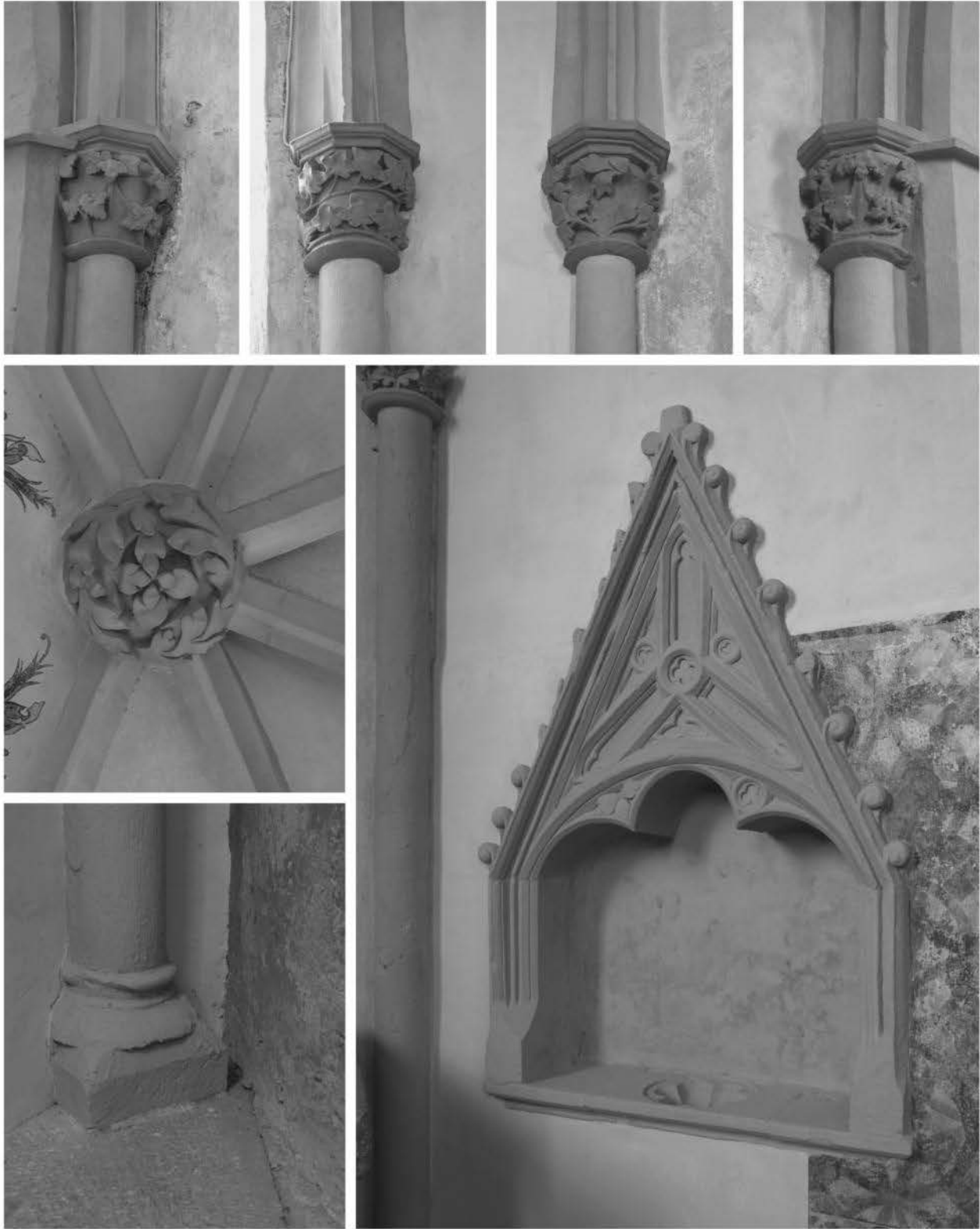


Abb. 12 Riegel, Michaelskapelle. Architekturdetails des späten 13. Jahrhunderts: vier Dienstkapitelle, zentraler Schlussstein, Dienstbasis und Piscina (Fotos: King).



## Spätere Veränderungen

Auf der Außenseite ließ die Mauerstruktur erkennen, dass im Bereich der Nordwestecke das aufgehende Mauerwerk ab dem Bodenniveau der unteren Empore nachträglich ersetzt worden war. Auf der Innenseite konnte dies anhand von Putzwechselln ebenfalls nachvollzogen werden. Allem Anschein nach war der gesamte Eckbereich vollständig neu hochgemauert worden, wobei die westlich gelegene Türnische und die Fensternische in der Nordwand in Mitleidenschaft gezogen und damals zugesetzt worden sind. Gleichzeitig wurde die heute bestehende mittige Türöffnung in der Westwand angelegt. Vermutlich hat sich der Grund für die Maßnahme in der konkaven Biegung der Nordwand manifestiert, sicherlich hervorgerufen durch eine Verschiebung des Eckbereichs in nördliche Richtung. Ein bedrohlicher Zustand oder gar der Einsturz der Gebäudeecke hatte zu dem konstruktiven Eingriff genötigt. Um dem neu gemauerten Eckbereich höhere Stabilität zu verleihen, wurde auf der Außenseite auch gleich ein Strebepfeiler angefügt, dessen nachlässige Fundamentierung bei den Grabungsarbeiten sichtbar wurde. Die Schichtenabfolge lässt nur eine grobe zeitliche Einordnung ins 15. oder 16. Jahrhundert zu. Die Form des nur leicht angespitzten, beinahe rundbogigen Türgewändes mit Kehle und wulstigen Profilausläufen weist ins späte 16. Jahrhundert.

Wohl erst im 17. Jahrhundert wurde das Bodenniveau im Langhaus abermals leicht angehoben und auf die heute bestehende Höhe gebracht. Bauschutt und Humus wurden von draußen eingebracht, der anscheinend Keramik, einige Knochenfragmente und Schneckengehäuse enthielt. Drei Münzfunde könnten einen damaligen hölzernen Bretterboden anzeigen. Es handelt sich um einen nur allgemein in die Zeit zwischen 1600 und 1700 zu datierenden Angster der Stadt Zürich aus Billon (eine Legierung).<sup>27</sup> Eine Konstanzer Silbermünze stammt ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert.<sup>28</sup> Eine Bronzemünze Ludwigs XIV. dürfte ins späte 17. Jahrhundert gehören; ihr abgegriffener Zustand und eine Lochung zeigen jedoch, dass sie bereits als Anhänger getragen wurde und wohl erst im Laufe des 18. Jahrhunderts in den Boden gelangte. Die Konzentration der Münzen im westlichen Bereich des Langhauses könnte darauf hindeuten, dass jeweils am hinteren Ende der Frauen- und der Männerseite eine Opferbüchse aufgestellt war, wo einzelne Münzen verloren gingen. Einige Funde sind in das Umfeld der Volksfrömmigkeit zu stellen: so eine Perle und ein längliches gedrechseltes Teil aus Bein, die zu Rosenkränzen gehörten. Möglicherweise erfolgte zur selben Zeit auch eine leichte Aufhöhung des Chorbodens, wo auf die älteren einfach neue Steinplatten verlegt worden sind. Stücke des früheren Belags sind heute zu beiden Seiten des Altarblocks zu sehen.

Größere Beschädigungen scheint die Michaelskapelle durch den Dreißigjährigen Krieg nicht erfahren zu haben, wenn auch für 1650 einige Ausbesserungen dokumentiert sind.<sup>29</sup> Nach den Ergebnissen dendrochronologischer Datierungen erfolgten aber in der Zeit um und nach 1700 größere Umbauten.<sup>30</sup> Im Jahre 1699 wurde die heute bestehende zweite Emporenebene eingezogen. Zapfenlöcher auf der Oberseite zeichneten die Anordnung eines Gestühls in zwei Blöcken mit Mittelgang nach. Gemäß der Putzanschlüsse wurden in diesem Zusammenhang die älteren Fenster der Nordseite geschlossen und durch das heute bestehende rundbogige, außenseitig rundum gekehlte Nordfenster ersetzt. Auf der Südseite wurde ein hochliegendes Rundfenster ins Mauerwerk eingebrochen, das heute zwar nicht mehr besteht, das aber anhand einer freipräparierten Putzkante abgelesen werden kann.

<sup>27</sup> Parallele siehe ARMAND BAERISWYL/MARINA JUNKES: Der Unterhof in Diessenhofen – von der Adelsburg zum Ausbildungszentrum (Archäologie im Thurgau 3), Frauenfeld 1995, S. 249, Nr. 13.

<sup>28</sup> Ebd. S. 250, Nr. 19f. (Parallelen).

<sup>29</sup> FUTTERER (wie Anm. 10), S. 19.

<sup>30</sup> LOHRUM/BLEYER (wie Anm. 16).

Um 1702 wurde dann auf den Chor obendrauf eine Wohneinheit gesetzt. Deren Außenwände bestanden aus Fachwerk, wovon sich nur geringe Reste erhalten haben. Die Wohneinheit war für die ständige Anwesenheit eines Eremiten bestimmt, der sich seit dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs um Gotteshaus und Wallfahrer kümmerte.<sup>31</sup> Nach Auskunft der in den Sturz der Tür vom Chorraum in die Sakristei eingehauenen Jahreszahl, wurde die Sakristei 1712 angebaut.

Im Jahr 1749 wurde ein neuer Hochaltar geweiht.<sup>32</sup> Es dürfte sich um einen typischen Barockaltar mit Gemälde und hohem Aufbau gehandelt haben, der direkt vor der Ostwand stand. Dafür wurden sicherlich das spitzbogige Ostfenster vermauert und stattdessen ein hochliegendes Rundfenster geschaffen, wofür man den Schildbogen durchbrochen hat, der dann später wieder aus Holz ergänzt worden ist. Vermutlich wurden zur Aufstellung des Altars auch die beiden östlichen Kapitelle zurückgearbeitet, wo heute Neuanfertigungen zu finden sind. Dazu würde auch eine niedrige Chorschranke passen, die mit grob gearbeiteten Aussparungen in den Sockelsteinen des Chorbogens und Befestigungsspuren in Brüstungshöhe in Verbindung gebracht werden kann. Bei Restaurierungsarbeiten am Altar wurde in einer nachträglich vorgeetzten Ummantelung, die ebenfalls zu dieser Zeit geschaffen worden sein dürfte, eine Nische festgestellt (Abb. 13). Sie enthielt ein einfaches Bindeglas aus hellgrünem Waldglas lokaler Produktion, das als Reliquienbehältnis diente (Abb. 14). Von den darin eigentlich zu erwartenden Reliquien der Märtyrer Viktor, Felix und Constans war jedoch nichts mehr erhalten.<sup>33</sup> Stattdessen lagen neben dem Glas, in einem Polster pflanzlicher Reste die Relikte der sprichwörtlichen Kirchenmaus, die sich offenbar die Heiligen einverleibt und anschließend hier ein Nest gebaut hatte. Das Reliquienglas ist als Leihgabe der Pfarrgemeinde St. Martin im Römermuseum Riegel ausgestellt.<sup>34</sup>

Im Laufe des 18. Jahrhunderts erhielt das Langhaus eine neue Putzdecke mit ringsumlaufender Voute. In diesem Zusammenhang wurde das Rundfenster in der Südwand wieder vermauert und das heute bestehende kleine Rechteckfenster eingebaut.

Einen Eindruck vom damaligen Zustand vermittelt eine Handzeichnung von 1826, die in Verbindung mit der badischen Landesvermessung entstanden ist (Abb. 15).<sup>35</sup> Sie zeigt die Eremitenwohnung über dem Chor mit kleinen Fensteröffnungen, ein Satteldach mit nach Osten gerichtetem Steilgiebel, weitere Räumlichkeiten oberhalb der Sakristei, die somit drei Geschosse umfasste, und einen Dachreiter mit Zwiebelkuppel und offen darin hängender Glocke. Über dem Langhaus waren damals noch Reste einer Deckung aus Hohlziegeln vorhanden.

Im Zeitraum kurz nach der Anfertigung der Zeichnung, spätestens jedoch zum Zeitpunkt der Einrichtung einer sogenannten Camera obscura in Verbindung mit einer Aussichtsplattform als touristischer Attraktion,<sup>36</sup> wurden am Wohngeschoss über dem Chor und den danebenliegenden Räumlichkeiten über der Sakristei die Fachwerkaußenwände durch Mauerwerk ersetzt. Anstatt des Dachwerks wurde eine große Terrasse angelegt. Fensterformen, Abschlussgesims, Eisengeländer und Kaminkopf sind in klassizistischen Formen gehalten. Die Entfernung des Daches über dem Chor führte auch zum Verlust des kleinen Dachreiters, als dessen Ersatz ein voluminöser, geschlossener Achteckturm mit welscher Haube aufgesetzt wurde.<sup>37</sup> Für das flache Dach und den Dachreiter fanden Hölzer des älteren Dachwerks eine neue Verwendung.

<sup>31</sup> FUTTERER (wie Anm. 10), S. 20-23.

<sup>32</sup> Ebd., S. 23.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> Ein Dank für die Dokumentation der Auffindesituation geht an die Restauratorinnen Alexandra Winkels (Freiburg) und Luise Schreiber-Knaus (Bodelshausen).

<sup>35</sup> Karlsruher Landesvermessung: Zeichnungen trigonometrisch bestimmter Punkte des Großherzogtums Baden, Bd. III, S. 6; Vorlage Reg.-Präs. Freiburg, Denkmalpflege (Zeichnung datiert 22. September 1826).

<sup>36</sup> FUTTERER (wie Anm. 10), S. 32-34.

<sup>37</sup> Foto unter <http://www.riegel-am-kaiserstuhl.de/hist04.htm>.



Abb. 13 Riegel, Michaelskapelle. Weihenische des 18. Jahrhunderts im Hochaltar. Reliquienglas in Fundlage, Mäusenest und oben links mumifizierte Maus (Foto: Winkels).



Abb. 14 Riegel, Michaelskapelle. Bindeglass um 1700 aus Schwarzwälder Produktion (Foto: Jenisch).

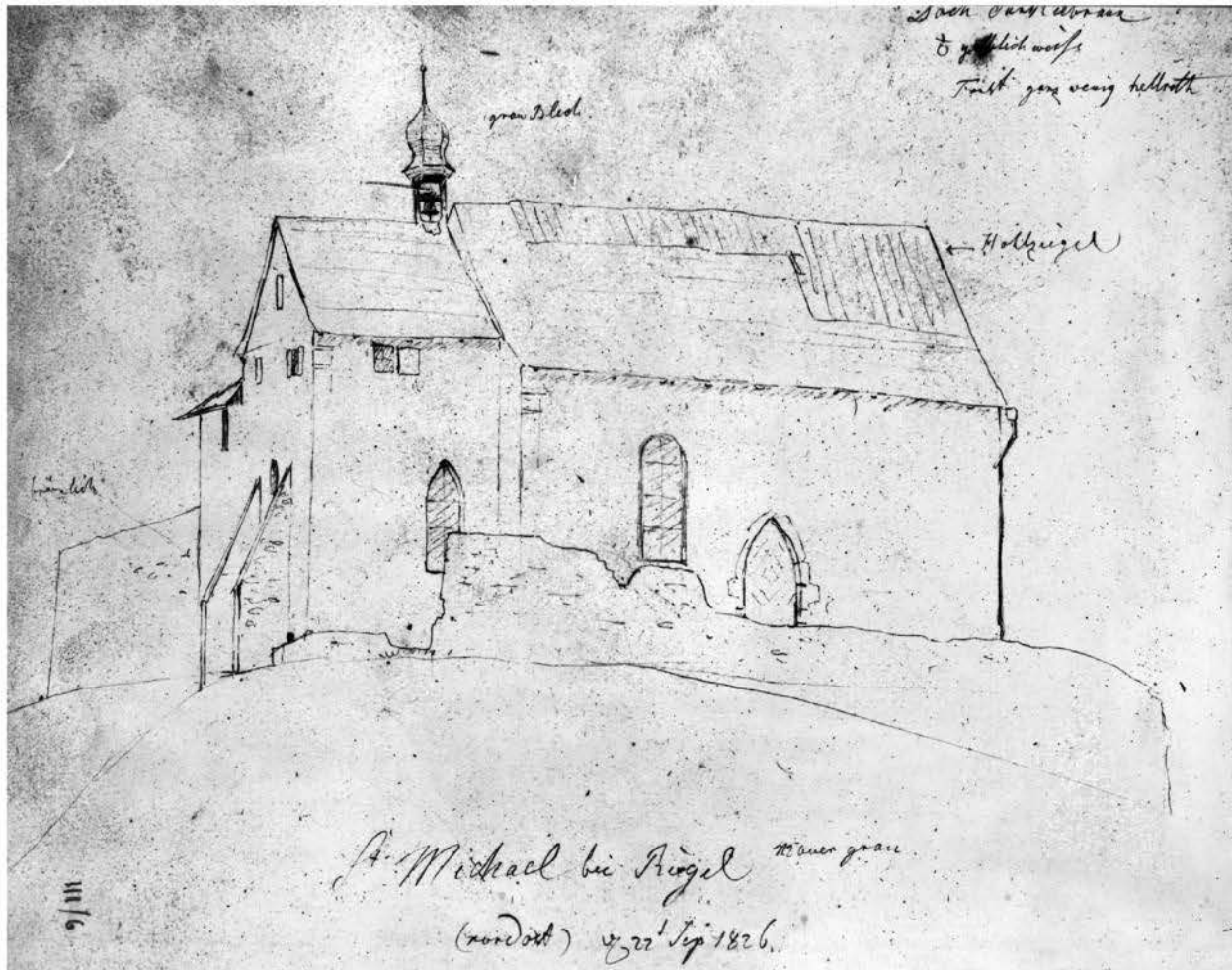


Abb. 15 Riegel, Michaelskapelle. Handzeichnung 1826 (aus: Karlsruher Landesvermessung [wie Anm. 35]).

Auf einen neuen Hochaltar in neogotischem Stil aus dem Jahr 1859, der den schadhafte Ba-rockaltar ablöste, folgte 1891 eine malerische Neugestaltung des gesamten Chorraums.<sup>38</sup> Auf dieselbe Zeit oder das frühe 20. Jahrhundert geht der Einbau eines neuen Gestühls im Langhaus zurück.

1930 entfernte man die schadenträchtige Plattform und schuf ein neues Dach. Dies ging auch auf Kosten des Raums oberhalb des Chors, dessen Innenausstattung und Innenwände ausgeräumt und dessen Außenwände auf ihre halbe Höhe reduziert wurden. Das dritte Geschoss der Sakristei wurde gar ganz entfernt und stattdessen hier eine neue Plattform geschaffen.<sup>39</sup>

Im Inneren wurden neben kleineren Renovierungsarbeiten zwei Kapitelle als Neuanfertigungen eingesetzt. 1984 wurde das Äußere der Kapelle saniert und neu verputzt. Außen entlang der Nordwand hob man einen Graben östlich des Eingangsportals bis zum Chor bis ca. 2 m Tiefe aus, schlug dort den bauzeitlichen Putz ab und brachte einen harten Zementputz auf, der als Feuchtigkeitssperre gedacht war, der im tiefliegenden Teil jüngst nun wieder abgenommen und durch eine spezielle Tonerde ersetzt worden ist.

Im Jahre 1993/94 unterzog man Dachwerke und Dachturm einer gründlichen Sanierung. Der Dachturm und das anscheinend mangelhaft ausgeführte Dachwerk über dem Chor wurden voll-

<sup>38</sup> FUTTERER (wie Anm. 10), S. 32f.

<sup>39</sup> MICHELS (wie Anm. 5), S. 70.

ständig erneuert und zur Entlastung des Chorgewölbes oberhalb davon ein quer gespannter Tragbinder eingebaut. Die beiden Langhausdachwerke erfuhren eine sehr gründliche Instandsetzung. Vom östlichen Sparrendach sind zwar alle Dachbalken, jedoch keines der Dachfußhölzer, ganze zwei Sparrenknechte, weniger als die Hälfte der Sparren und nur vier einzelne Scherbänder übriggeblieben. Beim westlichen Dachwerk blieb der stehende Stuhl fast unberührt, doch wurden alle Sparren und Rofen erneuert.

### Versuch einer historischen Bewertung

Für die Anfänge der Kirche ist festzuhalten, dass sich die Annahme des Ortschronisten und Pfarrers Adolf Futterer eindrucksvoll bestätigt hat: die Kirche stand zuerst auf dem Berg, lange bevor die Burg hier errichtet wurde. Abgesehen von geringen Resten aus römischer Zeit stellt die Michaelskapelle damit – unabhängig davon, ob das Kleinquadermauerwerk auf das 10., 11. oder frühe 12. Jahrhundert zurückgeht – einen der ältesten Bauten des Landkreises Emmendingen, vielleicht sogar den ältesten dar. Ob die Kirche gar auf den Resten eines römischen Tempels steht – wie von Futterer angenommen –, ließ sich (u.a. aufgrund der geringen Freilegungstiefe) nicht feststellen. In der Lössauffüllung treten einzelne römische Funde wie Keramik und Ziegel auf. Sie belegen einmal mehr eine römische Präsenz in Riegel und möglicherweise auch auf dem Michaelsberg.

Vermutlich ab karolingische Zeit bestand eine kleine Kirche mit Friedhof, urkundlich im 10. Jahrhundert erwähnt. Durch das Bestattungsrecht ist sie als Pfarrkirche ausgewiesen. Im 10., 11. oder frühen 12. Jahrhundert entstand eine recht große Kirche. Hier stellt sich die Frage nach dem Bauherrn. In Frage kämen etwa das Königtum mit einem örtlichen Amtsträger, der im 10. Jahrhundert offenbar zu mächtig gewordene und dann enteignete Graf Guntram oder das Kloster Einsiedeln. Auch der Status dieser Kirche wäre vielleicht nochmals zu diskutieren. Denkbar sind eine Eigenkirche, eine filia oder auch eine Pfarrkirche.

Nach der bisher favorisierten Annahme sei die früheste Pfarrkirche Riegels beim Fronhofbuck gelegen und im 12./13. Jahrhundert an die heutige Stelle im Dorf verlegt worden.<sup>40</sup> Da ein Teil der komplizierten Beweisführung Futterers nicht immer nachvollziehbar ist, wäre auch noch die nun festgestellte frühe, recht aufwendige Kirche St. Michael auf dem Berg ein weiterer Kandidat. Das Patrozinium der heutigen Pfarrkirche St. Martin würde allerdings tatsächlich in Richtung Fronhof verweisen.

Die Frage nach der frühen Pfarrkirche von Riegel und ihres Umfeldes müsste nun – angesichts der neuen archäologischen Sachlage - durch Historiker und Kirchenhistoriker nochmals überdacht werden.

Die archäologischen Befunde und die wenigen Schriftquellen zur Gründung der Burg im 12. Jahrhundert werfen ein Schlaglicht auf das Vorgehen der Zähringer, die sich hier oberhalb von Riegel einen festen Punkt schufen und dabei in ältere Rechte des Klosters Einsiedeln eingriffen. In jedem Fall scheint damals und in der Folgezeit auch kirchen- und siedlungsgeschichtlich in Riegel einiges in Bewegung gekommen zu sein. Langfristig verlagerte sich der Siedlungsschwerpunkt vom Fronhof weg und konzentrierte sich im Bereich des heutigen Ortes zu Füßen der Burg.<sup>41</sup>

<sup>40</sup> FUTTERER (wie Anm. 11), S. 3; DERS. (wie Anm. 8), S. 49-52; S. 70f. Zum archäologischen Befund in der heutigen Pfarrkirche St. Martin siehe CHRISTIAN MAISE: Vorgängerbauten der Kirche St. Martin in Riegel, Kreis Emmendingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1996 (1997), S. 291-294, mit zu vielen Bauphasen aufgrund der zu kleinen Bodenaufschlüsse; CHRISTIAN MAISE: Kleiner als gedacht: die 1743 abgerissene Martinskirche in Riegel, Kreis Emmendingen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2003 (2004), S. 183-185, mit einer korrigierten Phasenfolge.

<sup>41</sup> TRUMM (wie Anm. 3); DRAUSCHKE (wie Anm. 3); FUTTERER (wie Anm. 14).

Aus der Bauzeit der Michaelskapelle liegen derzeit alle Details, auch der Portalbogen, unter Putz verborgen. Doch architektonisches Prunkstück ist zweifellos die Innenarchitektur des Chorraums aus den 1280er-Jahren in gotischem Stil. Die enge stilistische Verbindung zur nur wenig früher entstandenen Vorhalle des Freiburger Münsters macht deutlich, dass das ambitionierte Umbauprojekt in den damals modernsten Formen absolut auf Höhe der Zeit umgesetzt wurde. Dies war sicherlich ihrer damaligen Funktion als Burgkapelle, also als Privatkapelle eines lokal sehr einflussreichen Adeligen – wohl der Üsenberger –, geschuldet.

### Dank

Die Untersuchung und vorliegende Arbeit konnte nur mit Unterstützung von vielen Seiten gelingen, die in verschiedener Weise daran beteiligt waren. Zum Gelingen trugen Architekt Wolfgang Mittl (Breisach) und Peter Ziegler (Historischer Verein Riegel) bei. Wichtig waren die Hinweise, Ergebnisse und die Diskussionen mit den Restauratoren Bernhard Wink, Luise Schreiber-Knaus und Regine Dendler. Der Bauforscher Burghard Lohrum steuerte neben seinem Rat auch dendrochronologische Untersuchungsergebnisse bei, die Restauratorin Alexandra Winkels das Foto von der Auffindung der Kirchenmaus. Unser größter Dank gilt der Pfarrgemeinde St. Martin Riegel mit Herrn Pfarrer Ekkehard Baumgartner für die gute Zusammenarbeit und finanzielle Unterstützung der archäologischen Untersuchung.

# Die Wassernutzung in Freiburg im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit

Von  
MARCO LEONARDI

## Vorwort

Die vorliegende Studie beschäftigt sich mit der Beziehung zwischen Mensch und Wasser in der Stadt Freiburg im Breisgau vom 13. bis 16. Jahrhundert.<sup>1</sup> Dieser Aufsatz bildet den ersten Teil eines Forschungsprojektes zur Nutzung und Verwaltung des Elements Wasser und der mit ihm in Verbindung gebrachten ideellen Vorstellungen in Sizilien und im Oberrheingebiet im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit. Bei dieser Vergleichsstudie werden die Städte Freiburg und Catania berücksichtigt.<sup>2</sup> Obwohl geografisch sehr unterschiedlich gelegen (Freiburg liegt am Westrand Mitteleuropas, Catania dagegen im Herzen des Mittelmeerbeckens), weisen beide Städte gemeinsame Charakteristika der Gesellschaftsentwicklung im spätmittelalterlichen Europa auf. Um dies anzudeuten genügt es, die Entwicklung einer starken lokalen Identität als Entgegensetzung zur Politik der großen Herrscherhäuser, die Prägung durch die römisch-katholische Kirche oder die Entwicklung eines ökonomischen Systems basierend auf dem Warenaustausch mit den angrenzenden Gebieten als Beispiele anzuführen.

Zugleich erzeugen jedoch die unterschiedlichen geografischen und klimatischen Bedingungen gemeinsam mit den verschiedenen Unternehmungen der Habsburger in Zentraleuropa einerseits und der Aragonesen im insularen Europa andererseits ein sich grundlegend unterscheidendes Verhältnis zum Wasser, sowohl in Anbetracht der theoretischen Darstellung, als auch im praktischen Gebrauch.

Unter Berücksichtigung der Methoden und der Erklärungsmodelle der Kulturgeschichte, der Sozialgeschichte und der urkundlich-archivarischen Forschung werden diese Unterschiede gründlich herausgearbeitet und erforscht.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Über die Gründungsphasen Freiburgs vgl. die folgende Literatur: GERHARD FINGERLIN/STEPHAN KALTWASSER/THOMAS ZOTZ: Siedlungsraum und Herrschaftsträger. Die Gründungssituation Freiburgs, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1250, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 2001, S. 17-56, hier S. 55f.; HANS SCHADEK/MATTHIAS UNTERMANN: Gründung und Ausbau. Freiburg unter den Herzögen von Zähringen, in: Ebd., S. 57-132, hier S. 58, Anm. 4; MARITA BLATTMANN: Die Freiburger Stadtrechte zur Zeit der Zähringer. Rekonstruktion der verlorenen Urkunden und Aufzeichnungen des 12. und 13. Jahrhunderts (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 27/2), Freiburg 1991, S. 530-551.

<sup>2</sup> Das Forschungsprojekt wird vom Zentrum für Wasserforschung der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und vom Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte des Dipartimento di Scienze Umane dell'Università degli Studi di Catania betreut. Der interessierte Leser kann die detaillierte Beschreibung des Forschungsexposés, das gesamte Betreuerverzeichnis sowie die Laufbahn des Verfassers auf der Internetseite [www.zwf.uni-freiburg.de/projekte/cluster.html](http://www.zwf.uni-freiburg.de/projekte/cluster.html) nachlesen.

<sup>3</sup> Für einen allgemeinen Überblick über Inhalte und Ziele der einzelnen in Betracht gezogenen historischen Forschungsansätze vgl. UTE DANIEL: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt a. M. 42004; PETER BURKE: Die Geschichte der Annales: die Entstehung der neuen Geschichtsschreibung, aktualisierte und um ein Nachwort erweiterte Neuausgabe, Berlin 2004; ALESSANDRO PRATESI: Genesi e forme del documento medievale, Rom 1979.

## Die Stadt Freiburg im Breisgau

Die Nähe eines Ortes zu einem Fluss oder Wasserlauf eröffnet seinem Herrn eine Chance zur Kontrolle des angrenzenden Gebiets und ermöglicht eine Erweiterung seines Machteinflusses auch auf die umliegenden Landstriche. Sie bietet die Gelegenheit, den gesamten Personen- und Güterverkehr innerhalb des Gebiets sowie die Nutzung der Wasserkraft zur Versorgung von Mühlen oder Kanälen zu kontrollieren und gewährt die Verfügungsgewalt über die Fischerei und die Erteilung von Genehmigungen zu derselben. Die Studien von Fritz Glauser, konzipiert als Beschreibung der gemeinsamen Merkmale der am Ufer des Rheins entstandenen Flussstädte, können einige Denkanstöße zur Analyse der Geschichte des Wassers eines städtischen Zentrums am Fuße des westlichen Hangs des Schwarzwalds liefern, das am südöstlichen Rand des Oberrheins gelegen ist.<sup>4</sup> Aber die Stadt Freiburg im Breisgau kann nicht wie z. B. Basel als „Stadt am Fluss“ bezeichnet werden, da die Dreisam nie schiffbar gewesen ist.

Im Unterschied zu urbanen Zentren, die am Rhein<sup>5</sup> (Basel, Straßburg) oder an großen Seen (Konstanz, Zürich) liegen und somit durch das Vorhandensein von großen Wasserläufen charakterisiert sind, auf denen Wasserfahrzeuge verkehren, die Personen und Waren transportieren, war die Nutzung der Dreisam<sup>6</sup> durch die Einwohner Freiburgs seit jeher auf die Bewässerung der Wiesen und Felder, die Fischerei und den Wasserkrafteinsatz für verschiedene Handwerke begrenzt.<sup>7</sup>

Die Geschichte und die geografischen Merkmale der Stadt Freiburg sind eng mit dem Gebiet der Dreisam und den Bedingungen des mitteleuropäischen Raumes verknüpft. Während die klimatischen Bedingungen des Dreiländerecks in den letzten 500 Jahren insgesamt stabil geblieben sind, gilt dasselbe nicht für die historische und politische Entwicklung der Stadt und der gesamten Umgebung. Das für den Zeitraum vom 14. bis 16. Jahrhundert gut ausgebaute Handelsnetz darf nicht über die großen Auseinandersetzungen innerhalb der Kommunen sowie über die inneren politischen Spannungen im Heiligen Römischen Reich hinwegtäuschen. So waren beispielsweise die Zentren Konstanz, Basel, Straßburg, Worms, Speier, Mainz, Köln, Augsburg und Regensburg ursprünglich als Bischofstädte, in denen der Bischof gleichzeitig geistlicher Hirt und weltlicher Fürst war, gegründet worden, aber diese Städte erhoben sich im Laufe des 14. Jahrhundert immer wieder gegen den Bischof. Es handelt sich um Aufstände seitens des städtischen Patriziats und der aufsteigenden Händlerschicht, die unter dem autokratischen Machtsystem des Bischofs litten. Man denke an die Erhebung der Straßburger Bürger gegen den Bischof Walter von Geroldseck im Jahre 1261 oder, umgekehrt, an die Wieder-

---

<sup>4</sup> FRITZ GLAUSER: Stadt und Fluß zwischen Rhein und Alpen, in: Die Stadt am Fluß. 14. Arbeitstagung in Kehl 14.-16.11.1975, hg. von ERICH MASCHKE und JÜRGEN SYDOW (Stadt in der Geschichte 4), Sigmaringen 1978, S. 62-99, hier S. 63.

<sup>5</sup> Um den Einfluss des Rheins auf die kulturelle, technische und geschichtliche Entwicklung des angrenzenden Gebiets nachzuvollziehen siehe HORST JOHANNES TÜMMERS: Der Rhein. Ein europäischer Fluss und seine Geschichte, München 21999, S. 110-120.

<sup>6</sup> Der Name des – wie das gesamte oberrheinische Gebiet – vor sechzig Millionen Jahren entstandenen Flusses Dreisam hat eine populäre und eine wissenschaftliche Deutung erfahren. Eine volkstümlich-folkloristische Herleitung interpretiert ihn als den Zusammenfluss der drei Bäche (Drei) Ibenbach, Wagensteinbach und Rotbach, die sich in einem einzigen Fluss – der Dreisam – zusammenschließen (sam), die Sprachwissenschaft leitet den Namen „Dreisam“ aus dem keltischen Wort *Trigisima*, „der schnell Fließende“, ab, womit man den aus den Bergen herabstürzenden schnellen Lauf des Wildbaches bezeichnen wollte. Siehe JÖRG LANGE: Die Dreisam. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Freiburg 2007, S. 10.

<sup>7</sup> Ebd., Vorwort S. 5. Wie auf den folgenden Seiten dargestellt wird, versuchten die Einwohner Freiburgs und der angrenzenden Gemeinden seit dem Spätmittelalter den Lauf des Flusses zugunsten bestimmter Einrichtungen oder Werkstätten abzuzweigen. Was die technischen Daten des Flusses betrifft (Ursprünge, Höhe, Größe, Flussmündung usw.) vgl. die folgenden Internetseiten: [www.altfreiburg.de/dreisam.htm](http://www.altfreiburg.de/dreisam.htm); [www.frsw.de/littenweiler/dreisam.htm](http://www.frsw.de/littenweiler/dreisam.htm); [www.ig-dreisam.de](http://www.ig-dreisam.de); [www.unsere-dreisam.de](http://www.unsere-dreisam.de) (Stand: Mai 2010).



eroberung der Stadt Mainz seitens des Erzbischofs Diether von Isenburg im Jahre 1462. Nach einem langen bewaffneten Konflikt erwarben die Städte allmählich immer mehr Autonomie gegenüber den beiden weltlichen Mächten, dem Kaisertum und dem Bischof.

Als nun einmal die Macht des „Grafen-Bischofs“ gebrochen war, erstarkten neue gesellschaftliche Schichten, die versuchten, die Machtverhältnisse innerhalb der Stadtgemeinden neu zu gestalten, was dazu führte, dass sich manche Zentren ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu sogenannten Freien Städten entwickelten.

Anfangs unter der Herrschaft der Herzöge von Zähringen stehend, wurde die Stadt von 1218 bis 1367 von den Grafen von Freiburg regiert. Im Jahr 1368 entschieden die Freiburger Bürger sich mit der Zahlung von 20.000 Silbermark von der Herrschaft des verhassten Grafen Egen II. loszukaufen und sich gleichzeitig unter den Schutz des Hauses Habsburg zu stellen, das sich gegen die Verpflichtung militärischer Hilfe und finanzieller Beiträge mit der Übernahme der Schirmherrschaft über die Stadt einverstanden erklärte. Im Jahr 1415 half der Herzog und Stadtherr Friedrich IV. von Österreich dem vom Konstanzer Konzil abgesetzten Papst Johannes XXIII. nach Freiburg zu fliehen. Zur Strafe sprach König Sigismund die Reichsacht über den Habsburger aus, was bewirkte, dass Freiburg nun als reichsunmittelbar galt: Erst 1427 huldigte die Stadt dem dann wieder an die Herrschaft zurückgekehrten habsburgischen Herzog. Die Universitätsgründung am 21. September 1457 geht auf Erzherzog Albrecht VI. von Österreich zurück. Die Etablierung der Universität trug zusammen mit der Durchführung des Reichstages im Jahr 1498 dazu bei, das Profil der Stadt als fortschrittliches, kulturelles und juristisches Zentrum ersten Ranges zu gestalten. Noch heute spiegelt sich diese Blütezeit etwa in der Fertigstellung des Münsters<sup>8</sup> und in den herausragenden Profanbauten des Kornhauses, des Basler Hofes, des Hauses zum Walfisch und des Historischen Kaufhauses mit den Skulpturen der habsburgischen Herrscher wider.

Die Entwicklung der Wassernutzung Freiburgs und der angrenzenden Umgebung ist eng mit den historischen Ereignissen vom 13. bis 16. Jahrhundert verbunden. Die Breisgaumetropole, deren Bevölkerungszahl im Zeitraum vom Spätmittelalter bis zum Beginn der Neuzeit zwischen 5.000 und 10.000 Einwohnern schwankt,<sup>9</sup> lebte im Alltag in engem Kontakt mit dem Element Wasser. Von ihm war sie sowohl bei der Wiesen- und Gärtenbewässerung sowie beim Mühlenbetrieb und bei der Gerberei als auch bei Trink- und Brauchwasserversorgung abhängig.

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu HARTMUT BOOCKMANN: *Das Reich und die Deutschen. Stauferzeit und spätes Mittelalter. Deutschland 1125-1517*, Berlin 1987, und WILLIAM TEMPLETON WAUGH: *I concili di Costanza e Basilea*, in: *Storia del Mondo Medievale*, Band VII, hg. von ZACHARY NUGENT BROOKE, CHARLERS WILLIAM PREVITÉ-ORTON und JOSEPH ROBSON TANNER, Mailand 1981, S. 5-56. Für ein allgemeines Bild der Freien und Reichsstädte vgl. den illustrierten Band von RICHARD SCHMIDT: *Deutsche Reichsstädte*, München 1957, und PETER MORAW: *Reichsstadt Reich und Königtum im späten Mittelalter*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 6 (1979), S. 385-424. Bezüglich der heiklen politischen Beziehung zwischen den Reichsstädten und den Strukturen des Heiligen Römischen Reiches vgl. ANDRÉ KRISCHER: *Reichsstädte in der Fürstengesellschaft. Politischer Zeichengebrauch in der Frühen Neuzeit*, Darmstadt 2006. Zur Geschichte der Stadt Freiburg vom 13. bis zum 14. Jahrhundert vgl. JAN GERCHOW/HANS SCHADEK: *Stadtheit und Kommune. Die Stadt unter den Grafen von Freiburg*, in: HAUMANN/SCHADEK (wie Anm. 1), S. 133-214; DIETER MERTENS/FRANK REXROTH/TOM SCOTT: *Vom Beginn der habsburgischen Herrschaft bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520*, in: Ebd., S. 215-301; PETER KALCHTALER: *Kleine Geschichte der Stadt Freiburg*, Freiburg 2006, S. 33-78. Das Werk von HANS GEORG WEHRENS: *Freiburg im Breisgau. 1504-1803. Holzschnitte und Kupferstiche*, Freiburg u.a. 2004, bietet dem Leser eine interessante Auswahl der bedeutendsten grafischen Darstellungen der Stadt Freiburg vom Spätmittelalter bis zum Beginn der Neuzeit.

<sup>9</sup> Für weitere Informationen über die demografische Entwicklung der Stadt Freiburg im Lauf der oben zitierten Jahrhunderte vgl. die folgenden Internetseiten: [www.breisgauhochschwarzwald.de/servlet/PB/show/1271690/Demographischer%20Wandel.pdf](http://www.breisgauhochschwarzwald.de/servlet/PB/show/1271690/Demographischer%20Wandel.pdf); [www.freiburg.de](http://www.freiburg.de); [www.freidok.unifreiburg.de/volltexte/4263/pdf/Stadelbauer\\_Staedtische\\_Kulturlandschaft.pdf](http://www.freidok.unifreiburg.de/volltexte/4263/pdf/Stadelbauer_Staedtische_Kulturlandschaft.pdf); [www.statistik.badenwuerttemberg.de/BevoelkGebiet/Demografie-Spiegel](http://www.statistik.badenwuerttemberg.de/BevoelkGebiet/Demografie-Spiegel) (Stand: Mai 2010).

## Das städtische Wasserversorgungssystem

Die Umleitung des Wassers der Dreisam in Richtung der Stadt wurde von den Einwohnern Freiburgs seit der Stadtgründung als dringend notwendig erachtet, da der Standort des ursprünglichen Kerns der Altstadt auf einem Kegel von Schwemmland, das die Dreisam in den vorhergehenden Jahrtausenden gebildet hatte, lag und einige Schwierigkeiten bezüglich der Wasserversorgung bereitete.<sup>10</sup> Das in 11 m Tiefe fließende Grundwasser war aufgrund fehlender finanzieller und technischer Mittel für die Einwohner fast nicht zu nutzen.<sup>11</sup>

Die Lösung dieses Problems wurde mit der Entwicklung eines sogenannten „dualen Wasserversorgungssystems“ gefunden, das die Einwohner sowohl mit Trinkwasser als auch mit Brauchwasser versorgte.<sup>12</sup> Das Trinkwasser wurde über Holzleitungen<sup>13</sup> von den im Bromberg entspringenden Quellen zunächst zum Mösle, wo vier Becken gebaut wurden (zu denen ein Reservebecken hinzugefügt wurde), die mit dem Wort „Wasserstuben“ bezeichnet wurden, und von diesen bis zum Schwabentor transportiert.<sup>14</sup> Von dort wurde das Trinkwasser in das dahinterliegende Gebiet der Stadt mit der Altstadt und den Vorstädten verteilt.<sup>15</sup>

Die geografische Lage Freiburgs am Fuße einer Bergkette wirkte äußerst begünstigend auf die Ausbeutung der Wasserquellen.<sup>16</sup> Die Entscheidungsbefugnis über die Nutzung der reichen Wasservorräte, die der Stadt zur Verfügung standen, war seit 1368, als die Stadt sich von den Grafen von Freiburg losgekauft hatte, dem Stadtrat (Rat) vorbehalten, fortan dem einzigen übergeordneten Organ, das die Erlaubnis zur Installation von öffentlichen oder privaten Brunnen gewährte. Die politische Linie der lokalen Autorität in Sachen Wasserversorgung variierte im Lauf der Jahre und nach den Antragsstellern: während der Rat im Jahre 1317 den Mönchen des Augustinerklosters das Recht gewährte, kostenlos einen privaten Brunnen zu installieren, freilich unter genauester Angabe der Größe der Wasserleitung und Verbindung sowie der erlaubten Entnahmemenge, verlangte die städtische Autorität von 1558 an, mit der alleinigen

<sup>10</sup> Zum Ursprung des Flusses Dreisam vgl. Anm. 5. ECKHARD VILLINGER: Freiburg im Breisgau – Geologie und Stadtgeschichte, hg. vom Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau Baden-Württemberg (Informationen 12), Freiburg 1999, S. 31ff.

<sup>11</sup> LANGE (wie Anm. 6), S. 88; VILLINGER (wie Anm. 10), S. 38ff.; SCHADEK/UNTERMANN (wie Anm. 1), S. 110ff.

<sup>12</sup> Der Begriff „duals Wasserversorgungssystem“ zur Beschreibung der kombinierten Versorgung mit Brauchwasser durch die Bächle und mit Trinkwasser durch ein System hölzerner Rohren, wie es zuvor nur für Klöster belegt ist, ist seit der Veröffentlichung der Geschichte der Stadt Freiburg in den Darstellungen der Freiburger Wasserversorgung üblich geworden. Vgl. dazu LANGE (wie Anm. 6), S. 88.

<sup>13</sup> Der Gebrauch von Holz als Baumaterial für die Rohre blieb bis zum 18. Jahrhundert unverändert. Ab dem 19. Jahrhundert werden die Rohre aus Gusseisen hergestellt. Die zwischen dem Spätmittelalter und dem Anfang der Neuzeit verwendeten hölzernen Wasseranlagen verlangten ständige Instandsetzungsarbeiten, die zum Verlust der ersetzten Teile führte.

<sup>14</sup> Das Wort „Bromberg“ entstammt der gesprochenen Sprache und ist aus der Zusammenziehung der Wörter „Brunnen“ und „Berg“ entstanden. Das Wort „Mösle“ ist die Verkleinerungsform von „Moos“ und bezeichnet durchnässten und moorigen Boden, der vom Bergwasser fortwährend bewässert wird. Vgl. zu Quellen und Brunnen VILLINGER (wie Anm. 10), S. 47-54 und die zwei dort beigelegten geologischen Karten. Die Karte Nr. 2 erlaubt, die Wasserversorgung im Altstadtgebiet zu lokalisieren. Vgl. über das Thema die im Anhang abgedruckte Quelle aus dem Jahr 1535, Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C1 Brunnen 1 Nr. 1, fol. 1r-5v. Sie wurde herangezogen im Kapitel „Wasserversorgung und Entsorgung“ von ULRICH P. ECKER: Bettelvolk, Aussätzige und Spitalfründner. Armut und Krankheit als zentrales Aufgabenfeld der Stadtverwaltung, in: HAUMANN/SCHADEK (wie Anm. 1), S. 468-500, hier S. 489.

<sup>15</sup> Das im Quellenanhang wiedergegebene Aktenstück „Ursprung der Brunnen Zue Freyburg Im Preißgau verzeichnet anno 1555“ (StadtAF, B3 Nr. 1, fol. 28r-31v) bietet eine detaillierte Beschreibung der einzelnen Stadtbrunnen und ihrer Arbeitsweise. Instrukтив für die Lage der Brunnen sind auch der sogenannte Große und Kleine Sickinger-Plan von 1589, siehe JOHANNES MANGEL: Die Freiburg-Ansichten des Gregorius Sickinger von 1589 (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 35), Freiburg 2003, bes. S. 141ff. und die beigelegten Nachdrucke in Originalgröße.

<sup>16</sup> ECKER (wie Anm. 14), S. 488: „Freiburg war in dieser Hinsicht im Gegensatz zu Nachbarorten in der Ebene durch die Möglichkeit zur Nutzung von Quellwässern aus dem Schwarzwald begünstigt.“

Ausnahme religiöser Orden, die recht hohe Summe von hundert Gulden für den Anschluss einer privaten Leitung an eine öffentliche, hierhin dem Beispiel des benachbarten Basel folgend.<sup>17</sup>

Es ist jedoch zu präzisieren, dass dieser Prozess des Wasserleitungsbaus nicht Ergebnis einer übergreifenden kommunalen Planung der urbanen Zentren am Oberrhein war, sondern von den Initiativen der einzelnen Städte vorgenommen wurde; in den Jahren, in denen die Gemeinde Freiburg die Bestimmungen über die Einrichtung von Brunnen durch Privatpersonen erließ, beklagte der Chronist Conrad Justinger aus Bern in seiner auf die Jahre 1393 und 1420 zurückgehenden Chronik die Notwendigkeit zur Ausstattung der Stadt mit Wasserleitungen und Brunnen, weil das Wasser des Flusses Aare aufgrund der Verschmutzung als Trinkwasser nicht geeignet war.<sup>18</sup>

Die große Bedeutung des Trinkwasserversorgungssystems mittels der Brunnenanlagen wird durch die Einrichtung des Amtes des Brunnenmeisters bezeugt, des Verantwortlichen für das einwandfreie Funktionieren und für die Instandhaltung des Brunnensystems in der Stadt. Er gewann im alltäglichen Leben Freiburgs immer größere Bedeutung.<sup>19</sup> Die Beschreibung der Rolle, der rechtlichen Pflichten und – allgemeiner – der Aufgaben der in der Stadt Freiburg tätigen Brunnenmeister kann man einer auf den 29. November 1333 datierten Urkunde entnehmen, in der Bürgermeister und Rat dem Brunnenmeister Johannes und seinen Erben die Pflege und die Instandhaltung aller Brunnen und Leitungen Freiburgs und der zwei für die Leitungen über die Dreisam gebauten Brücken übertragen. Darin heißt es: *Wir ... tuon kunt ... Das wir alle brunnen zuo Friburg, und die obern langen brugge und die nidern langen brugge, die über die treysemen gant, haben verlihen, Johansen dem brunmeister, unserm burger, ime und allen sinen erben, ze machend und ze besserend, swa si sin notdürftig sint, umb fünfzig pfunt pfening gewonlicher brisger friburger münze ierliches in davon ze gebende, und umb ein gewande in zwein jaren, ouch in davon ze gebende, mit disem gedinge als hienach geschriben stat ...*<sup>20</sup>

Wie in Zürich, war auch in Freiburg der Arbeitstag der Brunnenmeister durch den Lauf der Jahreszeiten bestimmt.<sup>21</sup> Gewöhnlich begann seine tägliche Inspektion der Brunnen und des umfassenden Netzwerks von Holzleitungen, die sich über eine Gesamtlänge von ca. 2,7 Kilometern erstreckten, mit dem ersten Licht der Morgendämmerung, wenn die Viehhüter sich zu den Weiden begaben oder die Händler, nachdem sie sich mit Wasser versorgt hatten, sich anschickten, die Mauern der Stadt zu verlassen, um auf die Märkte der näheren Umgebung zu ge-

<sup>17</sup> Nach StadtAF, C1 Brunnen 1 Nr. 5 soll der genehmigte Durchmesser nicht größer sein als *ein man mit sinem miensten [dünnsten] vinger verstossen mag*, zitiert nach ebd., S. 489. Zu den Auseinandersetzungen zwischen den Basler Zünften um die Benutzung der Wasserquellen siehe KNUT SCHULTZ: Rheinschiffahrt und städtische Wirtschaftspolitik am Oberrhein im Spätmittelalter, in: MASCHKE/SYDOW (wie Anm. 4), S. 141-189, hier S. 145.

<sup>18</sup> Siehe ULF DIRLMEIER: Die kommunalpolitischen Zuständigkeiten und Leistungen süddeutscher Städte im Spätmittelalter, in: Städtische Versorgung und Entsorgung im Wandel der Geschichte, hg. von JÜRGEN SYDOW (Stadt in der Geschichte 8), Sigmaringen 1981, S. 122. Darin auch Justingers Äußerung über den schlechten hygienischen Zustand des Flusses Aare: *wie triüb und unrein die Are waz, so hatten si da kein ander wasser*. Siehe hierzu: Die Berner Chronik des Conrad Justinger, hg. von GOTTLIEB STUDER, Bern 1871, S. 288; [www.digibern.ch/justinger](http://www.digibern.ch/justinger) (Stand: 2010).

<sup>19</sup> StadtAF, C1 Brunnen 1 Nr. 15 und 16.

<sup>20</sup> HEINRICH SCHREIBER: Urkundenbuch der Stadt Freiburg, Band 1,2, Freiburg 1828, Nr. CLI, S. 301f.; ECKER (wie Anm. 14), S. 489. Zum Moraltheologen und Historiker Heinrich Schreiber vgl. [www.ub.uni-freiburg.de/ausstellung/2006-10-26/personen/schreiber.html](http://www.ub.uni-freiburg.de/ausstellung/2006-10-26/personen/schreiber.html) (Stand: Mai 2010).

<sup>21</sup> In der Sommerzeit begann der Arbeitstag des Brunnenmeisters um 3 Uhr morgens mit der Inspektion der öffentlichen Brunnen. Laut einem vom Stadtknecht zu leistenden Eid von 1542 begann sein Arbeitstag mit dem ersten Tageslicht *sobald sy vom tag sechend*. Siehe dazu ELISABETH SUTER: Wasser und Brunnen im alten Zürich. Zur Geschichte der Wasserversorgung der Stadt vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, Zürich 1981, S. 59.

hen.<sup>22</sup> Mit einem gegenüber Bürgerschaft und Verwaltungsspitze abgelegten Eid verpflichtete sich der Brunnenmeister, jeden einzelnen Brunnen sauber zu halten – z.B. *wan etwas vngesybers von freschen oder ander ding dorin wer* – und die Leitungen, die das Wasser zu den Brunnen führen, zu bedecken, ohne irgendjemandem die Herkunft derselben zu enthüllen, um Wasservergiftungsversuche oder Verletzungen des Systems zu verhindern.<sup>23</sup> Aus den Worten einer Vernehmung im Jahre 1349 – im Jahr der Großen Pest und der Judenverfolgungen – zu Schaden des Juden Meiger Nase, der angeklagt war, die städtischen Brunnen vergiften zu wollen, geht hervor, wie sehr die Geheimhaltung der Herkunft der Wasserquellen eine Pflicht war, an die sich der Brunnenmeister zu halten hatte.<sup>24</sup>

Neben einer monetären Vergütung überließ die Stadt Zürich den Verantwortlichen zur Instandhaltung der Brunnen und der Wasserleitungen zusätzlich *haus und herberg*, in welcher der Brunnenmeister mit seiner Familie für die Dauer der Erfüllung seiner Dienste lebte, als Bürodienste und sich neben der Zollwache befand.<sup>25</sup>

Wie die in Freiburg am 19. Februar 1535 in Anwesenheit des neuen Brunnenmeisters Ambrosius Syfrit niedergeschriebenen Worte zeigen,<sup>26</sup> bildeten die Wasserversorgung von den Quellen über Holzleitungen in die Stadt und das weitere Verteilersystem zur Trinkwasserversorgung unter der Kontrolle und Instandhaltung des Brunnenmeisters ein komplexes Wassernutzungssystem, das bis ins 19. Jahrhundert unverändert erhalten blieb.<sup>27</sup>

## Wasser als Arbeitsinstrument

Die enge Verbindung des Wassers mit der Ausübung bestimmter Berufe wie Müller oder Gerber ist im südlichen Vorstadtbereich allein schon anhand der hohen Erträge des Heilig-Geist-Spitals aus den Mieten für die vor dem Martinstor errichteten Mühlen ablesbar, um die große Bedeutung des Elements Wasser für die Berufswelt und die städtischen Körperschaften zu erkennen.<sup>28</sup>

<sup>22</sup> MATTHIAS UNTERMANN: „So vil wassers als wir bedurfen“. Brunnen und Wasserleitungen, in: HAUMANN/SCHADEK (wie Anm. 1), S. 496-500, hier S. 497. Eine grafische Darstellung der 3 km langen Brunnenanlage bietet der Freiburger Brunnenplan von 1732, ECKER (wie Anm. 14), S. 490f.

<sup>23</sup> ECKER (wie Anm. 14), S. 489. Zitat aus: StadtAF, C1 Brunnen 1 Nr. 1, fol. 5v.

<sup>24</sup> Über die stereotypen Beschuldigungen der Brunnenvergiftung durch die jüdische Gemeinde besonders während der Pestwellen seit 1348 siehe: Europas Juden im Mittelalter. Beiträge des internationalen Symposiums in Speyer vom 20.-25. Oktober 2002, hg. von CHRISTOPH CLUSE, Trier 2004; FRANTISEK GRAUS: Pest – Geißler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit, Göttingen 1994; Zur Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, hg. von ALFRED HAVERKAMP, Stuttgart 1982.

<sup>25</sup> SUTER (wie Anm. 21), S. 74.

<sup>26</sup> StadtAF, C1 Brunnen 1 Nr. 1, fol. 1v-5v. Als Datenangabe liest man in fol. 3v des zitierten Protokolls: *Uff Fryrtag vor Reminiscere im 1535 Jor*. Datierung nach HERMANN GROTEFEND: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, Hannover 142007, S. 156.

<sup>27</sup> Zu den Freiburger Brunnen im Einzelnen siehe ROSEMARIE BECK/ROLAND MEINIG: Brunnen in Freiburg, Freiburg 1991.

<sup>28</sup> HANS-PETER WIDMANN: *Den selan trostlich, den dürftigen nuzzelich*. Das Heiliggeist-Spital zu Freiburg im Breisgau im Mittelalter (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 38), Freiburg 2006, S. 210. Zum Begriff „Mühle“ siehe u.a. das deutsche Rechtswörterbuch, das über 100 Mühle-Komposita verzeichnet, dazu weitere mit „Müller“ und „mahlen“ gebildete Wörter ([drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw/](http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw/)). Vgl. auch HELMUT JUNGWIRTH: Mühle, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 6, hg. von HANS BÄCHTOLD-STÄUBLI, Berlin 1935 (zitiert aus dem fotomechanischen Nachdruck, Berlin 2005), S. 602-609. Das Wort „Runz“ (zuweilen finden man in den Quellen auch die Schreibungen Runs oder Runss) bedeutet im Alemannischen „rinnen“ oder „Rinnsal“, das einen kleinen künstlichen Kanal bezeichnet. Gewöhnlich wurden diese Runzen mit dem Ziel errichtet, Mühlen oder Gerbereien innerhalb der Stadtmauern zu versorgen, aber auch außerhalb der Stadt, man denke nur an die außerhalb Freiburgs gelegenen Kanäle, die zur Bewässerung der umliegenden Felder dienten. Vgl. JOSEF FUCHS: Stadtbäche und Wasserversorgung in mittelalterlichen Städten Südwestdeutschlands, in: MASCHKE/SYDOW (wie Anm. 4), S. 39f.; [www.regiowasser.de/forum/thema-99.html](http://www.regiowasser.de/forum/thema-99.html). Mit dem Wort *Runz* wurden Komposita gebildet wie *Runzordnung*, *Runzgenossenschaft*, *Runzmatte*, die in den Quel-

Über den Gebrauch des Wassers der Dreisam seitens der religiösen Orden in der Stadt informiert ein Dokument aus dem Jahre 1272, in dem der Adlige Konrad Snewlin im Hof dem Dominikanerinnenkloster von Adelhausen das Recht gewährt, den Brunnen und das Wasser zu nutzen, das über sein in der Nachbarschaft des Klosters gelegenes Eigengut fließt (Brunnen- und Wasserrecht). Den Besitzreichtum des Dominikanerinnenklosters von Adelhausen machen die erhaltenen Urbare – Verzeichnisse, die detailliert die Güter und Grundstücke sowie die aus der Verpachtung anfallenden Zinsen und Abgaben wiedergeben – deutlich. Unter den Rechten des Klosters Adelhausen wird immer wieder auch die Genehmigung des Gebrauchs der Runzen zur Bewässerung der Felder aufgezählt.<sup>29</sup>

Das System der Stadtbäche, der sogenannten Bächle, die das Wasser dem natürlichen Gefälle folgend entlang der städtischen Straßen führten, erforderte, um zu funktionieren, eine Anhebung des Straßenniveaus im örtlichen Innenstadtbereich um ein bis drei Meter. Eine solche Maßnahme war außerdem erforderlich, um das Wasser dann am Predigertor, einem der am Nordwestrand der Stadt errichteten Tore, zu sammeln und hinauszuleiten. Auch wenn eine oberflächliche Betrachtung das Gegenteil annehmen lassen könnte, so war dieses Abwasser besonders begehrt, um die Felder zu bewässern. Die Grundstücke, die vom Abwasser profitierten, waren die teuersten und die von den Bauern am häufigsten verlangten. Der Preis eines Stücks Land konnte steigen oder sinken, je nachdem, ob es mehr oder weniger in den Genuss des Schmutzwassers kam.<sup>30</sup> Über die in kurzer Frist realisierte Aufschüttung von Kiesschichten auf dem zuvor existierenden Straßenniveau, wurde das neue Niveau schnell erreicht; dendrochronologische Untersuchungen führen zu der Feststellung, dass im Jahrzehnt von 1170 bis 1180 die Installation des Bächlesystems in der Stadt erfolgte.<sup>31</sup> Unterhalb des Burgbergs, des heutigen Schlossbergs, wo verschiedene Mühlen aktiv waren (Abb. 1), wurde das Wasser durch den Gewerbebach abgezweigt,<sup>32</sup> mittels eines Stollens durch den Berg geführt über einen Holzkanal am Schwabentor, in die Stadt geleitet und durch das Kanalsystem der Bächle ver-

---

len des Spätmittelalters und der Neuzeit kontinuierlich zu finden sind und einen weiteren Beweis für die führende Rolle des Flusses Dreisam für die Ökonomie der Stadt liefern. Schließlich entstammt auch das Wort „Au“ dem alemannischen Dialekt und bezeichnet ursprünglich eine Insel oder einen durch künstliche Kanäle isolierten Landstrich. Im Fall Freiburgs wurde das Wort „Au“ zunächst zur Bezeichnung des später Schneckenvorstadt genannten, im Süden der Altstadt mit der höchsten Konzentration an Badstuben gelegenen Stadtteils verwendet. Dasselbe Wort „Au“ wird auch als Suffix zur Bezeichnung anderer Vororte im östlichen Teil der Stadt verwendet, wie Fischerau oder Gerberau. Vgl. ISO HIMMELSBACH: Bachabschlag. Von Bächen und Kanälen in Freiburg i. Brsg., Freiburg 2005, S. 182; [www.himmelsbach-reinigung.de/badestuben/HTML/Schnecken.htm](http://www.himmelsbach-reinigung.de/badestuben/HTML/Schnecken.htm) (Stand: Mai 2010). Vom 13. bis 16. Jahrhundert ist der Begriff in den Schriftquellen aus dem Breisgau durchgehend präsent. Vgl. MARKUS HAFNER: Eine Reise durch die Alemannische Sprache, Freiburg <sup>3</sup>2007; HUBERT BAUM: Alemannisches Taschenwörterbuch für Baden, Freiburg 2003.

<sup>29</sup> Freiburger Urkundenbuch, hg. von FRIEDRICH HEFELE, Bd. 1: Texte, Freiburg 1940, Nr. 247, S. 219f. Zum Thema der aus den Bewilligungen von Wasserläufen zum Betreiben von Mühlen und Schleifhäusern und zur Bewässerung der Felder erhaltenen Erträge vgl.: Die Adelhauser Urbare von 1327 und 1423, hg. von NORBERT OHLER (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 18), Freiburg 1988, S. 435f. Für eine detaillierte Beschreibung der weiblichen Orden in Freiburg vom 13. bis 15. Jahrhundert vgl. ULRIKE DENNE: Die Frauenklöster im spätmittelalterlichen Freiburg im Breisgau. Ihre Einbindung in den Orden und in die städtische Kommunität (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 39), München 1997.

<sup>30</sup> ISO HIMMELSBACH: „Von wegen der Badestuben ...“ Zur Geschichte des Freiburger Badewesen von 1300 bis 1800, Freiburg 2000, enthält eine Reproduktion des Kleinen Sickingenplans in Form einer Faltkarte, auf der die Trasse des Wasserlaufs präzise zu erkennen ist.

<sup>31</sup> SCHADEK/UNTERMANN (wie Anm. 1), S. 110f. Dennoch ist zu spezifizieren, dass die ersten Erwähnungen des inneren Kanalsystems in den schriftlichen Quellen auf die Jahre 1238 und 1246 zurückgehen.

<sup>32</sup> Bezüglich des Ursprungs und Laufs des Gewerbebachs, einem künstlich von der Dreisam abgeleiteten und zur Versorgung der Stadt gewonnenen Kanal, ist folgendes Zitat hilfreich: „Auf Höhe der Sandfangbrücke wird der Gewerbebach aus der Dreisam abgeleitet und speist vom Schwabentor an die Bächle. In der Oberstadt an der Fischerau teilt er sich. Ein Arm fließt nach Westen zum Stühlinger, wird in Betzenhausen zum Mühlbach und mündet bei Lehen wieder in die Dreisam. Der andere Arm fließt über Humboldtstraße, Rotteckring, Institutsviertel,



Abb. 1 Die Papiermühle (Nr. 50) vor dem Schwabentor am Gewerbebach. Ausschnitt aus dem Großen Sickingenplan von 1589 (StadtAF, M 7701.27).

teilt.<sup>33</sup> Der Wassertransport über Kanäle erleichterte den Wassernachschub für den Hausgebrauch, für Gewerbe und Handel, für das Tränken der Tiere, die Bewässerung der Felder und das Löschen von Bränden.

In diesem Zusammenhang ist es interessant zu sehen, dass im gesamten elsässischen Raum und im angrenzenden Breisgau die kommunale Organisation zur Verhütung und zum Löschen von Bränden im Spätmittelalter ein hohes Niveau erreicht hatte: Von 1479 bis 1555 stieg etwa in Schlettstadt die Zahl der *Fuerherrn* (Männer mit dem Auftrag, die Löscharbeiten zu koordinieren, indem sie den Wasserfluss und die einzusetzenden Mittel festlegten) von zwei auf vier.<sup>34</sup> In sämtlichen Städten des Elsass gab es Zünfte, Vereinigungen und Gruppen von Einwohnern, die sich zum Einsatz im Brandfall bereithielten. Zur Wasserversorgung wurden Fassbinder beschäftigt, Burschen, die gewöhnlich Wein in die Wirtshäuser brachten und Personen, welche die Aufgabe hatten, die Leitern zu transportieren.<sup>35</sup>

Am Oberrhein war der Feuereimer, ein besonderer mit Leder überzogener Eimer, das häufigste Hilfsmittel zum Löschen von Bränden. Sofort nach seinem Gebrauch wurde dieser Eimer vermittels Stangen an den Wänden aufgehängt, um ihn so schnell wie möglich wieder zu trocknen.<sup>36</sup> Auch bei den Eidgenossen griff man u.a. auf ihn zurück: Am 14. Dezember 1406 beschloss der Rat von Bern, dass jedes Haus mit einem Brandschutzzeimer zu versehen sei und die 1411 erlassene Feuerordnung von Freiburg im Üechtland enthielt die detaillierte Beschreibung von Feuerlöschtechniken und Vorschriften, wie sie auch in benachbarten Städten Anwendung fanden.<sup>37</sup>

---

Herderverlag, Tennenbacher Straße nach Herdern in den Glasbach. Dann wird er zum Rossgässlebach, fließt durch das Industriegebiet Nord, wo er der Firma Rhodia Kühlwasser liefert. Weiter geht's als Brandbach durch den Mooswald zwischen Hochdorf und Gundelfingen und dann unter dem Autobahnzubringer FR-Nord hindurch in Richtung Elz", [www.frsw.de/littenweiler/bach.htm](http://www.frsw.de/littenweiler/bach.htm) (Stand: Mai 2010).

<sup>33</sup> SCHADEK/UNTERMANN (wie Anm. 1), S. 111, dort bes. Anm. 178.

<sup>34</sup> MEDARD BARTH: *Grossbrände und Löschwesen des Elsass. Vom 13.-20. Jahrhundert mit Blick in den europäischen Raum*, Bühl 1974, S. 35.

<sup>35</sup> EBD., S. 35.

<sup>36</sup> EBD., S. 36.

<sup>37</sup> JOHANN LÜTHI: *Die Entwicklung des Feuerwehrwesens der Stadt Bern in alter und neuer Zeit, 1191-1911. Als Denkschrift zur 100-jährigen Stiftungsfeier der Berner Feuerwehr*, Bern 1911, S. 32f. Vgl. [www.lexhist.ch/textes/d/D7788-1-1.php](http://www.lexhist.ch/textes/d/D7788-1-1.php) (Stand: 2010).

Wie vielerorts führte auch in der Breisgaumetropole die Nutzung der durch den Gewerbebach<sup>38</sup> (Abb. 2) zu Arbeitszwecken ins Stadttinnere geleiteten Wasserressourcen regelmäßig zu juristischen Streitigkeiten innerhalb der städtischen Gemeinschaft.<sup>39</sup> In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts führte die Wassernutzung an den Gewerbebächen zu Konflikten zwischen den Zünften der Müller und Schleifer auf der einen und den Vertretern des Johanniter- und des Deutschherrenordens sowie den Zisterziensern von Tennenbach auf der anderen Seite. Streitobjekt, das die Parteien dazu brachte, sich an den Magistrat der Stadt zu wenden,<sup>40</sup> war die gegen die Müller und Schleifer erhobene Anklage, am oberen Teil der als „Mühlenbach“ bezeichneten „Oberen Runz“ durch ihren übermäßigen Gebrauch des Wassers diejenigen zu schädigen, die in der Nähe des nördlichen Mauergürtels arbeiteten, wo die Wassermenge des nördlichen Arms desselben Wasserlaufs, „Untere Runz“ genannt, nicht mehr zur Bewässerung der Felder des Klarissenklosters und für den Bedarf der in der Neuburg gelegenen Niederlassungen der klagenden Orden, ausreichte.<sup>41</sup> Im Jahr 1534 verbot ein Urteil des städtischen Gerichts den Müllern am Oberen Runz, den Wasserfluss zu ihrem alleinigen Vorteil abzuleiten.<sup>42</sup> Um zu verhindern, dass sich ähnliche Fälle wiederholen, erließ die städtische Autorität im Jahr 1544 eine allgemeine Runzordnung über die Bedingungen der Kanalnutzung, die im gesamten Gebiet, das der Freiburger Rechtsprechung unterlag, Gültigkeit besaß. Auf der Grundlage dieser Ordnung waren alle Angehörigen der Runzgenossenschaften (Vereinigung der Nutzer einer Runz) gehalten, sich jedes Jahr am 24. August, dem Gedenktag des Heiligen Bartholomäus, zu versammeln und aus ihrem Kreis einen Verantwortlichen, den Runzmeister, zu wählen. Dieser hatte die Aufgabe, namens der Stadt die Einhaltung der Runzordnung zu überwachen. Außerdem erhielt er die Schlüssel zur Regulierung der Wehre entlang der Kanäle, die so zu erfolgen hatten, dass niemand eine geringere oder höhere Quantität an Wasser erhielt als ihm zustand. In Zusammenarbeit mit den drei Bauherren der Stadt – übergeordneten Beauftragten des städtischen Bauwesens – informierte der Runzmeister die städtische Autorität über die Möglichkeit, neue Kanalarbeiten oder Änderungen des Verlaufs der Kanäle zu unternehmen. Der Freiburger Rat verfügte, dass die Angehörigen der Runzgenossenschaften regelmäßig von den Runzmeistern zu den Runzgeboten zusammengerufen wurden, Versammlungen, bei denen sie zur Teilnahme verpflichtet waren und deren Vernachlässigung mit Geldstrafen geahndet

<sup>38</sup> HIMMELSBACH (wie Anm. 30), S. 74: „Der Gewerbebach jedoch ist ein künstlicher Wasserlauf. Er muß in Stand gehalten werden und die Wassermenge muß so geregelt werden, daß jeder Anlieger genügend Wasser für seine Bedürfnisse erhält“. Zum Gewerbebach siehe auch Anm. 32.

<sup>39</sup> Vgl. für die das Spätmittelalter betreffenden Teile die Studie von JULIA HAACK: *Der vergällte Alltag. Zur Streitkultur im 18. Jahrhundert*, Freiburg 2005, S. 78f.

<sup>40</sup> Vor dem Erlass – erstmals im Jahr 1544 erfolgt – der rechtlichen Verordnung zur Wassernutzung zu Arbeitszwecken, die für alle Einwohner Gültigkeit besaß, setzte die städtische Autorität die sogenannten städtischen Holzmeister und Holzherren ein, eine aus drei Angehörigen des Stadtrats bestehende Kommission, die beauftragt war, Zeugen der Klage führenden Parteien anzuhören und Lösungen zu finden, die die im Streit liegenden Parteien aussöhnten. Wenn eine solche Schlichtung nicht möglich war, berichteten die Holzmeister und Holzherren das Vorgefallene dem Stadtrat, der dann eine unumgängliche Entscheidung über den fraglichen Fall traf. Vgl. HIMMELSBACH (wie Anm. 30), S. 74f.

<sup>41</sup> Das folgende nach ULRICH P. ECKER: „Auf unserem Wasser und Runß der Treysamb, so durch unser Statt rinnet.“ Die Freiburger Runzen und Runzgenossen, in: *Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau*, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADE, Stuttgart 1994, S. 153-156. Dies war sicher nicht der erste Streitfall bezüglich der Kanalnutzung in der breisgauischen Stadt. Die im Stadtarchiv aufbewahrten Dokumente (StadtAF, C1 Runzsachen 7, wiedergegeben nach HIMMELSBACH [wie Anm. 28], S. 190, Anm. 58) berichtet über den Abschluss einer Vereinbarung, das auf das Jahr 1272 zurückgeht und zwischen dem Johanniterorden und dem Kloster Adelhausen im südlichen Teil der Stadt, genannt Wiehre, und dem Kloster Tennenbach, das am anderen Hang der Stadt lag, geschlossen wurde. Die Vereinbarung, zu der man erst am Ende eines langen Rechtsstreits gelangte, der aus dem Streben der Parteien resultierte, sich die Kontrolle über die Kanäle zu sichern und erst mit der Aufgabe der Monopolansprüche aller Parteien endete, sollte den nördlichen Arm des Gewerbekanals kontrollieren. Siehe dazu HIMMELSBACH, ebd., S. 33f.

<sup>42</sup> ECKER (wie Anm. 41), S. 155.

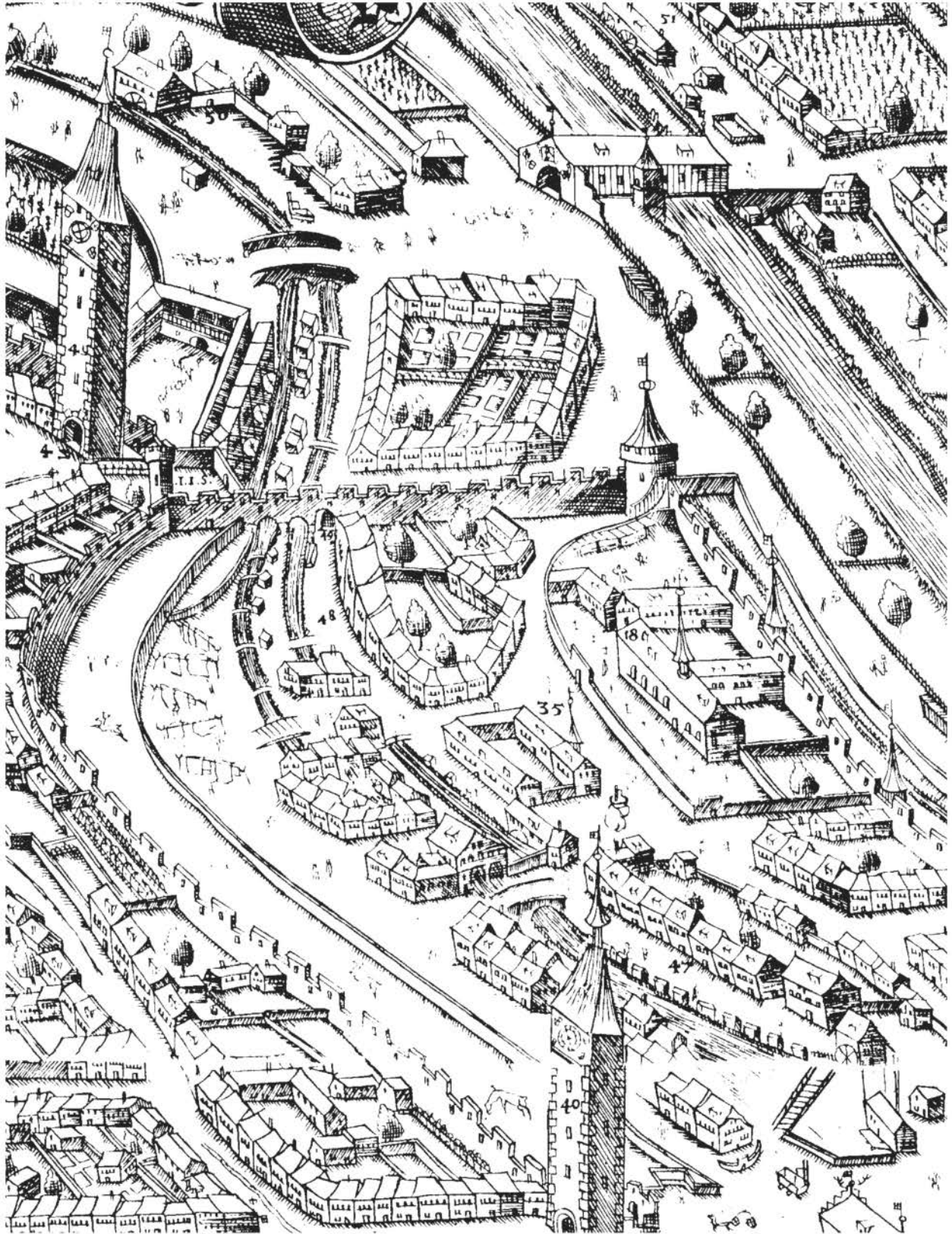


Abb. 2 Der Gewerbebach in der Schneckenvorstadt zwischen Schwaben- und Martinstor. Ausschnitt aus dem Großen Sickingingerplan von 1589 (StadtAF, M 7701.27).



wurde.<sup>43</sup> Diese Maßnahmen, die vom Freiburger Rat angewendet wurden, um eine möglichst ausgeglichene Wasserverteilung zu gewährleisten, korrespondieren mit dem Tenor der Weistümer<sup>44</sup> Südwestdeutschlands. Die Weistümer dienten in erster Linie dazu, die rechtlichen Fragen oder Kontroversen zwischen den Grundherren und den Bauern in verschiedenen Aspekten des ihres Verhältnisses zu klären. Die Leitlinien, an die man sich gewöhnlich bei der Gesetzgebung bezüglich des Verhältnisses Mensch-Wasser hielt, lassen sich in drei Punkten zusammenfassen:

- a) Man darf nicht einen Wasserlauf zu seinem alleinigen Vorteil ableiten.
- b) Es ist nicht erlaubt, den Wasserlauf zum Schaden anderer mit Schleusen oder anderen Mitteln zu blockieren.
- c) Jeder hat die Pflicht, das Wasser in einen Fluss oder Bach abzuleiten, nachdem er es gebraucht hat.<sup>45</sup>

Gleichermaßen wurde die Fischerei durch genaue rechtliche Vorschriften diszipliniert. Gleichzeitig mit dem ökonomischen und demografischen Wachstum der Städte im Gebiet des Oberrheins vor der Pestepidemie des 14. Jahrhunderts wurde die Berechtigung zur Fischerei am Hochrhein zwischen den Städten Stein und Basel nur gegen Zahlungen an die Herrschaften, die den Abschnitt des Flusses besaßen, gewährt. Von Stein nach Basel in ostwestlicher Richtung fortschreitend machten der Abt von Stein, der Landgraf des Thurgaus sowie der Bischof von Basel, an dessen Stelle 1392 der Stadtrat trat, Ansprüche auf die Erteilung des *ius piscandi*<sup>46</sup> geltend.

Auch in Freiburg war das Fischergewerbe von großer Bedeutung, was nicht nur auf ökonomische Aspekte zurückzuführen ist. Der Verzehr von Fisch war eng mit der Einhaltung der Vorschriften des Kirchenkalenders verbunden.<sup>47</sup> Der erste Versuch, die Fischerei zu reglementieren, geht auf die Fischereiordnung des Jahres 1386 zurück.<sup>48</sup> Darauf folgte die Wasserordnung des 9. April 1492, die eine Wende in der Beziehung der menschlichen Aktivitäten zum Wasservorkommen anzeigt. Diese Maßnahme, die Gültigkeit für die Flüsse Dreisam, Elz und die Wasserläufe, die sich von diesen abzweigten, besaß, wurde von den Grafen von Tübingen und Klingenberg gemeinsam mit den Städten Freiburg, Kenzingen und Waldkirch angenommen. Mit dieser Verordnung wurde ausdrücklich verboten, Netze auszuwerfen oder andere Absperungen zu errichten, welche die Eiablage der Lachse in den Quellen verhinderten. Zudem wurde ausdrücklich verboten, während des Sommers und des Winters Lachse zu fischen. Die

---

<sup>43</sup> Gerade die Nichtteilnahme an einem Runzgebot war Anzeichen für einen existierenden Machtkonflikt zwischen dem Rat und anderen Institutionen wie im Fall des Abts des Klosters Tennenbach, der mehrmals als abwesend in den Versammlungsprotokollen vermerkt wurde. Vgl. die von ECKER (wie Anm. 41) zitierten Quellen, bes. S. 156, Anm. 342. Unter der Definition des Wasserrechts versteht man gewöhnlich „die Summe der Rechtsnormen, die die Eigentums und Nutzungsverhältnisse am Wasser regeln“, UWE SCHNEIDER: Wasserrecht. Begriff und Bedeutung, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 5, hg. von ADALBERT ERLER und ERICH KAUFMANN, Berlin 1994, S. 1156. Die Monopolherrschaft zur Wasserverwaltung und Erteilung von Befugnissen der Wassernutzung wurde seit 1368 eifersüchtig von der städtischen Autorität Freiburgs gehütet. Was das Wasservorkommen betraf, entschied die Stadt Freiburg, auch als sie sich unter die Schirmherrschaft des Hauses Habsburg stellte, ihre rechtliche Autonomie zu behalten. Vgl. LANGE (wie Anm. 6), S. 65.

<sup>44</sup> Zur Bedeutung dieses Begriffes vgl. DIETER WERKMÜLLER: Weistümer in: ERLER/KAUFMANN (wie Anm. 43), S. 1239-1252.

<sup>45</sup> LANGE (wie Anm. 6), S. 65.

<sup>46</sup> Vgl. GLAUSER (wie Anm. 4), S. 87f.

<sup>47</sup> LANGE (wie Anm. 6), S. 65; HELMUT JUNGWIRTH: Fischer, fischen, in: BÄCHTOLD-STÄUBLI (wie Anm. 28), Band 2, S. 1549-1569.

<sup>48</sup> Auf die frühe Regulierung der Fischerei im Jahr 1386 folgten jene der Jahre 1413, 1435 und 1512. Mit diesen Verfügungen erteilte die Stadt Freiburg den Fischern das Recht, in den Teilen der Dreisam, die Dreisameinzugsgebiet genannt werden, bzw. in dem Teil des Flusses, der noch nicht zur Bewässerung der an den städtischen Mauerring angrenzenden Felder, zur Versorgung der Mühlensysteme und der Metallverarbeitung genutzt wurde, zu fischen. Vgl. StadtAF, C1 Fischerei.

Gewährleistung der Reproduktion der Lachse war auch deshalb nötig, weil sie, gemeinsam mit den anderen Fischen des Flusses, insbesondere der Forelle, die einzige erlaubte Nahrung während der Fastenzeit darstellten.<sup>49</sup> Die Wasserordnung fasste eine Reihe von Strafmaßnahmen bei Übertretungen zusammen und ordnete an, dass zumindest einmal im Jahr eine Inspektion der Wasserläufe durchgeführt werden sollte, um sicherzustellen, dass die Verordnung tatsächlich eingehalten wurde. Zur Vervollständigung der Gewässerüberwachung wurde jährlich der sogenannte Wuhrtag anberaumt, ein Tag, der der Verteidigung und Einhaltung der rechtlichen Vorschriften diente. An diesem Wuhrtag hielt ein Gericht, das Wuhrgericht, das aus Abgesandten der verschiedenen Zentren und Institutionen, welche die Rechtsvorschriften zur Wasserverwaltung unterzeichnet hatten, zusammengesetzt war, eine Sitzung, in der von den Fischern oder den Pflegern, die für einen bestimmten Flussabschnitt verantwortlich waren, vorgebrachte Klagen angehört und diesbezüglich bindende Entscheidungen formuliert wurden.<sup>50</sup> Bei den Regelungen für das Fischereigewerbe legte die städtische Autorität sogar fest, welche Fischarten zum Markt gebracht werden durften und welche nicht: Lachse (die nur dann gefischt werden durften, wenn deren Eiablage beendet war), Forellen, Hechte und Aale.<sup>51</sup> Noch heute erinnert die Fischerau mit ihrem Namen an die große Bedeutung der Ausübung des Fischergewerbes im spätmittelalterlichen Freiburg.<sup>52</sup>

Schließlich darf auch der Gebrauch des Wassers zur Bewässerung der Felder nicht vernachlässigt werden. Das Gebiet des Oberrheins weist auch unter diesem Aspekt vom 13. bis zum 16. Jahrhundert homogene Charakteristika auf.

Die Techniken zur Bewässerung der Felder im heutigen Südwestdeutschland und der Schweiz haben ihre Wurzeln im 9. Jahrhundert.<sup>53</sup> Bereits für diese Zeit dokumentieren die Quellen die ersten Kanalisationssysteme auf der vom Fluss Langeten bewässerten Fläche im Schweizer Tal in der Nähe von Luzern. Der Vergleich der Bewässerungssysteme, die für die Felder des Gebiets Langetental und die benachbarten Felder (als sie noch nicht innerhalb derselben Stadtmauern lagen) verwendet wurden, mit denen der Stadt Freiburg, lässt mehrere Ähnlichkeiten erkennen. Ausgehend von der Beschaffenheit des Geländes wurde eine Technik favorisiert, vermittels derer kleine Feldstücke durch Wasserausströmungen aus dem Flussbett der Kanäle bewässert wurden.<sup>54</sup> Die ersten Zeugnisse der Feldbewässerung mittels eines Aquädukts beim Kloster Sankt Gallen in der Nähe des Bodensees gehen auf das 9. Jahrhundert zurück.<sup>55</sup> Was den Breisgau betrifft, so liegt das erste Zeugnis eines Feldbewässerungssystems aus dem Jahr 1220 vor, als der Freiburger Graf Egeno V. den Mönchen des Klosters Tennenbach die Befugnis erteilte, Teile des Kanalwassers, das den nördlichen Teil der Stadt durch-

<sup>49</sup> Als Bestätigung seiner These führt LANGE (wie Anm. 6), S. 65, eine wiederkehrende Aussage in der Dokumentation zur Regulierung des Fischfangs an (StadtAF, C1 Runzsachen 7 und C1 Wasserbau 2), in der man verordnet, dass der Lachs *seinen freyen gang zu stig und val* haben muss.

<sup>50</sup> StadtAF, C1 Runzsachen 7 und Wasserbau 2, wiedergegeben in LANGE (wie Anm. 6), S. 65.

<sup>51</sup> ECKER (wie Anm. 14), S. 488. Über die verschiedenen Phasen, die der gefangene Fisch von der Barke des Fischers bis zum Markt durchläuft vgl. WILHELM ABEL: *Strukturen und Krisen der spätmittelalterlichen Wirtschaft*, Stuttgart/New York 1980, S. 46.

<sup>52</sup> Um die Fischerau zu visualisieren und in den Kontext der Freiburger Altstadt einzuordnen vgl. [www.alt-freiburg.de/ak040.htm](http://www.alt-freiburg.de/ak040.htm); [www.photohomepage.de/galerien\\_reisefotografie\\_baden\\_wuerttemberg\\_freiburg\\_fischerau.htm](http://www.photohomepage.de/galerien_reisefotografie_baden_wuerttemberg_freiburg_fischerau.htm); [web2.cylex.de/stadtplan/freiburg-79/freiburg-strasse-fischerau.html](http://web2.cylex.de/stadtplan/freiburg-79/freiburg-strasse-fischerau.html) (Stand: Mai 2010).

<sup>53</sup> CHRISTIAN LEIBUNDGUT: *Wiesenbewässerungssysteme im Langetental*, 6 Kartenblätter mit Erläuterungen, Bern 1933, S. 33.

<sup>54</sup> CHRISTIAN LEIBUNDGUT: *Historical meadow irrigations in Europe. A basis for agricultural development*, in: *The Basis of Civilization – Water Science? (Proceedings of the UNESCO/IAHS/IWHA symposium held in Rome, December 2003)*, in: IHAS Publ. 286 (2004), S. 82, „small sloping plots were irrigated by overspill from ditches aligned along contours. Canals were short and, in most cases, surplus water ran directly back to requiring less cooperation among different landowners“.

<sup>55</sup> HIMMELSBACH (wie Anm. 28), S. 31.

floss, zur Versorgung der Felder zu nutzen, die andernfalls unfruchtbar geblieben wären.<sup>56</sup> Das Geländebewässerungssystem erfuhr bis zur Schwelle des 19. Jh. keine bemerkenswerten Veränderungen.<sup>57</sup> Die am weitesten verbreitete Technik bestand aus dem Blockieren eines Kanals mit einer „Stellfalle“, um das Wasser auf die angrenzenden Böden zu leiten. Mit der Zeit wurde diese Technik durch die Düngung der Felder verbessert, die zugleich eine höhere Produktivität erlaubte. Die Wässerung sorgte für die Entsäuerung des Geländes und spülte die Parasiten und das Unkraut fort, sodass das Gelände für die nächste Düngung vorbereitet wurde.<sup>58</sup>

Dieses System folgte dem Zyklus der Jahreszeiten und bedurfte einer ständigen Instandhaltung. Neben der Ebnung des Geländes mussten die Kanäle von allen Rückständen und von dem Geröll, das den regelmäßigen Wasserfluss behinderte, gereinigt werden. Ebenso mussten die Schleusen, die Holz- und Eisengeräte, die einer beständigen Korosion ausgesetzt waren, einer Überprüfung unterzogen werden. Nur eine aufmerksame und gewissenhafte Verwaltung der Feldbewässerungs- und Düngungssysteme ermöglichte die Ernte. Es war genau diese Pflege der Kanalisations- und Verteilungssysteme, die die Bildung einer Vereinigung wie die bereits zitierte Runzgenossenschaft nötig machten.

Zu den Abwässern wurde bereits oben angemerkt, dass das in die Stadt geleitete Wasser nach Gebrauch als Abwasser zur Bewässerung der inner- und außerhalb der Stadtmauern gelegenen Felder genutzt wurde.<sup>59</sup> Der Transport der flüssigen Abfälle über die Kanäle erregte auch Missbilligung. Zwischen 1529 und 1535 beklagt sich der aus der Stadt Basel, die sich im Jahre 1529 dem Protestantismus zuwandte, ins ruhigere Freiburg geflüchtete Humanist Erasmus von Rotterdam in einem am 23. Februar 1534 an den Gönner Gaspar Schets gesandten Brief über die starke Verschmutzung der Bächle, die Abfälle und Abwasser durch die ganze Stadt tragen und die Luft mit ihren übelriechenden Ausströmungen verpesten.<sup>60</sup>

In diesen Jahren gab der Stadtrat Erlasse heraus, die deutlich machen, wie schwierig es war, die Reinheit der Kanäle zu wahren. Die entlang der Straße von Pferden oder anderen Tieren hinterlassenen Fäkalien wurden regelmäßig in den Kanälen entsorgt, um zu verhindern, dass sie sich anhäuferten und den Durchgang der Wagen behinderten oder mögliche Kunden von den Geschäften fernhielten.<sup>61</sup> Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts versuchten die städtische Obrigkeit mit der Einführung einer städtischen Müllabfuhr das Problem zu lösen. Ein vom Freiburger Rat angestellter Geselle drehte dreimal täglich mit einem Wagen eine Runde durch die städtischen Straßen und sammelte die von den Einwohnern produzierten Abfälle ein. Jeder Einwohner konnte auf die Menge eines Henkelkorbs quantifizierte Abfälle auf dem Wagen ablegen.<sup>62</sup> Bei größeren Mengen waren die Einwohner gehalten, den Unrat an dafür bestimmte Orte

<sup>56</sup> Ebd., S. 31; EVA-MARIA BUTZ: Adlige Herrschaft im Spannungsfeld von Reich und Region. Quellendokumentation zur Geschichte der Grafen von Freiburg 1200-1368 (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 34/2), Freiburg 2002, Nr. 33, S. 16.

<sup>57</sup> Vgl. URSULA HUGGLE/NORBERT OHLER: Sachwörterbuch Landwirtschaft. Südwestdeutschland in Geschichte und Gegenwart., 1. Grunddaten – Bevölkerung, Landesbau und Siedlungswesen – Der landwirtschaftliche Betrieb – Abgaben und Dienste, Freiburg u.a. 2006, S. 184f.

<sup>58</sup> HIMMELSBACH (wie Anm. 28), S. 32.

<sup>59</sup> Vgl. Anm. 33. Siehe auch LANGE (wie Anm. 6), S. 89f.

<sup>60</sup> *Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami, X (1532-1534)*, hg. von PERCY STAFFORD ALLEN, HELEN MARY ALLEN UND HEATHCOTE WILLIAM GARROD, Oxford 1941 (Repr. 1963), S. 348: *Est hic alta <im>mundities. Per omnes vias huius oppidi decurrit torrens arte ductus. Is excipit saniem laniorum ac macelli, oleum omnium culinarum, sordes singularum medium, vomitum ac mictum omnium, feces etiam illorum qui domi latrinas non habent. Ex hac aqua lavantur lintea, purgantur vinaria vasa, atque etiam culinaria. Haec tolerari poterant si esset quod ederetur. Toto anno vescor pullis gallinaceis.* Zu Erasmus von Rotterdam vgl. JOHANN HUIZINGA: Erasmus, Basel 1928, S. 185-187. Vgl. ebenfalls TÜMMERS (wie Anm. 5), S. 106f.

<sup>61</sup> SCHADEK/UNTERMANN (wie Anm. 1), S. 113f.

<sup>62</sup> Die Quellen, z.B. vom 10. Mai 1559 (vgl. SCHADEK/UNTERMANN [wie Anm. 1], S. 112, Anm. 193), liefern keine detaillierteren Informationen zu den Maßen des Henkelkorbs. Nach Angaben aus dem Internet ([www.mittelalterzentrum.de](http://www.mittelalterzentrum.de)) betrug die Größe eines Henkelkorbs ca. 30 cm im Durchmesser und 40 cm in der Höhe, wodurch er nicht mehr als 1 kg fassen konnte.

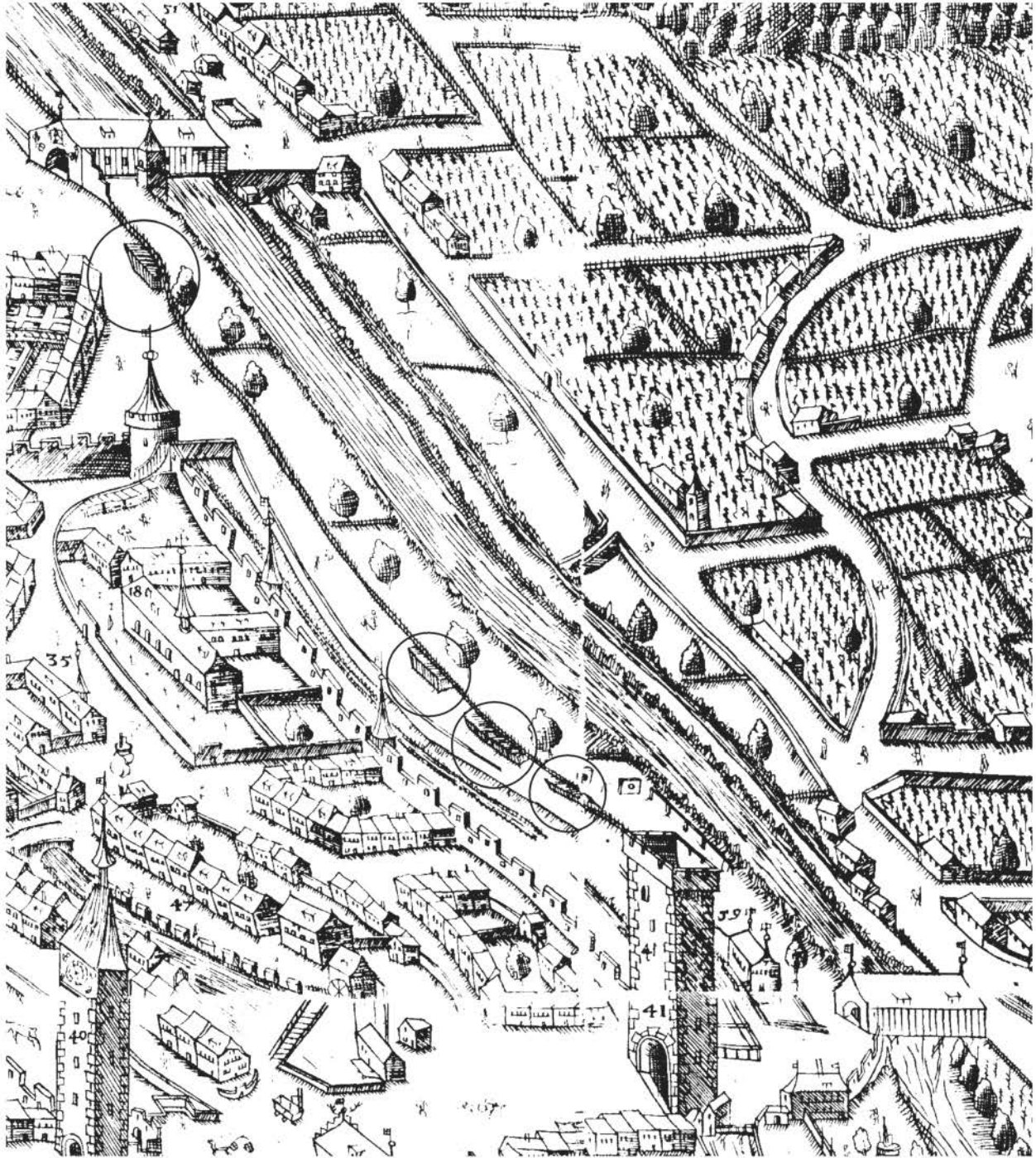


Abb. 3 Als Abfallgruben gedeutete Bereiche (siehe Kreise) an der Dreisam in der Nähe der oberen langen Brücke (heute Schwabentorbrücke) und der unteren langen Brücke (heute Kaiserbrücke). Ausschnitt aus dem Großen Sickingerplan von 1589 (StadtAF, M 7701.27).

zu bringen, die entlang des südlichen Teils der Stadtmauer, vor dem Schwabentor und dem Schneckentor, lagen und durch entsprechende Zeichen markiert waren (Abb. 3). Die Abfälle wurden schließlich bei Hochwasser von der Dreisam weggespült.<sup>63</sup>

Als Toiletten dienten im Mittelalter sogenannte Latrinen bzw. Sicker- oder Sinkgruben, von denen mehrere bei archäologischen Ausgrabungen in der Freiburger Altstadt entdeckt wurden. Gewöhnlich waren diese Aborte hinter den Häusern zwischen zwei Wohnbereichen angelegt, damit sie gemeinsam genutzt werden konnten. Die Gruben hatten einen Durchmesser von 2 bis 3 m und eine Tiefe zwischen 3 und 6 m, bestanden aus großen Geröll- und Steinblöcken und wurden durch eine steinerne Bedeckung in Form einer Wabenstruktur geschlossen. Das maximale Fassungsvermögen von geschätzten 50 m<sup>3</sup> ermöglichte eine jahrzehntelange Nutzung, bevor der Inhalt geleert werden musste und als Dünger diente.<sup>64</sup>

Eine Analyse des Baumaterials einer Latrine zeigt, dass dieses oft aus den gleichen Steinbrüchen stammte als jenes, das zur Errichtung von Brunnen benutzt wurde. Zuweilen ist anhand des Latrineninhaltes auch eine Datierung möglich, z. B. bei den Sickergruben, die in der Grünwälderstraße und bei der heutigen Schlossberggarage gefunden wurden und in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zurückreichen.<sup>65</sup>

## Die öffentlichen Bäder in Freiburg

Selten ist die Beziehung von Mensch und Wasser in einer Region, die wie das Oberrheingebiet vom 13. bis 16. Jahrhundert von den Auswirkungen der christlichen Kultur ganz durchdrungen war, von einer solchen Vielseitigkeit und Gegensätzlichkeit geprägt wie im Fall der Thermalbäder und der städtischen Bäder.

Es genügt, an die Ikonografie der Epoche zu erinnern, in der einerseits das Motiv des Jungbrunnens eine markante Rolle spielt, z. B. in der Xylografie von Hans Sebald Beham von 1545 mit dem Titel „Jungbrunnen“, die Menschen jeden Alters und sozialen Standes darstellt, die sich an einem Thermalort der Hoffnung hingeben, wieder jung zu werden und die Freuden des Fleisches zu genießen, und andererseits an Darstellungen wie in den Holzschnitten, die das 1514 in Straßburg veröffentlichte Werk des gelehrten Franziskaners Thomas Murner mit dem Titel „Ein andechtig geistlich Badenfahrt“ begleiten, in dem die Figur Christi als Bader die Menschen einlädt, ein Bad zu nehmen, um sich von den im Laufe ihrer Existenz angesammelten Sünden zu reinigen.<sup>66</sup>

Das offensichtlichste Zeugnis der Verbreitung der Bäder-Praxis in der Region Baden wird von der teils alten, teils neuen Toponomastik geliefert: man muss nur eine geografische Karte des Ober- und Hochrheingebietes mustern, um Ortsnamen zu lesen, die einen expliziten Bezug auf das Vorhandensein von Thermalbädern haben: Baden-Baden, Badenweiler, Bad Säckingen oder Baden im Aargau.

<sup>63</sup> Der anfallende Müll sollte *vor dem obern thor bey der langen pruckhen oder vor dem schneckhen thor uff dem Grien* zu sammeln sein, StadtAF, A1 IX a 1559 Mai 10. Vgl. MANGEI (wie Anm. 15), S. 159f.; SCHADEK/UNTERMANN (wie Anm. 1), S. 112, Anm. 193.

<sup>64</sup> PETER SCHMIDT-THOMÉ: Archäologische Befunde zur Entsorgung mittelalterlicher Städte am Beispiel Freiburgs, in: Archäologischen Informationen 7 (1984), S. 125f. Vgl. LANGE (wie Anm. 6), S. 64. Siehe auch SCHADEK/UNTERMANN (wie Anm. 1), S. 113.

<sup>65</sup> SCHMIDT-THOMÉ (wie Anm. 64), S. 128f.; SCHADEK/UNTERMANN (wie Anm. 1), S. 209-214.

<sup>66</sup> [www.zeno.org/Kunstwerke/B/Beham,+Hans+Sebald:+Jungbrunnen](http://www.zeno.org/Kunstwerke/B/Beham,+Hans+Sebald:+Jungbrunnen) (Stand: Mai 2010). Zu Thomas Murner vgl. BIRGIT TUCHEN: Öffentliche Badhäuser in Deutschland und der Schweiz im Mittelalter und der Frühen Neuzeit, Petersberg 2003, S. 305f.; HERIBERT SMOLINSKY: Murner Thomas, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 6, Hamm 1993, S. 366-369. Zu Albrecht Glockendon vgl. BARBARA DAENTLER: Die Buchmalerei Albrecht Glockendons und die Rahmgestaltung der Dürernachfolge, München 1984.

Die Errichtung von Bädern, die am Oberrhein auf die römische Eroberung im 1. Jahrhundert n. Chr. zurückgeht,<sup>67</sup> eröffnete auch im Breisgau eine neue Art der Wassernutzung, die das gesamte Mittelalter überdauerte. Tatsächlich führte die Entdeckung von Thermalwassern in direkter Konsequenz zur Gründung von Strukturen, mit denen es möglich war, ihren therapeutischen Gehalt zu nutzen und zugleich zu sozialisieren, freie Zeit mit der eigenen Körperpflege zu verbringen und für einen Moment die Sorgen des alltäglichen Lebens zu vergessen.

Die Praxis des wiederholten Thermalbadbesuchs durch die am Oberrhein lebende Bevölkerung ist zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert durch die Badenfahrtbücher belegt. Diese Bücher dienten dank des Buchdrucks als Mittel zur Vertiefung und Verbreitung des Wissens um die richtige Nutzung der Thermal- und Wildwasser der verschiedenen Orte. Sie enthielten eine detaillierte Beschreibung der geografischen und balneologischen Besonderheiten der örtlichen Thermalquellen und Wildbäder. Aus der Lektüre eines solchen Buches, das 1560 von dem Gelehrten der freien Künste und der Medizin Georg Pictorius veröffentlicht wurde, ist zu erfahren, dass die Bürger Freiburgs sich häufig im sogenannten Kybbad einfanden, das sich im Kleinen Tal oberhalb von Kappel befand und den Freiburger Wilhelmiten gehörte.<sup>68</sup>

Das aus dem Kybbad sprudelnde Wasser eignete sich aufgrund seines Kupferanteils und seines Sulfatgehalts besonders dazu, *kälteempfindliche Körper zu erwärmen, es ist gut für die Augen, es hält Nierengrieß und Krätze fern und es hilft Knochenbrüche zu heilen.*<sup>69</sup>

Vom 14. bis 16. Jahrhundert verbreitete sich in den Städten die Tendenz, Badehäuser einzurichten. Charakteristisch sind die Fälle der Wiederverwendung alter Wohnstrukturen als Bäder wie z.B. im Fall Wimpfens, wo im Jahr 1352 die Dominikaner ein Stück Land erwarben, um in den bestehenden Gebäuden ein Bad zu errichten. Selbstverständlich gab es auch Gebäude, die von vornherein als Bäder bestimmt waren wie das 1531 gebaute Bad des Spitals von Biberach.<sup>70</sup> Die Art des Umgangs mit dem Wasser war in Thermen und Badstuben grundlegend verschieden: Wurde das Thermalwasser wegen ihrer therapeutischen Wirkung genutzt, so diente das Wasser in den Badestuben der Städte überwiegend der körperlichen Reinigung.

Im Unterschied zu Thermalbädern, deren Betrieb gewöhnlich in der Hand religiöser Orden lag,<sup>71</sup> wurden die Bäder in den Städten auch von Familien geführt. Für die Stadt Freiburg kommt uns ein Dokument vom 13. Februar 1318 zu Hilfe, in welchem Graf Konrad II. von Freiburg einen Johannes Klingelhut autorisierte, ein Bad in der Au in unmittelbarer Nähe des Schwabentors zu erbauen.<sup>72</sup> In der Regel war es der Stadtherr, der die Errichtung von Bädern autorisierte, in anderen Fällen waren es Institutionen wie die klösterlichen Orden oder die Spitäler.<sup>73</sup>

Für die Funktionalität einer Badestube war neben der unabdingbaren Existenz eines Brunnens oder eines Wasserlaufs das Vorhandensein von Bottichen nützlich, in denen die Kunden sich am Ende eines Dampfades entspannen konnten, und ein Umkleideraum, der im Bedarfs-

<sup>67</sup> Vgl. DIETER PLANCK: Die Römer in Baden-Württemberg, Stuttgart 2005.

<sup>68</sup> GEORGIUS PICTORIUS: Badenfahrtenbüchlein. Wie und wo man richtig badet. Ein kommentierter, übersetzter und mit zeitgenössischen Bildern versehener Nachdruck des Werkes von D. Georgius Pictorius aus dem Jahre 1560, hg. von UDO BECKER, Freiburg u.a. 1980. Sein in zwei Teile gegliedertes Werk präsentiert im ersten Teil eine Beschreibung der Art der in den Thermen vorhandenen Wasser und gibt Empfehlungen für die richtige Anwendung derselben. Der zweite Teil des Buches enthält eine Beschreibung von 38 Thermalorten zwischen dem heutigen Baden, dem Elsass, Lothringen und der deutschsprachigen Schweiz. Vgl. ebd., S. 5-7 und 110f. Siehe zum Kybbad auch ALOIS MEZGER: Der Kibfelsen und das Kibbad, in: Schau-ins-Land 3 (1876), S. 73-76 und 80-82.

<sup>69</sup> PICTORIUS (wie Anm. 68), S. 63.

<sup>70</sup> TUCHEN (wie Anm. 66), S. 148 und 150.

<sup>71</sup> Beispielsweise wurde das in der Nähe von Freiburg gelegene Kybbad vom Eremitenorden des Heiligen Wilhelms verwaltet. Vgl. PICTORIUS (wie Anm. 68), S. 62.

<sup>72</sup> HIMMELSBACH (wie Anm. 28), S. 141, Anm. 123.

<sup>73</sup> Ebd., S. 70f.

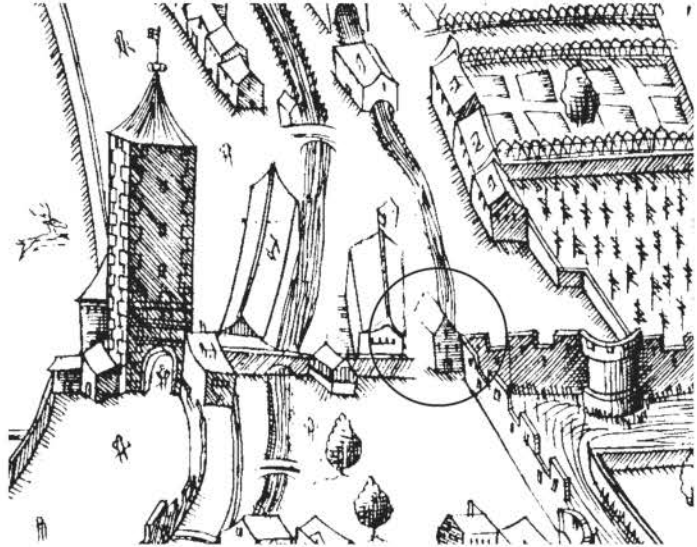


Abb. 4 Das Paradiesbad vor dem Gruenlinstor (siehe Kreis). Ausschnitt aus dem Großen Sickingenplan von 1589 (StadtAF, M 7701.27).

fall zur Krankenbehandlung genutzt wurde. Zusätzliche Dienste wie etwa Essensangebote wurden im oberen Stockwerk des Hauses bereitgestellt.<sup>74</sup>

Die vom Stadtrat Freiburgs im Jahre 1565/66 verabschiedeten Protokolle erlaubten die Anhebung des Durchschnittspreises für Bäder, der sich auf 3 Pfennige belief, und der Öffnungstage, die von Montag bis Freitag reichten.<sup>75</sup> Die Instandhaltungskosten einer Badestube waren sicher nicht unerheblich. Trotzdem erreichte die Anzahl der Bäder in Freiburg im 16. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Insgesamt zehn Bäder konnten in der Stadt sowie zwei in der Wiehre nachgewiesen werden.<sup>76</sup> Die Badstuben befanden sich dabei aus naheliegenden Gründen in der Nähe des Gewerbebachs: Auf der einen Seite reichte die in den Bächle enthaltene Wasserkapazität nicht für die Bedürfnisse der Badehäuser aus, auf der anderen Seite setzte die konstante Verfeuerung von Holz die Bäder einer Brandgefahr aus. Die Stadtteile mit einem größeren Anteil an Bädern waren die Scheckenvorstadt, die Lehener Vorstadt und die Predigervorstadt.<sup>77</sup> Neben der schon genannten *Klingelhut Badestube* sind unter den bekannten Freiburger Badehäusern außerdem die *Ritters badstub an dem Runse*, die *Hintere Badestube* am heutigen Augustinerplatz, das *Spitalbad* in der Fischerau und die *Cyligen Badstub* aufzuführen. Vor dem Predigertor am Reuerinnenkloster Maria Magdalena befanden sich *Ederlins Badstuben*, die *Rothe Männer-Badstub*, das *Reuerinnenbad* und schließlich die *Neue Badstube*. Alle diese Badestuben sind bereits im 14. Jahrhundert urkundlich nachzuweisen, wogegen das Paradiesbad vor dem Gruenlinstor möglicherweise erst im 16. Jahrhundert existierte (Abb. 4).<sup>78</sup>

Die Charakteristika des Systems der Freiburger Badestuben erhielten sich, obwohl Syphilis und Pest nicht selten viele Einwohner vom Besuch der Bäder abhielten, unverändert im gesamten 16. Jahrhundert.

<sup>74</sup> Ebd., S. 28.

<sup>75</sup> StadtAF, B5 XIIIa Nr. 21, fol. 524.

<sup>76</sup> Zur Bestimmung der für Bäder vorgesehenen Orte vgl. die Reproduktion des Kleinen Sickingenplans in HIMMELSBACH (wie Anm. 28). Auf dieser Karte hat der verdienstvolle Autor die für Bäder vorgesehenen Strukturen rot markiert, was das Erkennen der zehn im Inneren der Stadt liegenden Badestuben besonders einfach macht. Über den Ursprung der Wiehre vgl. THOMAS ZOTZ: Die Wildbannurkunde von 1008, in: 1000 Jahre Wiehre. Ein Almanach. 1008-2008, hg. von Bürgerverein der Wiehre, Freiburg 2007, S. 8-16.

<sup>77</sup> HIMMELSBACH (wie Anm. 28), S. 77.

<sup>78</sup> Ebd., S. 142f., Anm. 136-147.

## Quellenanhang

### I

1535 Februar 19, Freiburg im Breisgau

Am Freitag, dem 19. Februar 1535, erläutert auf Anordnung des Stadtrats der ehemalige Werkmeister Hans Bur in Gegenwart von Bau- und Lohnherren sowie Zunftmeistern, der amtierenden Werkmeister und der neuen Brunnen- und Zapfmeister ausgehend von den Wasserstuben im Mösle das gesamte Wasserverteilungssystem.

Quelle: StadtAF, C1 Brunnen 1 Nr. 1, fol. 1r-5v

*(1r) Anzeigung der Taylung von den vier wasser oder brün stuben, im Mösslin bisherin zu Aal-  
len Stockhbrunnen, In disser statt Freyburg im Breißgawe etc.  
1535.*

*(1v-2r) Dis ist die Vissyering der brun stuben im moßlin.  
Item disy Zwo stuben synd von einander ongeuor by den Sechs klofftern.  
2 Synd yrdy dichlenn 4  
Item vff die zwanzig kloffter kumen die zwo synd duchlen zuosamen.  
Item dysy Zwo stubenn synd von einander ongeuor vff die drig kloffter.  
1 Dys ist ein steiner kenner 3*

*(3r) Vff Fryttag vor Reminiscere im 1535 Jor uß eins Ersamen weisen rat beuelch Synnd die  
Ersamen weisen rat beuelch Synnd die Ersamen Namlich Hans Spirer, Hans Reinhart beid buw  
herren, vnd Mathis Sporer lon her, Hanns Bonnensack, Hans Burger beyd Zunfft meister, Hans  
Bur alter werckmeister, Hans von Franckfurt, Jörg Sorger von Lindow beyd werckmeister, Am-  
brosy Syfritt nuwer brun meister, Hans Meiger nuwer Zapff, Dysy obgemelten pershonnen all  
Synd hinuff gangen in das meslin zuo den wasser stuben vnnd do hatt Hans Bur angezeigt alle  
heimlichkeit der brun stuben von den stuben unns in die stat zu allen stock brunnen, wie har-  
noch ein gueter bericht volgen wurt.  
Zum ersten so merck, wie vornnen die stuben im meßlin vff gerußen synd vff eim bappir wirst  
gueten bericht finden.  
Item ouch ist zuwissen, das noch ein wasser stub nit wit von den andern fieren ist, wer ouch  
guot zubruchen, wan mangel an wasser wurt.*

*(3v) Item by den linden ist ein stub, do ist die erst teillung, die ein zum selben brunen, die an-  
der diend zur statt in gerwer ow. Neben dem steinen brucklin ist ouch ein brun stub, hatt zwo  
deillung, die erst zu den zweyen brunen in der gerwer ow, die ander in die statt zum obern lin-  
den zwischenn den bechen, underm langen steg ist ouch ein wasser stub, hat iij deillung, die  
erst zum selben brunen, die ander hinab zum ougastiner closter, ist ein deillung diennd in das  
closter. Vnnd waß da selben von dem steinen hinin von dichlen brich oder man do macht, den  
koschten sollend sy im closter haben.  
Item von dem closter hinab bys zu der kilchen am bach hinab ist aber ein deiller im bach. Do  
god der ein hinab zum esell brunen, der ander deill hinab zuon dem brunnen gegen Juncker  
Truprechten von Kroczing vber. Do hatt es ouch zwo deillung, Die ein zum fischmarckt brun-  
nen, vnnd bym fischmarckt brunnen hatt es dryg deillung, die erst zum selben brunnen, die an-  
der hiuff zum Kryeßboum am bach, do ist zwo deillung, die erst zu dem brunnen bym hus zum  
cristoffell, Die ander hinuß zum brunnen by der zunfft zum monen. Item noch ist bym fisch  
marckt brunen die tritt teillung, die diend hinab zu dem brunnen by Juncker Mathissen huß.*



(4r) Nun so ganng wider hinuff zu dem brunnen by Juncker Trupprechten hus, do godt die leczte Teilung durch das vermacht geßlin gegen ritter brunnen zuo.

Zum ersten so merck, das vnden im selben geßlin die duchlen abgesezt syndt, vnd am selben bloch neben ein zapff ist hinuff gegen oberen brunnen, wan man will haben, das die vndern brunen nit louffen das man etwas zumachen hatt. So schlecht man den selben zapffen vß, So louffendt Numen die obern brunen vnd die vndern nit so lang vnncz er den zapffen wider in schlecht vnd vermacht.

Item nu godt ein duchell hinab zu Hans Bryßwercks hus, do ist ein bloch, das diend den duchlenn hinab zu sant Jorgen brunnen bym schnabell. Bym selben brunen syndt ouch iij Teilung, die erst zum selben brune, die annder zuoss Spittales brunen, vorm dor hus ist ein Teilung, die diennndt hinab in der sturczlern huß zum selben brunen.

Item ist ouch zuwissen, das der spittall vnd ouch die sturczlin von Sant Joergen brunnen vnns zum Spittall zum selben teiller die duchlen in glichem costenn machenn sollen.

(4v) Aber vom spittal vom selben Teiller vnncz zu der sturczlin brunnen Die selbenn duchlen soll sy allein in irem costen machen vnnd erhalten etc.

Item nun so gang wider zuon sant Joergen brunnen, do ist die trit Teilung, die selben duchlen gonnd dye selb gassen by der appateck hinab zu dem brunen by Ludwig Forles vnd vom selben brunnen zum huß zum rotten kopff. Do ist aber ein ein teilung, die ein diendt hinab zum barfueßer closter zuo irem brunen im garten, vor dem closter ist ein teyller vff dem bach, der diend dornoch hinab zuo dem brunen vor dem rott hus. Vnnd bym selbenn brunen ist ein teiller, der diend hinab zum lemlin, vnd bym eck zuom lemlin ist vff dem bach ein bloch, das diendt volhinab zum hindern tor, do gond die duchlen hinin zu irem brunne.

Item nun so gang wyder hin fur zuo Hans Schlechten hus zum rotten kopff zum selben teiller, der diendt hinab zum roßboum, bym selben bach do ist aber ein deill blochlin oder ein stein.

(5r) Hatt zwei deillung, die ein diendt die schiffgassen hinab zu dem brunnen am brediger kichhoff vnnd vom selben brunen durch die mur hinin mit blyen dichlen in das closter etc.

Wytter von dem brunnen huß vor dem closter god ein deillung mit duchlen am bach hinab zu brediger thor hinus zum selben brunen vff dem graben etc.

Item nun gang wider zum roßboum zu selben Teiller, do gond vom selbenn hinab zum rinder brunnen vor Marx Hoffenn hus. Vnnd von dem selbenn brunen zu sant Cristoffels tor hinuß in die Nuwburg zu sant Niclaußen brunnen vor der Reblut Zunfft stuben.

Vnnd vom selben brunen hinab byß fur den enngell vff dem bach, do hacz ein teilbloch, do diend die ein in die kligenn gassen hinab zu der bryeder huß. Vnd do hacz ein clein deill blechlin vor dem tor, do diend die ein in ir hofflin zu irem brunnen, die ander zum armen spittal zum selben brunnen. Ouch ist zuwissen, das die bryeder ein hanen an irem brunen solt habenn damit der ander brun zu zitten dis mer wasser moecht habenn.

Item witter so godt die ander teilung vor dem engell vom selben deiller fuer sant nicklaus kirchen hinab zum dem brunne vor dem kampff, das ist der leczte brun etc.

(5v) Item ganng wider hinuff zun oberenn linden zum selben brunen, do ist die tritt Teilung, die diend hinab zum karttusser hus, do ist aber ein teiller vff dem bach, do diend der ein hinab zum kouffhus brunen, ouch ist bim selben brun stock vff dem bach ein hulczner zapff, den zucht man vß, wan etwas vngeyßers von freschen oder ander ding dorin wer, so kumpß als zum selben loch harus vnd wurt suber.

Item nun gang wider zum karthuser hus zum selbenn deiller, do ist die ander, diendt hinab zuß Rischachers hus vff dem bach do ist aber ein deiller der ein diendt hinab in den Nuwen kor, Vnd by unser frowen hus gondt dichlen durch die mur, do ist am kor ein kruczlin in ein stein gehowen, ist ein gemerck, do die duchlen durch die kilch muren gond vnnd gondt im kilchhoff hinab vnncz zur nechsten tur hinin zum selben brunen.

Vnd die ander teillung biß Richschers hus diend hinab zum brunen vor Franncz Barren hus vnd nit witter.

## II

1555 Februar, Freiburg im Breisgau

Beschreibung des Brunnensystems der Stadt Freiburg im Breisgau, ausgehend von den Quellen im Möslle.

Quelle: StadtAF, B3 Nr. 1, fol. 28r-31v

*(28r) Ursprung der Brunnen Zue Freyburg Im Preißgaw verzeichnet anno 1555.*

*Im Mößlin oben am Egelsee, endtspringen fünff quellen,*

*Im Mößlin der oberst, gadt in ain annder quellen, ettwan sechs schritt durch steine kurner.*

*Von der gemellten Stuben gond deichel herab vff der lincken seitten, ettwan viertzig schritt, seind wider zwo stuben.*

*Die yetzgemellten zwo stuben haben herzue ettwan bey zehen deicheln biß herzue in die haubtdeichel.*

*Von den vier stuben gonnd biß vf den ablaß stein vast bey sechs vnd dreissig deicheln.*

*Von gemelltem Ablaß stein herab biß das der fünfft brunn herzue kompt, ligt auch vff der lincken seithen. Wan ein wenig vyl wasser ist, so stat er still, ist gmacht, wo wasser zue wenig*

*(28v) war, dem anndern zue hilff khem, hat zwolff Deichel herzue biß inn die haubtdeichel.*

*Darnach vom selbigen ort Ain Ablaß stein, im weldle herab, biß Hanns Storen matten.*

*Die Teichel gond nit durch die matten herab sondern darneben, So man sy aber darein legte, möchte manchen Deichl ersparen, dann man nicht wol das wasser in demselbigen Deichel graben richten, das sy für wasser hetten. Seind under vierzig Deichel nit.*

*Der dritt Ablaß stein stat unden an Aichen vnnd an Hanns Storen Matten.*

*Der vierdt ablaß stein stat vor den Blaicke vber vnnd hatt der Blaichen ain schlüssl darzue, das er khan wasser nehmen wann er will.*

*Der fünfft Ablaß stein ist beym Brunen im Obern were.*

*Der Sechst ist bey Schwabsbad.*

*(29r) Deren Ablassen gath herein in Brunen zur oberlinden, ist ein Theillung, die ein gat in die obern Wolffhüli hinab, vnnd ist wider ein Theillung bey dem Chartheuser hauß vber, die gath in Brunen hinder das Kauffhauß, pleibt [Marginalie: Such hernach bei disem # zeichen]. Die Theilung geth hinab, da ist ein Theillung bey Jobben von Reuschachs hauß, die gath ins Müns-ter, pleibt, die ain geth in prunen in der pfaffen gassen oder ob der schul, pleibt.*

*Von gemellten Brunnen oder Theilung zur oberlinden das ain theil gath hinab fur Augustiner Closter vorm grossen Thor, da ist ein Theillung, aine gath ins Closter, die annder gath hinab zuem vndern Eckh, daselbst ist aber ein Theilung, die Linck gath hinab in Esel Brunen, ist auch ein Theillung daselbst, die selbig Theillung gath biß für den storcken, da ist aber ain Theillung, die Linck gath hinauß in Brunen vorm Monen, pleibt, Die annder in Sannt Christoffels Brunnen, pleibt.*

*(29v) Die obgemellt Theillung vnnden am Augustiner Eckh, das ein Theil gath hinab in Brunnen vor der Zuem Weyer hauß, da ist die erst hoch theillung im Stockh, die Linckh gath hinab in Vischbrunnen, da ist ein Theillung, gath hinab in Brunen vnnder der Bursch, pleibt.*

*Von der ainen Theillung, das ist von der ersten hochtheillung, gath hindurch das gesslin zuem Ritter Brunnen.*

Vom Ritter Brunnen zue Sant Gorgen Brunnen da seind zwo theillung, die ein gath in Spital, pleibt, die annder in Brunnen bey herrn Hanns Muelichs des oberstenmeisters hauß, darunder oben am Barfuesser Eckh, da ist ein Theillung, die ein gath hinab fur das Barfüsser Closter vorm grossen Thor, Ist ein theillung, das ein theil gath ins Closter, ober theillung gond ange-stossen Deichel in Doctor Gorg Schmatzers seligen hauß, im selbigen Stock da ist ein han.

(30r) Von der gemellten Theillung gat das ain theil hinab in Rath brunnen, ist die annder hoch theillung im stock, gath hinab zum Prediger Brunnen, dazwischen gat von haubtdeicheln zum Lemblin ein Brunnen.

Im Prediger Brunnen oder Stockh da ist auch ein hoch teillung, das ein theil gat ins Closter, das annder für das Prediger thor hinauß in Brunnen, pleibt.

Die Theillung oben an Barfüsser Eckh, die recht gath hinab in Rynnder Brunnen, dazwischen ist an die Deichl gestossen am Gouch Eckh, gath hinab in herrn Wilhelm Böcklins hauß.

Am Rynder Brunnen oder Stockh daselbst ist ouch ain hoch theillung, die Linckh gath hinab ins Plater hauß, hiezwüschien gath dem haubtdeicheln in des Doctor Jonas der Rom[ischen] Kai[serlichen] M[ajestät] vice Cantzlers hauß. Hussen vor dem hauß da ist ein hanen, den mag man vf vnd zu thun.

(30v) Vom Plater hauß gath er hinab zuem Armen Spittal, pleibt.

Das annder theil von Sannt Niclaus Stockbrunnen gath ins kropff brunnen, pleibt.

[Marginalie zu fol. 29r: # Noch ist ein Theylung daselbst beym Carthüser huß so jetzt dessen von Kranznaws ist, die gäth in den Newen Brunnen in der hindern wolffhüli, pleipt].

Ursprung des Kruckhen Brunnen so kürztlich von newem in dise Statt gelytet worden, ver-zichnet vff Sant Anthonien tag Anno 1559.

Im Grien neben Balthasar Müllers Schleiffen entspringen zwo quellen, vnd göndt die Tychel us beiden Brunnstuben herab neben Jacoben Wincklers des Plattners Ballier Müli vnd des alten Claus Gruoben Schleiffen ob der herren Matten inn ein Theilploch zesamen.

Vnd further inn ainer Teychel durch der herren Matten herab biß zu dem Schwabs Bad in den andern Theilploch, da ist ein Theilung.

Vnd geht die aine durch die Gerberaw in den Brunnen bei dem Gerber Thörlin.

(31r) Von dannen further hinab inn den Brunnen vor dem Tenenbacher hof,

Von Jetz gemellten Brunnen göndt Teichell durch die Vischerhaw in den Brunnen im Spittal-bad. Vom Spittalbad in den Brunnen im Schlachthus.

Vom Schlachthus ins Paradeiß Bad, pleibt.

Volgendis von dem obgemelten Theilploch beym Schwabs Bad göth ain Teichel durch den Müle-bach, vnder dem Schwabs Thor herin zur Oberlinden fur des von Krantznaws huß, durch die vorder Wolffhüli hinab vnd durch die Nußbaums gassen zu Sant Christoffels Thor hinus in die Newenburg biß zue dem Huss in der Gruoben vnd zum Bilger, daselbst ist ein theilung.

Die aine göth in die Vitschmans gassen in den newen Brunnen hinder allen heiligen am eckh, pleibt.

Die ander göth hinab in Sant Niclaus Bronnen, dann der alt Brunnen laufft nit mehr in die Newenburg, sondern pleibt im Rinder Brunnen bey Sant Christoffels Thor.

Vnd ein wenig bass hinab ob Sant Niclausen

(31v) Kirchen, da ist wider ein Theilung, gath das ain theil hinab in den Kropff Brunnen, pleibt. Das ander theil von diser theilung goth die gassen hindere fur Doctor Jacob Jonas huß (in wel-ches auch ein Brunnen göth von disem deichel) Ins Plater huss.

Vom Plater huss göth er hinab zum Armen Spittal, pleibt.



# Das „große Sterben“ im Freiburger Umland

Von  
KONRAD M. MÜLLER

Waren die Jahrhunderte des Mittelalters – wie der Aus-der-Ferne-Blickende sagt – „finster“? Es gab sicher zu allen Zeiten als „finster“ zu bezeichnende Ereignisse. Strahlend sollte die Zeit der Stadtgründungen genannt werden können: Freiheiten und Rechte u.a. waren die Errungenschaften der Stadtbürger. Sie besaßen, was der Landbevölkerung fehlte. Auf was die Städter verzichten mussten, war Platz. Die Stadthäuser drängten sich auf engstem Raum. Möglichst hoch gebaut und in die Straße hineinragend standen die Gebäude. Doch dieses Zusammenleben in der engen Stadt barg auch Gefahren. Als die Pest um die Mitte des 14. Jahrhunderts aus dem Orient das Abendland wie eine Welle überflutete und ein Drittel, teilweise sogar die Hälfte und mehr Opfer forderte, war noch nicht bekannt, dass diese Seuche immer wiederkehren würde. Sie blieb als andauernde Gefahr jahrhundertlang in der Stadt hängen. Wenn im Folgenden von der Pest die Rede ist, dann sind damit grundsätzlich die großen Seuchen gemeint, die bis in das 19. Jahrhundert Europa heimsuchten und allgemein mit der Bezeichnung „Pest“ belegt werden. Ob es sich dabei um die von dem Bakterium „Yersinia pestis“ verursachte Krankheit handelte, muss aus heutiger Sicht in vielen Fällen angezweifelt werden. Sollte es sich dennoch um die „richtige“ Pest gehandelt haben, dann wurde diese durch Ratten, die auf den Handelsschiffen in jeden beliebigen Hafen des Mittelmeeres gelangen konnten, mitgebracht. Im Rattenpelz aber lebten Flöhe, die wiederum die Krankheitserreger der Pest trugen. Mit den Ratten und infizierten Kranken wanderte die Pest unerkannt von Ort zu Ort. Inmitten der eng zusammengebauten Häuser fühlte sich die Ratte und auch der Floh wohl. Dieser lebte vom Blut der Ratte solange, bis das Pestbakterium in die Blutbahn der Ratte gelangte. Die Ratte starb und die Flöhe suchten sich frisches Blut, am liebsten bei den menschlichen Hausbewohnern. So begann die Menschenpest. Mit Fieber und schweren Kopfschmerzen brach sie aus. Nach und nach erkrankten die Organe, an den Lymphknoten entwickelten sich die sogenannten „Pestbeulen“ und nach wenigen Tagen trat der Tod ein. Nach einiger Zeit verebbte die Pest, um dann wenige Jahrzehnte später wiederzukehren. Verheerend war z.B. in Freiburg die Pest von 1564. Täglich starben 20 bis 30 Personen. Vom Juli dieses Jahres bis Weihnachten starben ungefähr 2.000 Freiburger. Die Pestgeschichte Freiburgs<sup>1</sup> soll nun mit der Geschichte der Umlandgemeinden – jedoch ohne die Kaiserstuhlgemeinden – fortgesetzt werden.

## Südlich von Freiburg

### Günterstal

Während es für Freiburg schwierig ist, selbst die Pestjahre 1348 bis 1350 konkret nachzuweisen, so enthalten die Annalen des Klosters Günterstal sogar ältere Aufzeichnungen, die eine derartige Seuche in den Jahren 1313 und 1314 belegen: „Und verhängnisvollerweise gesellte sich hierzu in den oberen Rheingegenden eine pestilenzische Seuche, welche an verschiedenen

---

<sup>1</sup> KONRAD M. MÜLLER: Das „Große Sterben“ in Freiburg, in: Alemannisches Jahrbuch 2005/2006 (2008), S. 363-391.

Orten beinahe die ganze Bevölkerung hinwegraffte. Hiedurch blieben zahlreiche Güter unbebaut liegen, was eine schwere Theuerung der Lebensmittel nach sich zog.“ Dieser eher allgemeinen Notiz kann nun nicht entnommen werden, dass das Kloster von der Pest oder einer vergleichbaren Seuche betroffen war, aber dass der Klosterschreiber das Auftreten überhaupt für bemerkenswert hielt.<sup>2</sup>

Als 1480 Regen ohne Ende das Tal überschwemmte und selbst im Klostergebäude das Wasser stand, folgte auf die anschließende Hungersnot „ein allgemeines Sterben. Denn die Menge des Schlammes mit den verwesenden Körpern unzähliger im Wasser umgekommener Thiere vergiftete die Luft und erzeugte eine pestartige Krankheit, welche ins dritte Jahr ihre Opfer kostete. Auch im Kloster zu Günterstal raffte sie manches Leben hin weg und hinterließ bei den Überlebenden eine schmerzliche, seelentrübende Stimmung.“<sup>3</sup> Dieses Ereignis geschah in der Amtszeit der Äbtissin Verena I. Tegelin von Wangen und wurde von Johannes Meyer (1462-1485), der Beichtvater im Kloster Adelhausen war, ebenfalls beschrieben: *Es sturben öch vil der alten swesteren, es word öch im jar Christi 1480 nit allein am rin ein grosser usbruch des wassers, der da grossen schaden tett, sondern öch die fliessenden wasser ze Friburg brachen zermal schedlich vs, dz sy die bruggen vnd vil heiser hinfürten; vnd kam öch dz wasser in dz closter Adelhusen, vnd zer gieng nit on schaden, won kurtzlich darna kam öch die pestilenz in dz closter vnder die swestern, also dz ir in einem somer sturben 11 swesteren, on andern schaden, den dz closter enpfieng in andern dingen.*<sup>4</sup>

Wenige Jahre später suchte die „Pestilenz“ das Kloster Günterstal erneut heim: *Anno Domini 1485 was ein grosser Sterbet. Do sturben im Closter 11 gewileter<sup>5</sup> und 2 Kind' von S. Margarethentag bis S. Michelstag, und bliben so wenig, daß wir nit mochten das groß' Gebet thuen! Uf sant Margarethentag, do sturben Ursel von Bolsenheim und Ursel von Erzingen an der Pestilenz.*<sup>6</sup>

Danach ist bis zum Dreißigjährigen Krieg in der Klostergeschichte nichts mehr über eine derartige Seuche berichtet worden. Erst in den Jahren 1627 und 1628, als auch andernorts die Pest wütete, war Dorf und Kloster Günterstal wieder betroffen.

#### Au, Bollschweil, Horben, Merzhausen, Sölden und Wittnau

Für die Hexentalgemeinden Merzhausen, Au, Wittnau, Sölden und Bollschweil sind nur wenige Nachrichten über das Auftreten der Pest bekannt.

Merzhausen hatte nach dem Bauernkrieg nur 13 bewohnte Gebäude – 10 Häuser, 1 Pfarrhaus, 1 Witwenhaus, 1 Haus, in dem einige Waisen leben, eine verbrannte Hofstatt und 1 leere Hütte – und entsprechend klein war die Einwohnerzahl. Wenn, was anzunehmen ist, bis zum Ende des Jahrhunderts die Bevölkerung nicht viel mehr anstieg, dann müssen die drei im Jahre 1594 an der Pest Verstorbenen Angst und Schrecken vorbereitet haben. Am 13. November

<sup>2</sup> JOSEPH BADER: Die Schicksale des ehemaligen Frauenstifts Günterstal bei Freiburg, in: Freiburger Diözesan-Archiv 5 (1870), S. 119-206, hier S. 152.

<sup>3</sup> Ebd., S. 166, sowie ERNST DREHER: Günterstal. Seine Geschichte von den Anfängen bis zur Klosterauflösung im Jahre 1806. Die Gemeinde Günterstal zwischen 1806 und 1830, Lahr 2004, S. 53.

<sup>4</sup> JOSEPH KÖNIG: Die Chronik von Anna von Munzingen, in: Freiburger Diözesan-Archiv 13 (1880), S. 129-236, hier S. 136f.

<sup>5</sup> JOHANN ADAM KRAUS: „Geweihte und ungeweihte“ Schwestern, in: Hohenzollerische Heimat 14 (1964), S. 12: ... schwarze Weyl [abgeleitet von velum = Schleier] ... Die Weihung und Weyhlung wird nur Jungfrauen erteilt, die zum Chor verordnet sind. Aber den andern Schwestern wird allein der weiße Weyl oder Schlayer der Conversen zugeteilt.

<sup>6</sup> BADER (wie Anm. 2), S. 167-169, sowie DREHER (wie Anm. 3), S. 53f. Vgl. hierzu den Text in: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 2, hg. von FRANZ JOSEPH MONE, Karlsruhe 1854, S. 136-138.

wurde als erster Pesttoter Andreas Zeller, am 15. November Maria Starck und am 26. November Petrus Holzinger *in cemiterio Mertzhausiano*, d.h. auf dem Friedhof an der Kirche bzw. Kapelle beerdigt.<sup>7</sup>

Überliefert ist, dass bereits 1427 die Pfarreien Merzhausen, Wittnau, Sölden und Bollschweil in Erinnerung an jene Pestzeiten jährlich in Prozession zur Hl.-Kreuz-Reliquie nach Günterstal gezogen sind. Dies wird noch vom Jahre 1784 berichtet. In gleicher Weise kamen, wie in einem alten Merzhauser Kalender vermerkt, in den Pestzeiten gelobte Bitt- und Dankprozessionen mit Kreuz und Fahnen von Freiburg, St. Ulrich, Bollschweil, Kirchhofen, Pfaffenweiler, Ebringen, St. Georgen, Lehen, Wiehre, Merzhausen und Wittnau nach Sölden zum Markusfest am 25. April.<sup>8</sup>

Für Horben ist zu Beginn des 17. Jahrhunderts das Auftreten einer pestartigen Seuche belegt. Wie den Quellen zu entnehmen ist, wurden im Januar 1608 die Freiburger Stadttore besonders gut bewacht, da *zu Horben ... die böse Sucht eingerissen sein solle*.<sup>9</sup>

### Kirchhofen

Vor dem 17. Jahrhundert wird über Seuchenjahre und andere Notzeiten in Kirchhofen nichts berichtet. Bekannt ist, dass während des Dreißigjährigen Kriegs das Dorf 1633 durch ein Massaker weitestgehend entvölkert wurde. Es ist daher denkbar, dass aus diesem Grund die Pest, die im Lande wütete, in Kirchhofen kein Opfer mehr fand. Allerdings gibt es zum Gedenken an diese Zeit in der Wallfahrtskirche einen Altar des hl. Sebastian, der als Nothelfer in Pestzeiten galt. An ihm trafen sich die Mitglieder der Sebastiansbruderschaft. Der Altar wird durch den hl. Rochus, der neben Sebastian als weiterer Heiliger gegen die Pest angerufen wurde, flankiert.<sup>10</sup>

### Staufen

Die Überlieferung von Seuchen im Mittelalter ist für Staufen eher spärlich. In den Jahren von 1315 bis 1317 soll eine Epidemie geherrscht haben, über deren Krankheitsbild aber keine Angaben gemacht werden. Auf das Grassieren des „schwarzen Todes“, wie die Pest auch genannt wurde, 1348 bis 1350 ist für Staufen allenfalls indirekt durch ein zeitgenössisches Ereignis zu schließen. Im Jahre 1350 sollen in Staufen Geißler aufgetreten sein. Diese religiös fanatische Gruppe zog warnend vor der Pest und vor allem die Schuld daran den Juden zuschiebend landauf und landab. Im 16. Jahrhundert wird dann die Pest nachweisbar. Zu dieser Zeit gab es in Staufen 113 Bürgerhäuser, also um 500 Einwohner. 1502 und 1529 sind ohne nähere Angaben als Pestjahre bezeichnet. Als aber die Pest im Jahre 1564 kaum eine Familie der Stadt verschonte, war der Platz auf dem Friedhof an der Pfarrkirche St. Martin für alle Toten zu klein. Freiherr Anton von Staufen holte die Erlaubnis für die Verlegung beim Bischof in Konstanz ein, aber diese traf erst nach dem Ende der Pest ein. Nicht als historisches Dokument ist es zu bewerten, wenn Stadtpfarrer Weitzel den Ölberg an der Kirche „sagen“ lässt: *Vor zweihundert Jahren stand ich neben der Kirche auf eurem einstigen Pestfriedhof und hütete die Gräber der vor Jahrhunderten an der Pest gestorbenen Staufener. Heute stehe ich auf dem neuen Friedhof und hüte die Gräber der in den letzten Kriegen Verstorbenen. Alles ist Wiederholung*.<sup>11</sup> Als

<sup>7</sup> Merzhausen 1200 Jahre alt, in: Die Gemeinde 109 (1986), S. 453-457; ANTON MERKLE: Au im Hexental. Zur Geschichte des Breisgaudorfes, Freiburg 1981, S. 35 und 46.

<sup>8</sup> FRANZ KERN: Sölden. Die Geschichte eines kleinen Dorfes, Sölden 1995, S. 48.

<sup>9</sup> FRITZ KRAEMER: Pestbekämpfung und -abwehr in Freiburg im Breisgau von 1550 bis 1750, Dissertation, Freiburg 1987, S. 46.

<sup>10</sup> GUSTAV VEITH: Ehemalige Herrschaft Kirchhofen im Breisgau. Chronik mit besonderer Berücksichtigung des Heldentodes der 300 Kirchhofener im 30jährigen Kriege, Freiburg 1904; KARL BECKER: Die Pfarr- und Wallfahrtskirche zu Kirchhofen i.Br., Kirchhofen 1971.

<sup>11</sup> WILHELM WEITZEL: Der Staufener Ölberg des Christian Wenzinger, Staufen 1964.

1595 die Pest erneut ausbrach, wurde der Platz vor der Stadtmauer, der den Flurnamen „Gottesackergrärten“ trägt, für die Beerdigung der Pesttoten eingerichtet. Auf der Flurkarte ist dieses Gebiet auf der anderen Seite der Straße an der Friedhofskapelle am Bahngleis eingezeichnet. Die Kapelle wurde 1597 auf dem neuen Siechenfriedhof gebaut und dem hl. Sebastian geweiht. Im Dreißigjährigen Krieg wurde die Kapelle verwüstet und 1652 wieder aufgebaut. Auf das Türmchen ist ein Doppelkreuz gesetzt, das als Abwehrkreuz gegen die Pest gilt und dafür verwendet wurde. Die Ausstattung der Kapelle gibt ansonsten keine weiteren Hinweise zur Pest.

Auf eine Besonderheit in Pestzeiten lässt sich anhand der Flurnamenerklärung schließen. Der „Bauretsmarkt“, durch das Nichtmehrverstehen zu Bauholzmarkt verändert, ist ein Platz, zu dem ein Weg zur Gemarkung Grunern von der Straße ins Münstertal abzweigt. An diesem Platz konnten die von ihren Mitmenschen isoliert lebenden Pestkranken Staufens die notwendigen Lebensmittel, die ihnen hierher gebracht wurden, abholen. Eine nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung eines Flurbereichs in Grunern, der jetzt zum „Unterer Steiner“ gehört, heißt „Kai-bengässle“. Diese Gasse soll zu einem Platz geführt haben, wo Tieraas und vielleicht manchmal an einer Seuche (Pest?) Verstorbene beerdigt wurden.

Die nächste Pest traf Staufen vermutlich bereits 1625 während des Dreißigjährigen Krieg. Der Sache nach überlebte nur eine Frau: „Nach der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Kriegs soll die Stadt Staufen infolge der Pest ganz ausgestorben gewesen seyn bis auf eine Magd (in's Barbier alt Maiers Haus). Diese ging eines Morgens an den obern Brunnen, um Trinkwasser zu holen. Als sie dort ankam, sah sie einen Handwerksgelesen bei des obern Martins Haus auf einem Ecksteine sitzen. Sie sagte zu ihm: ob er nicht wisse, daß der Ort ganz ausgestorben sey? – Der Handwerksbursche erwiderte: er komme eben hierher gereist und wolle auf diesem Stein ein wenig ausruhen; er bitte von ihr einen Trunk Wasser, sonst, sagte er, wäre er gesund! – Die Magd gab ihm zu trinken und setzte naiv hinzu: ‚Wir wollen einander heiraten und die Stadt, so Gott will, wieder bevölkern.‘ – Der Handwerksbursche war nicht abgeneigt, sie wurden einig, schlossen das Ehebündniß und erfüllten später die Worte der Schrift: Wachset und vermehrt euch!. Noch heut zu Tage aber ist jener Eckstein zu sehen vor Fr. Xaver Martins Haus. Später, bemerkt die Sage weiter, sey dieses Ehepaar nach dem Dorfe Grunern gezogen sein, weil es ihm in Staufen nicht mehr gefallen habe.“

In Staufen gibt es zwei Kapellen, die insbesondere mit Krankheiten verbunden sind. Derselbe oben zitierte Legendenerzähler nennt die außerhalb Staufens gelegene Gotthardskapelle Pestkapelle, „weil durch seine [Gotthardus] Fürbitte die Pest abgewendet worden“ sei. Als die Pest über Staufen hereinbrach, wurde diesen Kranken die Gotthardskapelle zugewiesen, damit sie dort bis zum Tod oder bis zur Genesung einen Zufluchtsort hatten. Zugleich war die Kapelle aber auch ein Gotteshaus für die Leprosen. Der Konflikt mit den Aussätzigen wurde dadurch gelöst, dass diese fortan bei der Magdalenenkapelle Schutz fanden.<sup>12</sup>

### Münstertal

Die einzelnen Ortsteile der Talgemeinde Münstertal werden in der Klostersgeschichte von St. Trudpert mit ihren entsprechenden Ereignissen erwähnt. Von der Pest, der oft eine Hungersnot vorausging, ist erst in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs die Rede und auch da werden nur andeutungsweise Bemerkungen gemacht. Es ist überliefert, dass seit etwa 1626 jährlich Pestfälle auftraten. 1633 konnte sogar wegen der Seuche die Wahl von Georg Garnet (1633-1665)

<sup>12</sup> FRIDOLIN MAYER: Geschichte des eh. St. Gallischen Dorfes Norsingen, Staufen 1928, S. 37; WERNER SCHÄFFNER: Flurnamen, Straßennamen, Sagen und Erzählungen von Staufen, Grunern und Wettelbrunn, Staufen 2005, S. 13, 22, 46 und 102f.; Staufen im Breisgau. Geschichte und Gegenwart, hg. von ELISABETH ERDMANN, Freiburg 1989, S. 24; LUCIAN REICH: Wanderblüthen aus dem Gedenkbuche eines Malers, Karlsruhe 1855 (Nachdruck Freiburg 1981), S. 31f. und 45; MAX RIEPLE: Die ausgestorbene Stadt Staufen, in: Die Markgrafschaft 1964/Heft 1, S. 15f.





Abb. 1 Pestkorb aus der Kirche St. Arbogast in Ballrechten-Dottingen (Foto: Müller).

zum neuen Abt von St. Trudpert nicht im Münstertal stattfinden, weshalb die Zusammenkunft der Mönche in das Kloster Sion bei Klingnau in der Schweiz verlegt werden musste.

Wer den Zugang zur Pestgeschichte aus kunsthistorischer Sicht sucht, wird in der Klosterkirche von St. Trudpert fündig. In einer der nördlichen Seitenkapellen steht der Sebastiansaltar. Das Altargemälde von J. C. Stauder aus dem Jahr 1724 zeigt den hl. Sebastian zusammen mit dem hl. Rochus. Auch eine Hausfigur des hl. Sebastian von 1790 am ehemaligen Schlosserhaus im Ortsteil Münster verdient Erwähnung.

Darüber hinaus soll auf dem sogenannten „Prestenberg“ ein Pesthaus gestanden haben. Der Name geht auf das Wort „Gepresten“ zurück, womit manchmal die Pest umschrieben wurde.<sup>13</sup>

#### Ballrechten und Dottingen

Die Geschichte der heute gemeinsam verwalteten Orte ist auch in der Vergangenheit schwer einzeln darzustellen. 1526 gab es in Ballrechten 19 Häuser, Pfarrhaus und vielleicht noch 2 Häuser für alleinstehende Personen. In Dottingen, Tottiken hieß es in jener Zeit, standen 14 Häuser und eine leer stehende Mühle. Wie viele Personen in beiden Orten in den Pestjahren 1629 und 1630 starben, ist nicht überliefert. Was aber aus jener Zeit erhalten blieb, ist der Pestkorb, der auf dem Kirchenspeicher von St. Arbogast im Ortsteil Dottingen aufbewahrt wird. Ein Weidenkorb mit sechs Griffen, ungefähr 2 m lang. Mit dieser Trage wurden die Pestleichen zu einem nicht mehr bekannten Massengrab gebracht (Abb. 1). In Ballrechten wurde der Sebastianstag (20. Januar) über einhundert Jahre als Dorffeiertag gehalten. Erst durch das Verbot durch Kaiser Joseph II. im Jahre 1782 ging diese Tradition zu Ende.<sup>14</sup>

#### Sulzburg

Für Sulzburg ist eine Seuche während des Dreißigjährigen Kriegs dank eines Kirchenbucheintrags belegt. Johannes Fecht, Pfarrer von 1630 bis 1674, machte hierzu im Totenbuch folgende Eintragung: *Um diese Zeit, nämlich vom 4. Januar 1633, sind wir verjagt worden, ebenso hat*

<sup>13</sup> WILLIBALD STROHMEYER: Die politischen Schicksale des Klosters und der Herrschaft St. Trudpert im Laufe der Jahrhunderte, in: Freiburger Diözesan-Archiv NF 39 (1932), S. 168-238, hier S. 190; WALTER VETTER: Kunst im Münstertal, Freiburg 1975.

<sup>14</sup> MAYER (wie Anm. 12), S. 37; ALFRED LÖFFLER: Der Wein- und Erholungsort Ballrechten-Dottingen aus alter und neuer Zeit, Freiburg 1983.

*man am 11. Oktober fliehen müssen und der Ort in Feindeshand gewesen, bis zu meiner Revokation und während der Zeit sind bis 5. August 1634 an der damals regierenden Seuche, der hitzigen Hauptkrankheit 108 Personen gestorben. Die Meisten waren von auswärts und hierher geflohen.*<sup>15</sup>

#### Heitersheim

Als Pest bezeichnete Seuchen haben Heitersheim 1420 und 1482 heimgesucht. In letzterem Jahr soll das Auftreten dadurch verursacht worden sein, dass nach einer Überschwemmung zahllose verendete Tiere die Luft sprichwörtlich verpesteten. Danach wurde die Gemeinde über hundert Jahre von der Krankheit verschont, ehe diese im Dreißigjährigen Krieg erneut wütete. Hierbei ist der Rückgang innerhalb der Heitersheimer Bevölkerung – vor dem Krieg 800 und nach dem Krieg 400 Einwohner – sicher nicht allein der Pest zuzuschreiben, sondern auch der Brandschatzung und Plünderung.<sup>16</sup>

Bei der Betrachtung der Gemälde in der Schlosskirche werden Erinnerungen an das „große Sterben“ wach. Am linken Seitenaltar betet der hl. Karl Borromäus vor der Muttergottes. Um seinen Hals hängt der Bußstrick, den er bei der Pestprozession durch Mailand trug. Karl Borromäus hatte als Mailänder Kardinal dafür gesorgt, dass die Pestkranken Hilfe fanden, die Toten begraben wurden und durch Gebet und andere fromme Handlungen himmlische Unterstützung erfuhren. Am rechten Seitenaltar ist auf dem Gemälde der hl. Ludwig<sup>17</sup> dargestellt. Er wurde auf seinem Kreuzzug bei Tunis von der Pest dahingerafft, nachdem er in der Wüste noch die Nelke<sup>18</sup> als gegen die Pest wirksam fand. Unter der Empore ist auf einem weiteren Gemälde noch einmal der hl. Karl Borromäus dargestellt. Er reicht die letzte Wegzehrung einem Pestkranken.

#### Eschbach

Bis zum Beginn des Dreißigjährigen Kriegs lebten hier in 53 Häusern annähernd 300 Personen. 1634 wurde die Pest ins Dorf geschleppt. Der Pfarrer – vermutlich der Franziskanerpater Johannes Emesius (1628-1634) aus Heitersheim – notierte allerdings nur, dass in der Gemeinde viele gestorben seien. Kilian Schwarz, Pfarrer von 1635 bis 1649, hatte danach lediglich noch eine kleine Gemeinde mit 32 Familien zu betreuen. In dieser Zeit taufte er insgesamt gerade einmal 20 Kinder.<sup>19</sup>

#### Hartheim

Die Pest von 1474 – für 1349 wird sie vermutet – forderte in Hartheim viele Opfer. Die Erinnerung daran wird aber durch eine anderes Ereignis übertroffen: In dieser Zeit übte Peter Hagenbach, Landvogt Herzog Karls des Kühnen von Burgund, sein Schreckensregiment aus. Trotz der Pest hielt er am 21. Februar 1474 in der Herrenstube zu Breisach ein Tanzfest ab. Auf den letzten Tanz, bei dem sich die Teilnehmer das Gesicht schwärzten, soll das Kinderspiel

<sup>15</sup> EDUARD MARTINI: Sulzburg. Eine Stadt-, Bergwerks- und Waldgeschichte. Nach größtenteils handschriftlichen Quellen und Erforschungen an Ort und Stelle zusammengestellt, Freiburg 1880, S. 100-102; KLAUS DESSECKER: Die kirchlichen Verhältnisse der Stadt Sulzburg vom Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart, in: ANNELIESE MÜLLER/JOST GROSSPIETSCH: Geschichte der Stadt Sulzburg, Bd. 2: Bemerkungen zur frühen Geschichte und zur frühen Neuzeit, Freiburg 2005, S. 132.

<sup>16</sup> HANS FÜNFELD: Die Geschichte der Stadt Heitersheim von den Anfängen bis zur Säkularisation, in: Das Markgräflerland 1964/Heft 1, S. 129-136.

<sup>17</sup> Vgl. hierzu die Darstellung König Ludwigs am Seitenaltar in Grunern.

<sup>18</sup> KONRAD M. MÜLLER: Pestpflanzen. Heilkräuter wider den Schwarzen Tod, Freiburg 2005, S. 90.

<sup>19</sup> URSULA HUGGLE: Geschichte des Dorfes – Ein Gang durch die Jahrhunderte, in: Eschbach. Lebenslauf eines Dorfes, bearb. von ULRIKE ROEDLING, Eschbach 1993, S. 41-189; DIES.: Für unser' Müh und Arbeit nit ein Korn. Dörflicher Alltag im 16. Jahrhundert. Eschbach bei Staufen unter der Herrschaft Rappoltstein (Themen der Landeskunde 7), Bühl 1996.

„Wer fürchtet sich vor'm schwarzen Mann“ zurückgehen. In einer dazu verfassten Reimchronik wird Hagenbach als der böse Betrüger vorgeführt, der schlimmer zu bewerten sei als der „schwarze Mann“, die Pest.<sup>20</sup>

### Schlatt

Der Ort Schlatt geht auf den Orden der Lazariter zurück, die sich, wie eine Urkundenfälschung behauptet, am 28. August 1220 bei der dort befindlichen heilkräftigen Quelle nahe der heutigen Kirche niederließen, wobei als tatsächliches Datum der Stiftung der 25. Februar 1277 gilt. Der Orden richtete hier ein Leprosorium für die Aussätzigen ein. Durch Schuldenanhäufung und vielleicht auch durch Auswirkungen der Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts ging der Besitz am 19. April 1362 an die Komturei der Johanniter in Freiburg über.

Namensgeber der ersten Kirche war der hl. Lazarus. Bei einem späteren Patroziniumswechsel trat der Quellenheilige Apollinaris an seine Stelle. Als die Pestzeiten begannen, wurde dieser wiederum durch den hl. Sebastian als neuen Kirchenpatron ersetzt. In den Jahrhunderten danach grassierte die Pest erneut 1420 und 1633 in Schlatt.

Die Kirche war einst ausgemalt. Unter den Resten der Wandmalereien aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts fand sich ein Kopf mit Schriftband und dem Wort „Bastianus“. Der Hauptaltar (Neugestaltung der Kirche zwischen 1724 und 1764) mit Gemälde stellt eine übliche Szene aus dem Martyrium des hl. Sebastian dar, ebenso auch die Figur und die Prozessionsvortragegestange (1754 oder 1758). Die Sebastiansglocke ist mehr unter ihrem volkstümlichen Namen „Hungerglocke“ bekannt. Sie erinnert nicht an Pestzeiten, sondern an das Hungerjahr 1817, in dem sie gegossen wurde. Eine andere Glocke von 1725 trägt zur Erinnerung das Doppelkreuz als Abwehrzeichen gegen die Pest.<sup>21</sup>

Der in Vergessenheit geratene Flurname „Bei dem schwarzen Kreuz“ ist nur noch bei älteren Leuten unter der Bezeichnung „Schwarz Kritzliacker“ bekannt. Vor der Flurbereinigung lag dieser Acker am Ortsausgang Richtung Tunsel. Heute ist das Gelände Teil einer Gärtnerei. Wie lange dort schon kein Kreuz mehr steht oder ob sich überhaupt eines dort befand, ist nicht mehr zu klären. Die Bezeichnung „schwarzes Kreuz“ wird in der Flurnamensforschung so gedeutet, dass wegen der Pest ein solches Kreuz aufgestellt wurde.<sup>22</sup>

### Bad Krozingen

Die Pestgeschichte Bad Krozingens ist quellenmäßig kaum belegt. Vor dem Dreißigjährigen Krieg kann nur aus den Beziehungen zu Basel im 14. und 15. Jahrhundert eine Furcht vor dem „schwarzen Tod“ erkannt werden: Der Pestpatron in Basel war der hl. Alban von Mainz (Festtag am 21. Juni), der auch von den Krozingern ausgewählt wurde. Er wird meist enthauptet, seinen Kopf in den Händen haltend, dargestellt. Nicht so auf dem Altarbild der Epistelseite (vom Betrachter aus rechts) und dem Deckengemälde im Kirchenschiff: Hier ist der (wiederhergestellte) Heilige bereits in den Himmel aufgenommen und mit der Siegespalme in der Hand zu sehen (Abb. 2). Das Altarbild stammt aus dem Jahr 1875 und wurde für den Kunstverlag Gypens gemalt. Die Figuren zur Seite des St.-Alban-Altars sind von der Hand Johann Georg Dolds, darunter der hl. Rochus, der auf seine Pestbeule hinweist.

<sup>20</sup> ALFONS KIND: 1200 Jahre Hartheim a. Rh., in: Festschrift mit Programm und Geschichtsbeschreibung, Staufen ca. 1935; Reimchronik, in: MONE (wie Anm. 6), Kap. 76-85.

<sup>21</sup> OTHMAR HEGGELBACHER: Die Kommende des Lazaritenordens in Schlatt im Breisgau, in: Freiburger Diözesan-Archiv 74 (1954), S. 169-180; KAY PETER JANKRIFF: Leprose als Streiter Gottes. Institutionalisierung und Organisation des Ordens vom Heiligen Lazarus zu Jerusalem von seinen Anfängen bis zum Jahre 1350 (Vita regularis 4), Münster 1996; PETER KUNER: St. Sebastian Bad Krozingen-Schlatt, Horb-Bittelbronn 1993.

<sup>22</sup> ERNST SCHNEIDER: Die sprachliche und volkskundliche Bedeutung der „Kreuz“-Flurnamen Badens, in: Freiburger Diözesan-Archiv 71 (1951), S. 134-178, hier S. 174.

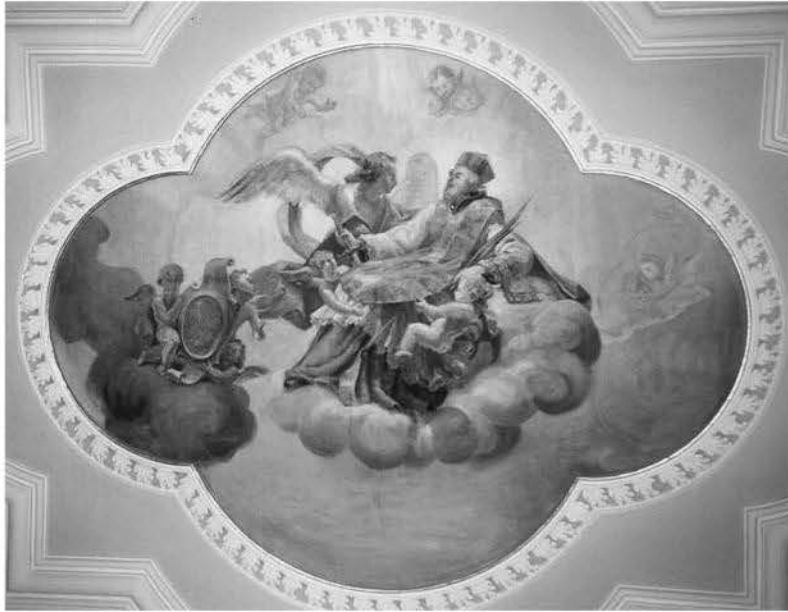


Abb. 2 Hl. Alban auf dem Deckengemälde der Pfarrkirche von Bad Krozingen (Foto: Müller).

Zumindest ein Pestjahr ist durch einen Grabstein in der Pfarrkirche belegt: Der Bauer Christen Enderlin starb zusammen mit sieben (auf dem Grabstein stehen nur sechs Namen) Söhnen und acht (auf dem Grabstein ebenfalls nur sechs Namen) Töchtern am 9. August 1616 – angeblich – an der Pest. Dieses Jahr ist sonst nirgends als Pestjahr bekannt, trotzdem soll nach einer mündlichen Überlieferung diese Familie bis auf die Ehefrau an der Seuche gestorben sein.<sup>23</sup>

Grabsteintext:

links:

*Hie wart Ich vf das  
jungst Gericht O Got  
nach meinen verde  
nst nu richt O Mensch  
Bei betracht dein Le  
ben der Welt pracht  
thun bald urlaub geben*

rechts:

*Dan ob schon All vn  
ser Sin vnd mudt  
Alhie Steht nach  
Gros Ehr vnd guott  
vnd mir Es alles Er  
werben so ligen mir  
nider vnd sterben*

Über den dargestellten Kindern stehen folgende Namen:

*Simma Johanes Jacob  
Michel Adam  
Schrstan*

*Barbara Schristein Anna  
Annamaria  
Kadria  
vrsla*

Text unter der Darstellung der Familie:

*Im Jor 1616 Den 9 Tag Augst Monat Ist in Got  
verscheiden Der Erbar Cristen Enderli Alhie ver Gr  
ben Der Sel vnd Al Crist Gleibigen selen Der Al  
mechtige Gott Gnedig vnd Barmhertzig Sein  
wel Amenn*

<sup>23</sup> Sankt Albanus Bad Krozingen, hg. vom katholischen Pfarramt, Stuttgart 1962, S. 6. Im Vorwort schreibt Pfarrer Hauser, dass L. Intlekofer aus bekannten und unbekanntem Quellen diesen Kirchenführer erstellte; MANFRED HERMANN: Kath. Pfarrkirche St. Alban, Bad Krozingen, Lindenberg 2005.



Abb. 3 Hl. Barbara und hl. Rosalia auf einem Gemälde in der Kapelle von Öhlinsweiler (Foto: Müller).

*Im Jor 1627 den 10 Tag Brochmonat Ist In Gott  
verscheiden die Dugentsame frauw Maria Issachin  
Deren selen seie dr Almechtig Gott Genedig vnd Ba  
rmhertzig sein wele AMENN*

#### Pfaffenweiler und Öhlinsweiler

Da entsprechende Schriftquellen fehlen, muss es offen bleiben, ob der in der Mitte des 14. Jahrhunderts nachgewiesene Bevölkerungsrückgang Pfaffenweilers durch die Pest verursacht wurde. Auch in den folgenden Jahrhunderten wird bis zum Dreißigjährigen Krieg nichts über Seuchen berichtet, weshalb nicht gesagt werden kann, wie viele Opfer dem Krieg, dem Hunger oder der Pest zuzurechnen sind. Dass es einen gravierenden Einschnitt in der Einwohnerzahl zu verzeichnen gab, belegt die Tatsache, dass 1770 noch immer weniger Häuser bewohnt waren als im 16. Jahrhundert.

Während als Pestheiliger in der hiesigen Gegend meist Sebastian genannt wird, ist in Pfaffenweiler bzw. Öhlinsweiler eine nördlich der Alpen selten verehrte Heilige in dieser Funktion anzutreffen: die hl. Rosalia. Sie ist in der Kapelle von Öhlinsweiler neben der hl. Barbara als gleichrangige Kirchenpatronin auf einem Gemälde dargestellt (Abb. 3). Diese Eremitin, in einer Höhle am Monte Pellegrino lebende Heilige (gestorben um 1160, Gedenktag 4. August) ist die Pestpatronin von Sizilien und besonders von Palermo. Das von Dominik Weber gemalte Altarbild in der Kirche von Pfaffenweiler stellt die hl. Rosalia vor ihrer Höhle mit einem Kreuz in der Hand zusammen mit der hl. Barbara dar. An die Verehrung der Pestheiligen erinnert folgende Gedenktafel: *ANNO 1723 HAT DER HOCHGELEHRT UND WOLL EHRWIRTH: HERR ADAM VOLHÄRBST GEWÄSTER PFAHRER IN SIGELLAUW. GEBIRTHIG ALHIER. IN DISE CAPAELEN DIE STIFTUNG GEMACHT DAS WOCHENDLICH EIN H: MÄS UND AN S: ROSALIA TAG EIN GESUNGENS AMBT SOL GEHALTEN WERDEN DER LIEBE GOT WOL IHME UND UNS ALLEN DAS EWIGE LEBEN UERLEIHEN. AMEN.*

Außerdem erhielt eine am 16. Mai 1716 geweihte und 1804 neu gegossene Glocke die Inschrift: *Zu Ehr der St. Barbara u. St. Rosalia ist diese Glocke unter Pflugschaft des Ignaz Haupt und Joseph Dierenbach von Oehlinweiler, durch Sebastian Bauer von Freiburg gegossen worden. Der Zeit war Simon Luhr Vogt 1804.*

Das Steinkreuz von 1762 in der Umfriedungsmauer nennt auf der Sockelinschrift ebenfalls die Heilige: *Zu Ehr / Gottes und / Den SS: Jun= / gfrauwen Mar= / terin Barbra / Und Roslja ist / Daß Creitz An. / Hero Gewjdmel / worden den 3 Augustj / Anno 1762.*

Auch in der Pfaffenweiler St.-Columba-Kirche wird durch ein Fenster auf die hl. Rosalia hingewiesen.

Selbst wenn der hl. Sebastian hinter die hl. Rosalia zurücktritt, ist er nicht vergessen: Bis 1744 wurde der 20. Januar als sein Gedenktag mit großer Prozession begangen und bis 1740 fand ihm zu Ehren eine Wallfahrt nach Kirchhofen statt, die später durch eine Prozession in die Öhlinweiler Kirche ersetzt wurde.<sup>24</sup>

### Ebringen

Vier Hinweise lassen sich über die Pest im St. Gallischen Besitz und Dorf Ebringen finden. Zunächst in den Jahren 1497 bis 1502, als im ganzen Land ein „großes Sterben“ zu verzeichnen war. Der Ebringer Pfarrer Ildephons von Arx erwähnt die Seuche 1584/85: „Im Jahre 1588 starb Hug Gerwig von Hohenlandenberg und sein Leichnam wurde in der Kirche zu Ebringen auf der linken Seite des Chores beigesetzt, wo laut eines Grabsteins schon vorher im Jahre 1585 eines von seinen Kindern war begraben worden, das vielleicht an der Pest, die im Jahre 1584 zu wüthen angefangen hatte, gestorben war.“

1629 sowie 1633 bis 1635 verlor das Winzendorf wiederum eine unbekannte Einwohnerzahl durch die Pest. Noch 1633 schreibt Abt Pius Reher von St. Gallen, dass in Ebringen die Leute sprichwörtlich „wie an der Pest“ starben. Hungersnot und Seuche wechselten sich ab. Den kai- serlichen folgten feindliche Truppen und verheeren das Dorf.

Ein im Volksmund als „Pestkreuz“ bezeichnetes Kruzifix befindet sich vor dem Haus Schönbergstr. 87 nahe der Pfarrkirche. Eine Beziehung zur gleichnamigen Seuche ist aufgrund seiner angenommenen Errichtung im 18. Jahrhundert auszuschließen.<sup>25</sup>

### Schallstadt, Wolfenweiler, Mengen und Leutersberg

Die Dörfer Schallstadt und Wolfenweiler wurden im Dreißigjährigen Krieg wegen ihrer badi- schen und damit evangelischen Zugehörigkeit von den benachbarten katholischen Dörfern als Feinde angesehen. So verwundert es nicht, dass die Truppen der katholischen Liga unter General Tilly besonders diese beiden Ortschaften verheerten und auch die Pest zurück ließen, nachdem sie abzogen. Eine genaue Zahl, wie viele Personen infolge des Krieges und wie viele wegen der Pest starben, ist nicht überliefert. Bekannt ist, dass um 1655 in Schallstadt wieder 14 Familien lebten, von denen drei aus der Schweiz hierher kamen.<sup>26</sup>

<sup>24</sup> EDMUND WEEGER: Pfaffenweiler – eine Ortsgeschichte, Freiburg 1997; MANFRED HERMANN: Pfarrkirche St. Columba Pfaffenweiler, München/Zürich 1983.

<sup>25</sup> TRAUGOTT HEUSER: 850 Jahre Kirche Wolfenweiler, Freiburg 1989, S. 18; ILDEPHONS VON ARX: Geschichte der Herrschaft Ebringen im Jahre 1792 aus alten Urkunden gezogen, dem Drucke übergeben von JOSEPH BOOZ, Freiburg 1860, S. 48; CLAUDIETER SCHOTT: Dorf und Gemeinde Ebringen, in: Ebringen. Herrschaft und Gemeinde, Bd. 1, hg. von CLAUDIETER SCHOTT und EDMUND WEEGER, Freiburg 1992, S. 111-148; MANFRED HERMANN: Kath. Pfarrkirche St. Gallus und Otmar Ebringen, München 1987, S. 3; HILDEGUND SCHRÖDER: Das Holzkreuz der Familie Schmidt, in: Kleindenkmale, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Ebringer Dorfgeschichte (Ebringer Dorfgeschichten 4), Ebringen 2011 (in Vorbereitung).

<sup>26</sup> FRIEDRICH KONRAD STORK/FRIEDRICH-WILHELM KÖNIG: 1200 Jahre heimatliches Schallstadt, in: 1200 Jahre Schallstadt. Aus Geschichte und Heimatgeschichte, heimischen Vereinen und Verbänden, Wirtschaft, Handel und Gewerbe. 779-1979, hg. von FRIEDRICH-WILHELM KÖNIG, Schallstadt 1979, S. 18-31; TRAUGOTT HEUSER: Aus der Geschichte der Pfarrei Wolfenweiler, in: ebd., S. 33-40.



Abb. 4 Bildstock mit einem Doppelbalkenkreuz, sogenanntes „Caravaca-Kreuz“, in Freiburg-St. Georgen (Foto: Müller).

Auch an Mengen ging der Dreißigjährige Krieg nicht spurlos vorüber. Wohnten 1569/70 in 54 Häuser noch ungefähr 300 Personen, so hatte von den noch hier hausenden 26 Familien nur ein Viertel der Personen Pest und Hungersnot der Jahre 1633/34 überlebt. Wer konnte, war in die Schweiz geflohen. Als 1651 wieder ein Pfarrer nach Mengen kam, machte er eine Aufstellung über die Pfarrgemeinde: Zu 36 Familien gehörten 72 Erwachsene mit 58 Kindern, davon waren zehn Familien aus der Schweiz zugewandert.<sup>27</sup>

Der Ortschronik von Freiburg-St. Georgen ist zu entnehmen, dass im benachbarten Leutersberg am 6. September 1627 der „schwarze Tod“ ausbrach und man bis in das Folgejahr darunter zu leiden hatte.<sup>28</sup>

#### (Freiburg-)St. Georgen

In St. Georgen bei Freiburg und seinen ehemaligen Ortsteilen Uffhausen und Wendlingen begann am 6. September 1627 die Pest zu wüten und endete erst nach einem Jahr.

In der Kirche St. Georg wurde 1748 ein neuer Sebastiansaltar aufgestellt. Von diesem Altar könnte die Sebastiansfigur stammen, die jetzt am Chorbogen steht. Auch eine Rochusstatue von 1710/12 gab es vermutlich dort.

In der Malteserordenstr. 5 befindet sich ein Kruzifix aus dem Jahr 1755, das ein Doppelbalkenkreuz<sup>29</sup> trägt, und bei Haus Nr. 32 gibt es einen Bildstock, das ebenfalls ein Doppelbalken-

<sup>27</sup> MANFRED HERMANN: Die beginnende Neuzeit und das Kriegsgeschehen 1622-1714, in: 1225 Jahre Mengen. 776-2001, hg. vom Verein für Dorfgeschichte Schallstadt-Mengen-Wolfenweiler, Freiburg 2001, S. 89.

<sup>28</sup> HANS STÄRK: Freiburg-St. Georgen, Freiburg 1964, S. 172.

<sup>29</sup> Pestkreuze in Form des Caravaca-Kreuzes (Spanisches Kreuz) können aus unterschiedlichen Materialien und Größen sein. Meist ist es mit drei Querbalken ausgestattet, aber diesseits der Alpen enthielt das Kreuz auch oft nur zwei Querbalken.

kreuz enthält (Abb. 4). Es ist denkbar, dass bei der Aufstellung der Kreuze die Häuser dieser Straße besonders vor der Pest geschützt werden sollten, da sie vor dem ehemals ersten bzw. letzten Gebäude der Straße stehen.<sup>30</sup>

## Westlich von Freiburg

### Betzenhausen, Lehen und Hochdorf

Nach der Überlieferung grassierte 1584 in Betzenhausen die Pest und im Januar 1608 in Lehen die sogenannte „böse Krankheit“.<sup>31</sup>

Erinnert man sich an Pestjahre, wird in der volkstümlichen Überlieferung immer dazu geneigt, mehr oder weniger stark zu übertreiben. So auch in Hochdorf, wo es heißt, dass in verschiedenen Kriegs- und Hungerjahren die Krankheit ausbrach: 1564 und 1633. Hierzu passt die Legende, wonach die Hochdorfer Bürger in einer Pestzeit ein Gelübde abgelegt hätten: Sollte die Gemeinde von der Seuche verschont bleiben, dann werde sie eine Stiftung machen. Das Wunder geschah, die Umgebung von Hochdorf litt unter der Epidemie, während hier wie auf einer Insel niemand erkrankte. Wann dies geschah, ist unbekannt. Allerdings gibt es eine Stiftung, der sogenannte „Frühe Freitag“, auf den das Versprechen zurückgehen soll. Aus dem „Frühen Freitag“ wurde um 1840 der „Führ Freitag“, später als „Hagelfreitag“ bezeichnet. Dieser Tag wurde offenbar genauso feierlich begangen wie das Patrozinium, denn die Ausgaben des Pfarrers waren nach den Gemeinderechnungen für beide Amtshandlungen gleich hoch. Noch ausgiebiger zelebriert wurde der Festtag des hl. Sebastian, Nebenpatron in der Martinskirche und Ortspatron. Auch Nachbargemeinden hatten an der Feier Anteil: Am 20. Januar 1903 wurde der ortsansässige Geistliche von zwei auswärtigen Pfarrern unterstützt, wodurch auch die Ausgaben für das Sebastiansfest auf 6,24 Mark stiegen. In der Dorfkirche selbst ist ein Seitenaltar dem hl. Sebastian geweiht. Darüber hinaus zeigen zwei Figuren des Heiligen – im Chor als Märtyrer und im Schiff als triumphierender Heiliger im Himmel – seine Bedeutung für die Gemeinde. Außerdem gab es eine Sebastiansbruderschaft, die 1602/03 bestätigt wurde und folglich deren Gründung durchaus Jahre zuvor erfolgt sein könnte.<sup>32</sup>

### Die Gemeinden in der March: Buchheim, Holzhausen, Hugstetten und Neuershausen

Als Ende der 1620er-Jahre über die Orte in der March die Pest hereinbrach, blieb zunächst lediglich Hugstetten davon verschont. Wenige Jahre danach forderte dann auch hier der „schwarze Tod“ seine Opfer und die Bevölkerung, die ursprünglich 200 bis 250 Personen umfasste, schmolz um zwei Drittel. Erst 1666 stieg ihre Zahl wieder auf ungefähr 100 Einwohner.

Lediglich in der Pfarrkirche St. Georg in Buchheim lässt darüber hinaus ein Hinweis auf die Pest finden. Diese Kirche besitzt eine Figur des hl. Rochus von einem ehemaligen Altar aus dem Jahre 1760.<sup>33</sup>

<sup>30</sup> STÄRK (wie Anm. 28), S. 172.

<sup>31</sup> KRAEMER (wie Anm. 9), S. 43 und 46.

<sup>32</sup> Hochdorf. Eine geographische und geschichtliche Ortsbeschreibung, hg. zur 1200-Jahr-Feier im Auftrag der Ortsverwaltung Freiburg-Hochdorf von HEINRICH GRANER, Freiburg 1974; HEINRICH GRANER/KLAUS HASERODT/FRANZ SMRZKA: Freiburg-Hochdorf. Aus der Geschichte des Stadtteiles, Freiburg <sup>2</sup>1994; BETTINA MAY-SCHILLOK: Benedikt Gambs, ein Allgäuer Maler im Breisgau, in: Freiburger Diözesan-Archiv 108 (1988), S. 341-396, hier S. 346 mit Abb.

<sup>33</sup> LUDWIG REITHMEYER: Hugstetten, aus seiner Vorgeschichte und Chronik, Nachdruck von Mitteilungen des Erzbischöflichen Pfarramts Hugstetten, Beilage Heft 1/8 1956-1958, March 1980; WOLFGANG ENGESSER: Hugstetener Geschichte im Überblick, in: Blätter zur Heimatgeschichte der March 1991, S. 2-10; Holzhausen. Ein Dorf der March, Redaktion THOMAS STEFFENS, March 1995; THOMAS STEFFENS: Die frühe Neuzeit, in: 1200 Jahre Neuershausen. 789-1989, Redaktion THOMAS STEFFENS, March 1989, S. 79-152; HERMANN BROMMER/THOMAS STEFFENS: March. Reich an Geschichte und Kunst, Lindenberg 2002, S. 93.



## Umkirch

In Umkirch steht eine der ältesten Kirchen der Region. Im Rahmen der Kirchengeschichte ist beiläufig einiges über sonst vernachlässigte Vorkommnisse überliefert. Ein glaubhafter Bericht weiß von zwei Überschwemmungen 1302 und 1480 zu berichten, in deren Folge alle Nahrungsmittel verfaulten und eine Seuche (Pest?) ausbrach. 1564 und 1584 trat die Pest erneut auf, wobei nicht überliefert ist, wie viele Personen daran starben.

Boten, die der Regentin Vorderösterreichs, Erzherzogin Claudia, während des Dreißigjährigen Kriegs Bericht über die Bevölkerung erstatteten, konnten in Umkirch keine lebende Seele registrieren. Erst nach dem Krieg kamen aus einem Versteck beim Krämeracker zwei oder vier Familien ins Dorf zurück. Knapp zehn Jahre nach Friedensschluss lebten 1656 in Umkirch wieder ungefähr so viele wie im 16. Jahrhundert.

Die Verehrung des hl. Sebastian ist heute noch in der Pfarrkirche allgegenwärtig, z.B. durch das Gemälde von Johann Caspar Brenzinger am rechten Seitenaltar, auf dem der Pestheilige zusammen mit dem hl. Wendelin dargestellt ist. Ebenso sind zwei Sebastiansfiguren zu nennen, eine neben dem linken Seitenaltar und die andere auf der Empore. Auch eine Glocke ist dem hl. Sebastian geweiht. Darüber hinaus ist der bei der Pflege von Pestkranken selbst an der Seuche gestorbene hl. Aloisius im Oberbild des Anna-Altars zu sehen.<sup>34</sup>

Die Gemeinden am Tuniberg: Gottenheim, Munzingen, Opfingen, Tiengen und Waltershofen  
Die Pestgeschichte der einzelnen Tuniberg-Gemeinden ist weitestgehend identisch. Mal gibt es für den einen, mal für den anderen Ort eine Nachricht, die aber leicht austauschbar wäre. Gottenheim war z.B. 1564, 1608 und dann wieder 1633 im Dreißigjährigen Krieg von der Pest betroffen. In Opfingen ist die Pest für das Jahr 1544 überliefert. Ihr ging sowohl eine Missernte als auch eine anschließende Hungersnot voraus. Die Pestilenz von 1627/28 betraf vor allem Opfingen und Munzingen. In Opfingen gab es am Ende des Dreißigjährigen Kriegs noch 25 Familien und in Tiengen blieben von 60 Einwohnern weniger als 34 übrig. Aus dem Jahr 1659 wird berichtet: ... *hatten die Tiengener vor dem Krieg 34 Pflüge auf dem Feld eingesetzt, so waren es nun 18 Pflüge*. 1608 grassierte laut einem Bericht die böse Sucht in Waltershofen.<sup>35</sup>

### Gündlingen, Merdingen, Ober- und Niederrimsingen

In Gündlingen reduziert sich die Überlieferung zur Pest auf ein Jahr. Im Jahre 1627/28, so wird berichtet, sollte die Seuche die Ortschaft heimgesucht haben.<sup>36</sup>

In der Dorfgeschichte von Merdingen fehlt das Thema fast gänzlich. Bekannt ist nur ein auf den Maler Franz Joseph Spiegel zurückgehendes Gemälde, das eine Pestszene zeigt. Der hl. Karl kniet vor dem Kreuz und bittet Gott um Hilfe vor der Pest. Aber nicht die Erinnerung an

<sup>34</sup> VINZENZ KREMP: Geschichte des Dorfes Umkirch, Bd. 1: Kirche und Kirchengemeinden, Umkirch 1981; DERS.: Geschichte des Dorfes Umkirch, Bd. 2: Herren, Herrschaften, Obrigkeiten und Gemeinde, Umkirch 1984; DERS.: „Wer kennt die Sippen, nennt die Namen? Sie waren weder Herrn noch Damen“, Nachtragsbd., Umkirch 1995; KRAEMER (wie Anm. 9), S. 43.

<sup>35</sup> Geschichte des zur Markgrafschaft Baden-Durlach ehemals Hochberg-Badenweiler'schen Herrschaft „niedere Vogtei“ gehörigen Ortes Opfingen, bearb. von JAKOB BOSSERT, Freiburg 1904; HANS SCHADEK: Krieg und Frieden – Tiengen in der frühen Neuzeit, in: Tiengen. Eine Tuniberg-Gemeinde im Wandel der Jahrhunderte. Zur 1100-Jahr-Feier 1988, hg. von der Stadt Freiburg und bearb. von HANS SCHADEK, Neuenburg 1987, S. 65-108; Tiengen 1100 Jahre. 888-1988. Dokumentation über das Jubiläumsjahr, Redaktion FRIEDHELM MEERMANN, Freiburg 1989; LIA KUHN/WALTER FAULER: Gottenheim. Kurzchronik 1086-1986, hg. von der Gemeinde Gottenheim, Gottenheim 1986; KRAEMER (wie Anm. 9), S. 46.

<sup>36</sup> HORST BUSZELLO/HANS SCHADEK: Alltag der Stadt – Alltag der Bürger. Wirtschaftskrisen, soziale Not und neue Aufgaben der Verwaltung zwischen Bauernkrieg und Westfälischem Frieden, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1994, S. 124f.

Pestzeiten sollte das Thema sein, sondern jene an Karl Borromäus. Spiegler schreibt an die Deutschordenskommende Freiburg am 16. Februar 1741: ... *hab mich lang bedenkht was verfertigen solle das anstendig sein mechte, ist mir entlichen St. Carolus Boromäus als dero namens Patron eingefallen, mit dem Stükh angethan worden Creuz knyent gott umb abwendung der Pestilenz bittet.*<sup>37</sup>

Weiter zurück reichen Überlieferungen, die die beiden Ortschaften Ober- und Niederrimsingen betreffen. Im Pestjahr 1584 muss die Seuche so verheerend gewesen, dass die Pfarrei Ober-rimsingen aufgehoben wurde. Während des Dreißigjährigen Kriegs konnten die Gesandten der Erzherzogin Claudia in Niederrimsingen keine Bewohner mehr antreffen. Ob daran auch der „schwarze Tod“ schuld war, muss Spekulation bleiben. Später kamen einige Flüchtlinge zurück, die sich in Verstecken am Tuniberg aufhielten, darunter sieben Familien. Bis das erste Kind wieder getauft werden konnte, dauerte es noch bis 1659.<sup>38</sup>

## Östlich von Freiburg

### Ebnet

In der Dorfgeschichte gibt es keine Hinweise darauf, dass Ebnet jemals von der Pest heimgesucht wurde. Auch die Kunstgeschichte gibt nur für die Nachpestzeit zwei Beispiele: In der Pfarrkirche St. Hilarius befindet sich am linken Seitenaltar ein Gemälde von Benedikt Gambs, entstanden um 1750, mit dem hl. Sebastian. Außerdem ist an der größten Kirchturm-glocke neben dem Kirchenpatron und anderen Heiligen auch der hl. Sebastian zu sehen.<sup>39</sup>

### Stegen

Die Geschichte der Schlosskapelle, die vor den Dreißigjährigen Krieg zurückreicht, könnte leicht die Vermutung begründen, dass zu ihr ein Pestereignis gehört. Am 21. Oktober (Gedenktag der hl. Ursula) 1517 wurde die Stiftung einer Muttergotteskapelle niedergeschrieben. Der Ursulatag ist zu beachten, denn die hl. Ursula gehörte neben dem hl. Stephan, hl. Georg, hl. Nikolaus und der hl. Margaretha zu den Kapellenpatronen. Zu dieser Zeit war hier folglich keine Sebastianskapelle. Außerdem geht aus dem Stiftungsbrief nicht hervor, ob es eine Vorgängerkapelle gab oder ob diese neu errichtet wurde.

Abt Speckle von St. Peter muss noch andere Quellen gekannt haben, denn er behauptet, dass die Kapelle mit Friedhof das erste christliche Gebäude der Gegend sei, worauf vielleicht der Stein im Fenstersims mit eingemeißelter Jahreszahl 1504 hinweist. In dem genannten Jahr soll Hans von Reischach, der Besitzer des Schlosses zu Weiler (Weyler), den Bau der Kapelle in Auftrag gegeben haben. Das dort befindliche Gemälde des hl. Sebastian mit dem Schloss, der Kapelle und der Burg Wiesneck stammt aus dem 16. Jahrhundert. In diese Zeit könnte auch die Gründung einer Sebastiansbruderschaft zurückreichen, obgleich der älteste Nachweis ihrer Existenz aus dem Jahr 1663 stammt. Die Kapelle diente wohl den Mitgliedern als Versammlungsort. Dies dürfte ein Grund dafür sein, weshalb sich der Name Sebastianskapelle als Bezeichnung durchsetzte. Zur Kapellenausstattung gehörten eine Glocke von 1731 mit dem hl. Sebastian, eine Sebastiansfahne, die 1884 Dominik Weber aus St. Peter anfertigte, und ein Rundbild des hl. Sebastian nach Art der Nazarener an der Langhausdecke, das um 1894 der Freiburger Kunstmaler Joseph Schultis malte.

<sup>37</sup> HERMANN BROMMER: Merdingen. Rebdorf am Tuniberg, reich an Geschichte und Kunst, München u.a. 1989; MICHAELA NEUBERT: Franz Josef Spiegler 1691-1757. Die künstlerische Entwicklung des Tafelbildmalers und Freskanten (Schwäbische Geschichtsquellen und Forschungen 27), Weißenhorn 2007, S. 532. Das Gemälde gilt als verschollen.

<sup>38</sup> GEORG BOHRER/WILLI KIESER: Kurze Heimatgeschichte von Oberrimsingen, Oberrimsingen 1961; GEORG BOHRER/WOLFGANG SUPPAN: Rimsingen – zwei Gemeinden – ein Ursprung, in: Der Lichtgang 1989/Heft 2/3, S. 23-26.

<sup>39</sup> ADOLF SCHMID: Ebnet im Dreisamtal, Freiburg 1999.

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass sich im andernorts gesicherten Pestjahr 1611 die Seuche möglicherweise auch in Stegen bemerkbar gemacht hat. Es gibt einen Berain von 1610, in dem Mathäus Tengler, Besitzer des „Schemberslehen“ (heute Räuohlehof), und Hans Hilttin, Inhaber des Bauernhofs „Zum Brunnen“ (heute Reckenhof), genannt sind. Beide Namen sind in späteren Dokumenten nicht mehr nachzuweisen. Dass die Familien an der Pest starben, kann nicht ausgeschlossen werden.<sup>40</sup>

### Zarten und Kirchzarten

Für Zarten sind lediglich in den Jahren 1627/28 Pestfälle überliefert, wobei über deren Auswirkungen nichts bekannt ist. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang ein in den Jahren 1987 bis 1991 an der St. Johanneskapelle angelegter Kräutergarten mit Heilpflanzen, die in Pestzeiten als Medizin gegen die Krankheit eingesetzt wurden.<sup>41</sup>

Erstmals belegt ist die Pest in Kirchzarten 1567. Auf dem Weg nach Freiburg, wo Erzherzog Ferdinand in besagtem Jahr einen Landtag halten wollte, nahm er seinen Weg von Villingen nicht durchs Höllental, sondern über Waldkirch, da im ganzen Kirchzartener Tal die sterbende Läufe, also die Pest wütete. Die nächsten Pestwellen trafen die Gemeinde 1611 und 1629. In diesen Jahren sind 1200 Menschen der Seuche zum Opfer gefallen. Einen Hinweis, wo die Leichen begraben wurden, gibt es nicht. Der Friedhof bei der St.-Gallus-Kirche hat sie aufgrund seiner geringen Größe sicher nicht aufnehmen können.

Es ist anzunehmen, dass der hl. Sebastian bereits zu diesen Pestzeiten verehrt und angerufen wurde. Ihm ist der linke Seitenaltar in der Pfarrkirche gewidmet. Aus der alten Kirche wurde 1513 der Altar übernommen, der u. a. dem hl. Sebastian und dem hl. Jodok (Fieber, auch Pest) geweiht war. Dieser Altar wurde 1666 durch einen neuen ersetzt, der von Bischof Sigismund von Konstanz dem hl. Sebastian konsekriert wurde. Die jetzt dort aufgestellte Figur wurde von Anton Xaver Hauser 1763/65 auf Veranlassung der Sebastiansbruderschaft geschaffen. Der rechte Seitenaltar war ursprünglich der hl. Katharina von Siena geweiht, die selbst die Pest erlebt und Kranke allein durch ihr Wort geheilt hat. 1737 erhielt die Decke ein Fresko durch den Maler Johann Michael Saur, auf dem der hl. Sebastian rechts und links mit dem hl. Gallus und dem hl. Magnus dargestellt ist und mit der Inschrift versehen: *Sagittae tuae infixae sunt mihi* (Hiob 6,4). „Deine Pfeile“ sind Gottes Pfeile – bekanntlich wird die Pest durch Gott mit Hilfe von Pfeilen übertragen, die, wie Hiob klagt, in ihm stecken.

Auch in der bei Kirchzarten liegenden Wallfahrtskapelle auf dem Giersberg sind die beiden Pestheiligen wiederzufinden. Johann Pfunner malte sie in Deckenmedaillons: den hl. Sebastian mit zwei Pfeilen in der Hand und den hl. Rochus mit Pestbeule und Engel zur Seite.

Das nächste Mal drohte die Pest zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Am 20. Januar 1711 gründete der Talvogt Franz Christoph Hug von Hugenstein des *Hayligen Martyrers Sebastiani Bruderschaft* zu Kirchzarten. In der Einleitung des Bruderschaftsbuchs gab er an, dass eine ansteckende Seuche bevorstehe: *... vor einigen Jahren mit größtem Schröcken auß dem Norden vernohmene betrübteste Post, wie daß nemblich der Orthen unzählbar tausend der Menschen durch die laydige Contagion hingeraffet werden, als auch in unserem Vatterlandt in disem Jahr eingerissene vilerley gefährlich ansteckende pestilentzische Seuch und Kranckheiten unsere Hertzen und Gemüther dergestalten mit Schröcken, Kummer und Ängsten angefillt, daß wir nach dem Allerhöchsten auch zur Mutter Gottes Maria und zu dem allgemeinen Pest – Patronen, dem Hayligen Ertz – Martyrer Sebastianum unsere Zuflucht nehmen.* Die Einwohner sollten als Mitglieder am Sebastiansaltar durch besondere Andachten ihr Heil suchen. Schon im

<sup>40</sup> MAXIMILIAN WALTER: Geschichte der Gemeinde Stegen, Stegen 1920, S. 78-80, 118f. und 130-133; MANFRED MÜLLER: Schloßkapelle Stegen-Weiler, Ottoheuren 1987, S. 5.

<sup>41</sup> MÜLLER (wie Anm. 18).

Gründungsjahr ließen sich über hundert Männer und Frauen in das Bruderschaftsbuch eintragen. Das von Lehrer Reber darin auf der letzten Seite niedergeschriebene Sebastiansgebet lautete wie folgt:

|  |   |
|--|---|
| O Heiliger Sebastian,<br>bey dir klopfen wir Sünder an.<br>Sey uns schutzreiche Stadt,<br>alwo die Pest kein Herberg hat.<br>Behied das ganz Kirchzarter Thal<br>und uns zusammen alzu mahl. | Vor Pest und sonst vergif'ter Sucht<br>zu dir wir nehmen unser Zuflucht.<br>Gleich wie dir gibt das Ehren-Zweyg,<br>und bleibt dein's Lobs ewiger Zeig.<br>Die Stadt Freyburg, die aus Pestes Noth<br>hast erlöst. – O bitt für uns Gott! |
|--|---|

Im Oktober 1784 wurde die Sebastiansbruderschaft durch Kaiser Josef II. aufgehoben. 1812 als Rosenkranzbruderschaft neu gegründet, pflegte diese ebenfalls die Verehrung des hl. Sebastian.<sup>42</sup>

### Oberried

Gibt es in kleinen Gemeinden ein Kloster, kann die Überlieferung zu den wichtigen Ereignissen in der Klostersgeschichte mit denen der Ortsgeschichte zusammenfallen. Dies trifft auf das Wilhelmitenkloster in Oberried zu, dessen Annalen (*Historia Monasterii Coronae Mariae*) 1348, 1401, 1407 und 1628 von der Pest berichten: *Zu alledem kam nun im Jahre 1348 eine seit Christi Geburt noch nie so fürchterlich aufgetretene Pest. So scharf war der Giftstoff derselben, daß der Atem eines von weitem herkommenden Pestkranken zur Ansteckung genügte. Man schob die Schuld an diesem grauenvollen Zustand auf die Juden; sie wären Ursache an dem Ausbruche der Pest, weil sie die Quellen und Brunnen vergiftet hätten. Längere Zeit ist hierauf Ruhe in dieser Hinsicht, bis im Jahre 1401 wiederum eine pestartige ansteckende Krankheit ausbrach, deren Wesen den Aerzten unbekannt war. Zum Jahre 1407 heißt es: Eine noch nie dagewesene Seuche bricht aus, nämlich in der Nase entstand ein Nießen, mit solcher Heftigkeit, daß sehr viele daran erstickten. Seit dieser Zeit kam die Sitte auf, zu den Nießenden Gesundheit zu sagen. 1628 sind drei aus dem Convent an der Pest gestorben, nämlich P. Jakob Rummel, Organist, Fr. Markus Fetscher, Fr. Andreas, der Koch. In diesem Pestjahr wurde das Wallfahrtskreuz auf dem Kreuzaltar am 20. Mai aufgerichtet.*

Nach einer Sage, die mit ähnlichem Inhalt auch aus anderen Orten überliefert ist, soll sich im Goldberg bei Oberried einst eine reiche Goldgrube, St. Martin genannt, befunden haben. Darin wurde hinter einer silbernen Türe ein goldenes Standbild des Heiligen aufbewahrt. Wegen eines bevorstehenden Krieges wurde der Bergbau nach 1521 eingestellt. Die Bergleute schlossen die Grube mit einer eisenbeschlagenen Tür und schütteten den Eingang zusätzlich mit Erde und Steinen zu. Hierdurch gelang es ihnen, das Bergwerk den Augen der Feinde zu entziehen, die sich mit der Plünderung und Verbrennung der Hoch- und Schmelzgebäude begnügen mußten. Kaum war es wieder ruhiger geworden, so kam die Pest und raffte die Bergmänner weg oder trieb sie in entfernte Gegenden. In acht Tagen starben zwölf Mann, Frauen und Kinder. Zwei überlebende Bergarbeiter flohen in das schweizerische Solothurn. Dort wollte der eine das Ende der Seuche abwarten, traute sich aber nicht zurück. Daher schrieb er nieder, wo der Fund gemacht werden kann: *Der diese Schrift nach meinem Tod findet, gehe auf Oberried, neben diesen zwei Linden, allwo St. Wilhelmer und Zastler Tal zusammenfällt gegen Mittag liegt am rechten Ufer am St. Wilhelmer Wasser an dem Kabesspitz rechts, unten auf der*

<sup>42</sup> KRAEMER (wie Anm. 9), S. 40; JAKOB SAUR: Aus der Geschichte der Pfarrei und der Pfarrkirche in Kirchzarten, in: Alemannische Heimat Nr. 8 vom 3. Mai 1936; MANFRED HERMANN: Die Bildhauersippe Hauser in Kirchzarten, Schlettstatt und Freiburg i.Br., in: Badische Heimat 52 (1972), S. 2-148, hier S. 14; GÜNTHER HASELIER: Kirchzarten. Geographie-Geschichte-Gegenwart, Kirchzarten 1966; MAX WEBER: Geschichte der Pfarrei Kirchzarten, Nachtragsband zu Kirchzarten von GÜNTHER HASELIER, Kirchzarten 1967.



Abb. 5 Seit dem Pestjahr 1634 jährlich am Pfingstsonntag abgehaltene Prozession in Buchenbach unter Beteiligung der Nachbarorte Unteribental, Wagensteig und Falkensteig (Foto: Müller).

*Fläche geht die Mündung hinein und zieht sich gegen Mittag in elf Stunden oder Schirm. Solothurn, den 19. März 1527. David Ludau. Gefunden und geöffnet wurde besagte Grube bis heute nicht.<sup>43</sup>*

#### Buchenbach, Falkensteig, Unteribental und Wagensteig

In Buchenbach grassierte die Pest in den Jahren 1627/28. Wie viele der Dorfbewohner Buchenbachs daran starben, ist nicht verzeichnet. Nur wenige Zeit später, 1634, muss die Seuche wiedergekehrt sein, da die Überlebenden ein für alle Zeiten geltendes Gelübde abgelegt haben, wonach sie die Abhaltung einer Sakramentsprozession versprachen. Der Beteiligung an der Prozession schlossen sich auch die Nachbarorte Unteribental, Wagensteig und Falkensteig an. An jedem Pfingstsonntagnachmittag findet die Prozession nach Art der Fronleichnamsprozession ohne Stationen noch heute statt (Abb. 5). Darüber hinaus erinnert in Buchenbach der Sebastiansaltar in der St.-Blasius-Kirche an die Pest. 1765 wurde die Figur des hl. Sebastian, jetzt an der östlichen Langhauswand, von Anton Xaver Hauser geschaffen.<sup>44</sup>

<sup>43</sup> FERDINAND GIEBLER: Die Geschichte des Wilhelmitenklosters Oberried, Riegel 1911; WENDELIN DUDA: Die Sagen des Dreisamtals, Freiburg 2005, S. 45f., aus B. BAADER, nach amtlichen Verhandlungen, Volkssagen Nr. 51, 1859; EGON SCHWÄR: Sagen in Oberried, Stegen <sup>3</sup>2008, S. 36-40.

<sup>44</sup> Unsere Heimat Buchenbach. Vom Kirchspiel zur Gemeinde, hg. von URSULA HUGGLE und ULRIKE RÖDLING, Buchenbach 1996. Zur Pestprozession siehe Badische Zeitung vom 9. Juni 2000.



Abb. 6 Kreuz an der Außenwand der Pestkapelle beim ehemaligen Wirtshaus „Zum Adler“ im Höllental (Foto: Müller).

Die Bewohner des nur wenige Häuser umfassenden Dorfes Falkensteig scheinen um 1700 von einer pestartigen Seuche heimgesucht worden zu sein, wobei über die Zahl der Toten nichts bekannt ist. Aufgrund eines Gelübdes wurde der geschnitzte „Heiland von Falkensteig“ angefertigt. Ein fast lebensgroßer Kruzifixus mit schwarzem Bart, etwas weiten Ohren und der Dornenkrone auf dem Haupt ist an einen breiten Kreuzesstamm genagelt. Seit mindestens 150 Jahren ziert er die Wand am Haus Höllenstr. 15.<sup>45</sup>

Talaufwärts im Höllental steht unter Bäumen die frisch renovierte Pestkapelle beim ehemaligen Wirtshaus „Zum Adler“. Die heutige Kapelle stiftete das Ehepaar Johann und Maria Hensler im Jahre 1816. Der Name „Pestkapelle“ könnte einerseits darauf hindeuten, dass es eine Vorgängerkapelle gab, die möglicherweise im Zusammenhang mit der Pestepidemie 1567, als Erzherzog Ferdinand über den Schwarzwald nach Freiburg zog, errichtet wurde. Andererseits ist aufgrund eines Gesuchs von Johann Michael Vogt vom 28. August 1770 an den zuständigen Dekan von Breisach bekannt, dass die Kapelle der Muttergottes geweiht war. Nur zu besonderen Zeiten wurden eine Figur des hl. Sebastian und der Muttergottes auf den Altar gestellt (Abb. 6).<sup>46</sup>

#### St. Peter

Die Geschichte des Klosters und seines gleichnamigen Dorfes ist eng mit der Geschichte seiner Äbte verbunden. Während der Amtszeit von Abt Berthold II. (1322-1349) grassierte der

<sup>45</sup> HERMANN MAYER: Falkenstein und die Falkensteiner in Geschichte und Sage, in: Breisgauer Chronik 4 (1914) S. 13-16; HANS KONRAD SCHNEIDER/FRITZ RÖHRL: Zauberes Dreisamtal. Lieblingstal im Schwarzwald, Freiburg 1983, S. 190-192; HERMANN ALTHAUS: Kreuze, Bildstöcke und Grenzsteine im Dreisamtal und dessen Umgebung. Historische und religiöse Kleindenkmäler, Freiburg 2002, S. 154.

<sup>46</sup> MANFRED HERMANN: Breitenau/Schwarzwald, München-Zürich 1979, S. 486-490; Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 81/2 und 79/3204; Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), A3/442; HUBERT LUSCHKA: Das Höllental bis zum Ausgange des Dreißigjährigen Krieges, Freiburg 1903; ALFONS SCHÄFER: Die Höllentalstraße, in: Geschichte · Wirtschaft · Gesellschaft, Festschrift für Clemens Bauer, hg. von ERICH HASSINGER u.a., Berlin 1974, S. 110-151; FRANZ KERN: Das Dreisamtal mit seinen Kapellen und Wallfahrten, Freiburg 1985; ALTHAUS (wie Anm. 45).

„schwarze Tod“ 1348/49 im gesamten Abendland. Unter Abt Peter I. von Thannheim (1357-1366) suchte eine pestartige Krankheit das gesamte Oberrheingebiet heim. Ganze Familien wurden ausgelöscht und Felder blieben unbebaut, was eine Verteuerung der Lebensmittel zur Folge hatte. Selbst vor den Äbten machte die Krankheit nicht halt: 1449 starb Konrad von Hofen an der Pest. In die Amtszeit von Johannes VIII. Schwab (1609-1612) fällt das Pestjahr 1610. Der Abt verordnete daraufhin am Fest Kreuzauffindung (3. Mai) eine Prozession zur Wallfahrtskirche auf dem Lindenberg, worin sich ebenfalls eine Figur des hl. Sebastian befindet.

Interessant sind in diesem Zusammenhang die 1752/53 von Hofmaler Franz Ludwig Hermann gestalteten Porträts der Äbte, die sich im Kreuzgang befinden und deren Sockel Malereien aufweisen, die zur Pestgeschichte gehören. Beim 21. Abt Heinrich III. Salati ist der pestverkündende Komet, beim 26. Abt Johannes IV. Kanzler ein Totengräber mit Pestleiche im Karren und beim 36. Abt Peter III. Gremelsbach die Wallfahrtskirche auf dem Lindenberg dargestellt.

Nach so vielen Hinweisen zur Pestgeschichte ist zu erwarten, dass auch die Klosterkirche selbst noch mit entsprechenden Gemälden aufwartet. Den Hochaltar außer Acht gelassen, fällt der Blick auf den 1727 von Jakob Lellandella geschaffenen rechten Seitenaltar, den Sebastiansaltar oder Herz-Jesu-Altar: „Venerationi S. Sebastiani M. Patroni contra Pestem“ (Zur Verehrung des hl. Märtyrers Sebastian, des Patrons gegen die Pest). Der hl. Sebastian ist nicht während des Pfeilmartyriums, sondern als Fürbitter im Himmel dargestellt. Er hält Palmzweig und Pfeile in der Hand und weist Gottvater auf die zu seinen Füßen liegenden Kranken und Toten hin. Bereits bei der Kirchweihe im Jahre 1148 erhielt die Klosterkirche eine Reliquie des hl. Sebastian. Die Sebastiansverehrung ging in dieser Zeit von dem Reformkloster in Hirsau aus, mit dem St. Peter in enger Verbindung stand. Im Jahre 1500 erhielt die Klosterkirche den Sebastiansaltar, und 1577 wurde die Sebastiansbruderschaft unter Abt Daniel Wehinger (1566-1580) neu gegründet, ausdrücklich als Schutz gegen die Pest. Das erste Bruderschaftsbuch von 1577 bis 1687 verzeichnet mit der Fortsetzung bis zum Jahr 1731 850 Mitglieder. Welche Pflichten das einzelne Mitglied befolgen musste, wurde von Abt Ulrich Bürgi (1719-1739) im „Rete documentorum monasterii ad Sanctum Petrum in Silva nigra“ niedergeschrieben. Der 20. Januar, der Sebastianstag, galt in St. Peter als Feiertag. Während des Jahres versammelten sich die Mitglieder fünfmal zum Gedenkgottesdienst für die verstorbenen Mitglieder. Das tägliche Gebet von drei Vaterunser, drei Ave Maria und des Glaubensbekenntnisses war Vorschrift. Auch am Clemensaltar ist ein Pestheiliger zu sehen, der als griechischer National- und Pestheiliger von Saloniki in St. Peter einen unerwarteten Platz gefunden hat: der hl. Demetrius. Die fürstliche Statue des seligen Bernhard von Baden (1428-1458), 1777 von Matthias Faller geschaffen, zeigt den auf einer Gesandtschaftsreise an der Pest in Montcalieri in Oberitalien Verstorbenen.

Abschließend sei am Rande erwähnt, dass selbst in der aktuellen Belletristik das Kloster St. Peter mit der Pest in Verbindung gebracht wird. So spielt die Klosterkirche in einem modernen Pest-Roman, in dem tragische Zufälle ihren Lauf nehmen, eine Rolle.<sup>47</sup>

### St. Märgen

Die Bewohner des Klosterortes St. Märgen scheinen von der Pest verschont geblieben zu sein. Überliefert ist lediglich, dass die Klosterkirche in Pestzeiten als Wallfahrtsstätte diente, z.B.

<sup>47</sup> JULIUS MAYER: Geschichte der Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald, Freiburg 1893, S. 40-94; FRIDOLIN MAYER: Maria Lindenberg, Freiburg 1950, S. 23; JOSEF LÄUFER: Maria Lindenberg, Freiburg 1984, S. 16; HANS-JÖRG SCHNEBLE: Krankheit und Behinderung in der Ikonographie des Klosters St. Peter, in: Das Vermächtnis der Abtei. 900 Jahre St. Peter auf dem Schwarzwald, hg. von HANS-OTTO MÜHLEISEN, Karlsruhe 1993, S. 199-221 mit Abb. 72 (Komet) und 73 (Pesttoter im Karren); HERMANN GINTER: Kloster St. Peter im Schwarzwald, Karlsruhe 1949, S. 23f.; JOSEF LÄUFER: Die Pfarrkirche St. Peter, in: Pfarreichronik St. Peter, hg. von JOSEF LÄUFER, Freiburg 1992, S. 13-71; KLAUS WEBER: Die Pfarrgemeinde von St. Peter, in: ebd., S. 73-163, hier S. 87; GLA, 65/547; Universitätsbibliothek Freiburg (UBF), Hs. 452, S. 253; FRIEDRICH HOFMANN: Die Pest in St. Urban, Marburg 1999.

1612/13 für die Einwohner der heutigen Freiburger Ortsteile Lehen, Zähringen, Herdern und der Dörfer des Zartener Tals. Ob schon damals ein in der Klosterkirche aufgestellter Sebastiansaltar das Ziel war, ist nicht bekannt.

Am 31. Januar 1734 wurde durch Abt Andreas Dilger eine Blasius- und Sebastiansbruderschaft gegründet. Der Versammlungsort war am Rosenkranzaltar links im Langhaus. Keine zehn Jahre später erhielt 1742/43 der Altar durch Matthias Faller eine kunstvolle Figur, die den hl. Sebastian als römischen Soldaten darstellt.<sup>48</sup>

## Nördlich von Freiburg

### Gundelfingen und Wildtal

In den Jahren 1627/28 soll die Pest in Gundelfingen „gehaust“ haben. Eindeutige Belege hierfür fehlen. Lediglich der starke Bevölkerungsrückgang zwischen 1627 und 1653 von 53 Bürgern und 3 Hintersassen auf 4 Personen könnte darauf hindeuten.<sup>49</sup>

Im Wildtal starben im Februar 1609 zwei Personen an der Seuche. An dieser Stelle sei nochmals an die im Januar 1608 geschlossenen und besonders gut bewachten Stadttore von Freiburg erinnert, da die böse Sucht in der Umgebung herrschte. Inwiefern während des Dreißigjährigen Kriegs die Pest im Wildtal Opfer forderte und aufgrund dessen danach nur noch wenige Hofbesitzer anzutreffen waren, muss offen bleiben.<sup>50</sup>

### Denzlingen, Reute, Sexau und Vörstetten

Für die vier benachbarten Gemeinden Denzlingen, Reute, Sexau und Vörstetten ist ein Auftreten der Pest vor dem Dreißigjährigen Krieg nicht nachgewiesen. Während des Krieges war die Seuche allenfalls eine von vielen Todesursachen. Kriegshandlungen und Hunger forderten deutlich mehr Opfer als die Pest.

1633 wird in den Quellen für Reute eine Krankheit namens *Hauptwee*, die epidemisch auftrat, erwähnt. Dass es sich hierbei um die Pest im klassischen Sinn gehandelt hat, muss jedoch bezweifelt werden.<sup>51</sup>

### Emmendingen

Bis zum Dreißigjährigen Krieg gibt es keine Belege für ein Auftreten der Pest in Emmendingen. Lebten im Jahr 1624 noch 500 Menschen in der Stadt, so sank die Zahl der Einwohner 1627 auf 110 Bürger und erreichte nach dem Krieg mit 48 einen Tiefpunkt. Drei Viertel der vor

<sup>48</sup> WOLFGANG MÜLLER: Studien zur Geschichte der Klöster St. Märgen und Allerheiligen, Freiburg i.Br., in: Freiburger Diözesan-Archiv 89 (1969), S. 5-129, hier S. 76; MANFRED HERMANN: Die Klosterkirche zu St. Märgen im 18. Jahrhundert, in: St. Märgen. Festschrift anlässlich der 850-Jahr-Feier, bearb. von WOLFGANG MÜLLER u.a., Karlsruhe 1968, S. 54-100, hier S. 86.

<sup>49</sup> JAKOB BOSSERT: Wie ich meinen Mitbürgern und Schülern die Geschichte ihres Heimatortes Gundelfingen mit Umgebung erzähle, Freiburg 1910, S. 34.

<sup>50</sup> WOLFGANG STÜLPNAGEL: Wildtal, ein breisgau-ritterschaftlicher Ort, in: Schau-ins-Land 82 (1964), S. 58-72; PAUL PRIESNER: Einwanderungen aus der Schweiz in die Gemeinden Zähringen und Wildtal nach dem Dreißigjährigen Krieg, Teil I, in: Schau-ins-Land 86 (1968), S. 131-136; DERS.: Nachbemerkungen zu: Einwanderungen aus der Schweiz, Teil II, in: Schau-ins-Land 87 (1969), S. 60.

<sup>51</sup> Denzlingen. Eine alemannische Siedlung im Breisgau. Text und Gesamtedaktion DIETER GEUENICH, Freiburg 1983, S. 125f.; JÖRG BATEN: Von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, in: Vörstetten. Ein Dorf im Wandel der Zeit, hg. von GERHARD A. AUER, Vörstetten 1993, S. 85-122, hier S. 95f.; THOMAS STEFFENS: Reute im Mittelalter, in: Reute. Ein Dorf zwischen Allmend und Glotter, hg. von GERHARD A. AUER, Reute 1997, S. 35-70, hier S. 63; URSULA HUGGLE: Reute zwischen 1500 und 1800, in: ebd., S. 71-118, hier S. 88; Holzhäuser. Ein Dorf der March, Redaktion THOMAS STEFFENS, March 1995, S. 95; JÜRGEN TREFFEISEN: Im Schatten der Burg. Sexau im Spätmittelalter, in: Sexau. Ein Dorf am Fuß der Burg, hg. von GERHARD A. AUER, Sexau 1992, S. 33-66, hier S. 39f.; BERNHARD ZILLING: Vom Bauernkrieg zum Dreißigjährigen Krieg (1525-1650), in: ebd., S. 67-96, hier S. 91-93.



dem Krieg namentlich bekannten Familien verschwanden ganz. Zu diesem Rückgang der Einwohnerzahl trug auch die Pest im Jahr 1633 bei. Genaue Angaben über die Todesfälle liegen aufgrund fehlender Quellen nicht vor. Das Teninger Kirchenbuch vermerkt hierzu, dass in diesem Jahr Emmendinger Bürger nach Teningen flohen, aber auch dort von der Pest nicht verschont wurden.<sup>52</sup>

### Teningen

In Teningen lebten um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert ungefähr 750 Einwohner. Zu dieser Zeit, konkret 1610, ist erstmals für einige Monate der „schwarze Tod“, an dem laut Kirchenbuch 22 Personen starben, in der Gemeinde nachweisbar. Weitere Pestjahre folgten 1632/33 und forderten 60 (eine andere Zählung nennt 80) Menschenleben, darunter auch der Bruder des Pfarrers, der Lehrer Heinrich Thierberger, der der Krankheit im März 1633 auf der Flucht vor der Seuche entweder in Emmendingen oder auf der Hochburg erlag. Dorthin flüchteten auch die anderen Dorfbewohner, die dabei zwei Pestleichen unbeerdigt zurücklassen mussten. Die Toten konnten daher erst am 7. Dezember des Jahres, als die Teninger zurückkehrten, auf dem Kirchhof der Agathakirche beigesetzt werden.<sup>53</sup> Die Kirche existiert heute nicht mehr und befand sich auf dem Gelände des Sattlermeisters Heidenreich. Dort wurden bei Grabungen auch Skelette gefunden, die aber nicht eindeutig als die Pestopfer des Dreißigjährigen Krieges bestimmt werden konnten.<sup>54</sup>

### Köndringen

In den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts lebten ungefähr 500 Einwohner in Köndringen (einschließlich Landeck). Dem Köndringer Kirchenbuch lässt sich entnehmen, dass zu dieser Zeit durchschnittlich 30 Beerdigungen im Jahr stattfanden. Diese Zahl erhöhte sich im Pestjahr 1628 auf 58. Noch verheerender wirkte sich die Seuche 1634 aus: Das Kirchenbuch vermerkt vom 1. Januar bis zum 6. September allein 118 Pesttote. Wie viele bis zum Jahresende noch den Tod fanden, ist nicht notiert. Vermutlich musste der Pfarrer mit den Dorfbewohnern fliehen.

Die Flurnamen „Sebastian“ sowie „Käppele“ weisen auf eine bereits vor der Reformation existierende, dem Pestheiligen geweihte Kapelle hin, die auf der Gemarkungsgrenze zu Malterdingen stand. Die Köndringer bzw. Malterdinger und auch andere benachbarte Orte hielten Prozessionen zu dieser Kapelle ab. Oft wurden diese Kapellen an der Stelle errichtet, wo die an der Pest Verstorbenen beigesetzt wurden. Ob es sich in Köndringen auch so verhält, könnte nur durch eine Grabung ermittelt werden. Die Entfernung vom Dorf entspricht jedenfalls der Strecke, die für das Anlegen eines Pestmassengrabes gewählt wurde. Allerdings würde dies

---

<sup>52</sup> HEINRICH MAURER: Emmendingen vor und nach seiner Erhebung zur Stadt, Emmendingen 1890; ERNST HETZEL: Wie viel Einwohner hatte Emmendingen früher?, in: Emmendinger Heimatkalender 13 (1962), S. 26f.; DERS.: Aus Emmendingens Vergangenheit, in: Emmendingen. Bilder aus einer alten Stadt, Freiburg 1976, S. 7-54, hier S. 29; JÜRGEN TREFFEISEN: Von der ersten Erwähnung 1091 bis zur Stadtwerdung 1590, in: Geschichte der Stadt Emmendingen, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, hg. von HANS-JÖRG JENNE, Emmendingen 2006, S. 33-117; HANS-JÜRGEN GÜNTHER: Emmendingen im Reformationsjahrhundert, in: ebd., S. 131-278.

<sup>53</sup> Freundliche Auskunft von Historiker und Archivar Thomas Steffens.

<sup>54</sup> HEINRICH MAURER: Das alte Teninger Kirchenbuch, in: Hochberger Bote, Beilage zu Nr. 49 vom 27. April 1875; PAUL MONSKI: Geschichte der Gemeinde Teningen in 85 Folgen, in: Teninger Woche 1964-1965 und 1967-1970, 5. Forts. vom 10. April 1964, 12. vom 29. Mai 1964, 13. vom 5. Januar 1964 (16. Kapitel: Der Dreißigjährige Krieg – Anfang bis 1622), 14. vom 12. Juni 1964 (1622-1634), 15. vom 19. Juni 1964 (1634-Ende), 60. vom 8. Mai 1965, 77. vom 16. Oktober 1965 und 78. vom 23. Oktober 1965; WOLFGANG WEBER: Bevölkerungsgeschichte und Lebensbedingungen in Heimbach, Köndringen, Landeck, Teningen, Nimburg und Bottingen, in: Teningen: Nimburg, Bottingen, Teningen, Köndringen, Landeck, Heimbach. Ein Heimatbuch, hg. von PETER SCHMIDT, Teningen 1990, S. 229-254.



Abb. 7 Hl. Sebastian am Seitenaltar der Kirche von Bombach (Foto: Müller).

eine Pestepidemie im 14. oder 15. Jahrhundert voraussetzen, von der nichts überliefert ist. Möglicherweise könnte dieser Platz auch für die Bestattung der Pesttoten des Dreißigjährigen Krieges gedient haben.<sup>55</sup>

### Bombach

Ein Ausbruch der Pest im 15. Jahrhundert mag der Grund dafür gewesen sein, dass der seit dem Mittelalter in Bombach als Kirchenpatron verehrte hl. Matthias durch den hl. Sebastian abgelöst wurde. 1463 wird der Pestheilige erstmals in der Pfarrgeschichte erwähnt, dann wieder 1503, als von einer Sebastiansprozession zu lesen ist. Im Visitationsbericht vom 24. August 1608 wird der hl. Sebastian explizit als Kirchenpatron bezeichnet. Über die Ausstattung der Kirche bis zum Abbruch im Jahre 1787, ist nur bekannt, dass das Gemälde an der Kirchenwand noch aus der alten Kirche stammte. Über den Hochaltar der neuen Kirche schreibt der ehemalige Pfarrer Mayer: *Das große, auf Leinwand gemalte Mittelbild, St. Sebastian, ist später, etwa 1820 bis 1830, hiesiger Kirchenpatron. Das ursprüngliche Bild, vielleicht ein Rosenkranzbild oder eine Kreuzigungsgruppe, mag bei der Säkularisation verdorben oder verschleudert worden sein.* Diese Erläuterung Mayers zum Hochaltarbild widerspricht einer anderen, wonach der Hochaltar samt Sebastiansgemälde 1787 vom Freiburger Kloster St. Katharina de Senis erworben worden sei. Das Bild zeigt den Heiligen mit drei Pfeilen in der Hand, die die Pest, den Hunger und den Krieg symbolisieren. Die Hand erhebt er zur Dreifaltigkeit. Christus will gerade einen glühenden Pestpfeil auf das unter ihm liegende Dorf Bombach schleudern, hält je-

<sup>55</sup> SIEGFRIED PETER: 977-1977. 1000 Jahre Köndringen-Nimburg. Chronik von Köndringen, Teningen 1977, S. 18 und 29; HANSPETER ZEHNER: Chronologie zu Kirchen und Geistlichen in Köndringen, Emmendingen 1998.

doch wegen der Fürbitte Sebastians inne. Als Maler wurde Johann Pfunner, der Sebastiansdarstellungen für verschiedene Kirchen in der Region geschaffen hat, angenommen. Da sich das Gemälde des Bombacher Pestheiligen aber von den anderen bekannten Werken Pfunners unterscheidet, ist die Frage nach dem Maler als ungeklärt zu betrachten.

Darüber hinaus gibt es eine Figur des hl. Sebastian am Seitenaltar, die bei Prozessionen mitgeführt wird. Johann Michael Winterhalter aus Vöhrenbach hat die Figur 1755 für einen anderen Ort geschaffen. Wie diese nach Bombach kam, ist nicht überliefert (Abb. 7).<sup>56</sup>

### Kenzingen

*Dis hant die Juden verjehen zu Kentzingen / das si hant vergift alle die brunnen die zu Kenzingen sint / vnd den bache dem man spricht die steinspalte vor der vortuten huse in dem alten Kentzingen / da man gift funden hett in dem selben bach,* so die Straßburger Chronik von 1698 über die Ursache für das „große Sterben“ Mitte des 14. Jahrhunderts. Die Kenzinger Brunnen sollen von den Straßburger Juden Jakob, Süßkind und Abraham vergiftet worden sein, was angeblich zum Ausbruch der Pest führte. Wie stark die Gemeinde tatsächlich von der Seuche betroffen war, lässt sich nicht mehr feststellen. Vielleicht deutet die Unterstützung des Franziskanerordens durch die Bürger in Form einer Stiftung zum Unterhalt von Altären und die Gabe von Almosen darauf hin, dass sich die Kenzinger vor dem plötzlichen Tod durch die Pest fürchteten und deshalb Gottes Beistand erlebten.<sup>57</sup>

Darüber hinaus verließen sich die Bewohner auf die beiden Pestheiligen, den hl. Sebastian, der am Chorbogen der Pfarrkirche zu sehen ist, und den hl. Rochus, der seinen Platz einst in der Friedhofskapelle hatte und jetzt im Pfarrhaus steht. Das Besondere an der Kenzinger Pestabwehr sind zweifellos die Glocken. Sie tragen durch ihre Inschriften dazu bei, dass beim Läuten der „Pestdämon“, der durch die Luft naht, in die Flucht geschlagen wird. Auch wenn die Glocken erst nach den Pestjahren gegossen wurden, blieben die Inschriften weiterhin gültig. Die Susannaglocke ist die älteste und größte und wurde 1680 von Johann Valentin Algeyer gegossen. Als Relief trägt sie eine Kreuzigungsgruppe, eine Muttergottes im Strahlenkranz und den hl. Laurentius, der aber auch als Sebastian gedeutet werden kann. Die Inschrift lautet: LAVDO DEVM VERVM · PLEBEM VOCO · CONVOCO CLERVM · DEFVNCTOS PLORO · PESTEM FVGO · FESTA DECORO · ANNO M · DC · LXXX (Den wahren Gott lobe ich, das Volk rufe ich, ich versammle die Geistlichen, ich beweine die Toten, die Pest vertreibe ich, die Feste verschönere ich). Die Marienglocke von 1729 trägt die Inschrift: LAVDETVR IESVS CHRISTVS IN AETERNVM CANTO DEO LAVDES INFERNI DESTRVO FRAVDIS SISTO IGNIS RABIEM PESTIFERAMQVE LVEM (Ewig sei gelobt Jesus Christus. Ich singe Gott das Lob, ich zerstöre der Hölle Betrug, ich lösche die Wut des Feuers und der Pest). Auf der Agathaglocke von 1729 ist zu lesen: PER INTERCESSIONEM ET MERITA SANCTAE

<sup>56</sup> PETER MÜLLER: Bombach im Mittelalter, in: Die Geschichte der Stadt Kenzingen, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Gegenwart, hg. von JÜRGEN TREFFEISEN, REINHOLD HÄMMERLE und GERHARD A. AUER, Kenzingen 1998, S. 349-356, hier S. 351; ANDREAS WEBER: Bombach in der Frühen Neuzeit, in: ebd., S. 357-366, hier S. 361; ANTON MERKLE: Die Pfarrkirche zu Bombach. Zu ihrer Geschichte und ihrer Ausstattung, in: „Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen“ (Apk 21,3). Festschrift zum 200-jährigen Bestehen der Pfarrkirche St. Sebastian, Bombach, 1787-1987, Bombach 1987, S. 17-44, hier S. 18; GERHARD BENDER: Glauben malen. Werkverzeichnis des Freiburger Barockmalers Johann Pfunner, Lindenberg 2011 (in Vorbereitung).

<sup>57</sup> JOHANN SCHILTERN: Die Altteste Teutsche so wol Allgemeine Als insonderheit Elsassische und Straßburgische Chronicke / Von Jacob von Königshoven / Priestern in Straßburg / Von Anfang der Welt biß ins Jahr nach Christi Geburth M CCC LXXXVI ..., Straßburg 1698, S. 1029; REINHOLD HÄMMERLE: Der „Judenbrand“ von 1348/49, in: Die Geschichte der Stadt Kenzingen (wie Anm. 56), S. 69-78, hier S. 69; JÜRGEN TREFFEISEN: Kenzingen als mittelalterliche Stadt, in: ebd., S. 45-78, hier S. 68; JÜRGEN TREFFEISEN: Johannes Hase (Lepus). Ein Kenzinger Bürgersohn als Abt des Klosters Tennenbach (1353-1368), in: Die Geschichte der Stadt Kenzingen, Bd. 2: Mensch, Stadt, Umwelt, hg. von JÜRGEN TREFFEISEN, REINHOLD HÄMMERLE und GERHARD A. AUER, Kenzingen 1999, S. 401-404, hier S. 403.

AGATHAE LIB(e)RA NOS DOMINE AB OMNI IGNE FAME PESTE ET MALA TEMPESTATE (Durch die Fürbitte und die Verdienste der heiligen Agatha befreie uns, oh Herr, vor Feuer, Hunger, Pest und Unwetter). Demnach hatten also alle drei Glocken u.a. die Aufgabe, die Pest zu vertreiben. Früher muss es auch eine Sebastiansglocke gegeben haben, die wegen eines Sprunges jedoch eingeschmolzen wurde.<sup>58</sup>

Es verwundert daher nicht, dass Kenzingen mitunter als Zufluchtsort vor der Pest diente, wie das Jahr 1503 zeigt: Teile der Universität Freiburg zogen dorthin, um sich vor der in der Stadt grassierenden Seuche in Sicherheit zu bringen. Allerdings bekamen die Studenten und die Kenzinger Bevölkerung miteinander Streit, der blutig endete. Auch in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ist die am meisten gefürchtete Krankheit nicht die Pest, sondern vor allem das „Hauptweh“, an dem meistens die Soldaten, die Kenzingen besetzt hatten, litten. Vom „schwarzen Tod“ berichten in dieser Zeit weder die Kirchenbücher noch die Chronik des nahe gelegenen Zisterzienserinnenklosters Wonnental.<sup>59</sup>

### Herbolzheim

In den Jahren des Dreißigjährigen Krieges stieg auch in Herbolzheim die Zahl der Toten steil an. Inwiefern die 73 Toten des Jahres 1634, die 114 des Jahres 1635 und die 61 im Jahre 1636 alle der Pest zuzuschreiben sind, wird in den Quellen nicht eindeutig genannt. Ein Teil wird auch dem Hunger bzw. den Kriegshandlungen zum Opfer gefallen sein.

Vermutlich wurde bereits in den Jahrhunderten zuvor Herbolzheim von der Seuche heimgesucht. Die 1502 gegründete Bruderschaft vom hl. Rosenkranz erinnert daran. Sie war es auch, die 1754 den Maler Johann Pfunner mit der Anfertigung eines Deckengemäldes für die Pfarrkirche St. Alexius beauftragte. Der hl. Dominikus mit Rosenkranz und der hl. Franziskus von Assisi wenden sich an die Muttergottes, die sich bei Christus für die Verschonung Herbolzheims einsetzt. Christus hält schleuderbereit drei Pfeile – Symbol für Krieg, Hunger und Pest – in den Händen. Auffallend ist: Die vielen Engel und Putten, die auf anderen ähnlichen Pestbildern auch beim Werfen der Pfeile helfen, wirken hier ganz friedlich, sodass der Gedanke an ein Danksagungsbild für eine überstandene Pest aufkommen kann.

Der Kirchenpatron, der hl. Alexius, ist der Namensgeber für die Alexianer, die sich bereits im Mittelalter vor allem im Gebiet des Niederrheins um die Pestkranken und die Beerdigung der Pesttoten angenommen hatten. Als Pestheiliger kann der hl. Alexius nicht angesehen werden. Der hl. Sebastian ist in der Pfarrkirche am Seitenaltar und in der Wallfahrtskirche Maria Sand im Außenbezirk Herbolzheims zu finden. Zur dortigen Ausstattung gehören auch der hl. Rochus (Abb. 8) und der hl. Karl Borromäus.<sup>60</sup>

<sup>58</sup> GEBHARD HEIL: „Der Platz um die Stadtkirche St. Laurentius Kenzingen. Ruhestätte vieler Generationen“ (Von der Geschichte der Pfarrei St. Laurentius Kenzingen), Kenzingen 1988, S. 4; JOHANNES CLAUDIUS GARNIER: „Von der Renovation der Pfarrkirche und dem, was dazu gehört“, aus dem Prothocollum Parochiae Kenzinganae, übersetzt und hg. von GEBHARD HEIL, Kenzingen 1989, S. 13; GEBHARD HEIL: Die Friedhofskapelle in Kenzingen, Kenzingen 1995, S. 11; STEFAN RIEDER: Pfarrkirche St. Laurentius, in: Die Geschichte der Stadt Kenzingen (wie Anm. 57), S. 215-234, hier S. 230-232; FRANK T. LEUSCH: Die historischen Glocken der Stadt Kenzingen, in: Die Pforte 4 (1982), S. 4-7.

<sup>59</sup> DIETER SPECK: Kenzingen und Kürnberg. Stadt und Herrschaft in vorderösterreichischer Zeit (1369-1803/06), in: Die Geschichte der Stadt Kenzingen (wie Anm. 56), S. 135-178, hier S. 153f.; HERMANN SUSSANN: Kenzingen im 30jährigen Krieg, in: Beigabe zum Jahresbericht der Höheren Bürgerschule Kenzingen 1886 und 1887; JULIUS MEYER: Chronik des Cisterzienserinnen-Klosters Wonnenthal von Konrad Burger, in: Freiburger Diözesan-Archiv NF 1 (1900), S. 131-221, hier S. 171-175; W. METZGER: Kenzingen im Dreißigjährigen Krieg, in: Kenzingen. Auszüge aus der Geschichte der Stadt Kenzingen, Bühl 1953, S. 59-75, hier S. 64; GEBHARD HEIL: Die Pfarrei im 16. und 17. Jahrhundert, Kenzingen 1998, S. 34-38; URSULA HUGGLE: Kenzingen in kriegerischen Zeiten, in: Die Geschichte der Stadt Kenzingen (wie Anm. 57), S. 79-124, hier S. 82.

<sup>60</sup> KARL FEES: Herbolzheim und Kenzingen im 30jährigen Krieg, in: Alemannische Heimat Nr. 7 vom 7. April 1935; IRENE STREIT: Johann Pfunner – Ein Tiroler Barockmaler im Breisgau, unveröffentlichte Magisterarbeit, Freiburg 1976, S. 32f.; BENDER (wie Anm. 56).



Abb. 8 Hl. Rochus in der Wallfahrtskirche Maria Sand in Herbolzheim (Foto: Müller).

### Freiamt

Im Dreißigjährigen Krieg brachten die Schweden 1632 nicht nur Krieg, sondern auch Pest und Hungersnot mit. Die Einwohnerzahl sank infolgedessen von 160 im Jahr 1627 auf 76 am Ende des Kriegs.

Über Pestfälle im nahe gelegenen Zisterzienserkloster Tennenbach berichtet der Pater Konrad Burger in seinem Reisebüchlein. Demnach starben an der Krankheit Prior Johannes Schleher, Pater Martinus Schmaus und Pater Bernardus Stolz. Pater Petrus de Louvanio, *welcher bei den Oberrüeteren zue Frayburg hatt sollen bleiben, aber khein Lust gehabt, sunder lieber bey uns Thennenbacheren hatt wöllen sein, wiewohlen sein Leben bald hernacher durch die Pest ist abgeschnitten worden.* Bruder Nivard, der seine Mutter in Thann besuchen wollte, ist dort der Pest zum Opfer gefallen.<sup>61</sup>

### Waldkirch

In der Mitte des 14. Jahrhunderts scheint auch Waldkirch vom „schwarzen Tod“ heimgesucht worden zu sein. Verantwortlich gemacht wurden, wie in Kenzingen, die Juden. Namentlich bekannt ist der Jude Gotlieb, der, wie in einem Gerichtsprotokoll vom 31. Januar 1349 festge-

<sup>61</sup> ERNST WALTHER: Ortsgeschichte von Freiamt zugleich Geschichte des Schlosses Keppenbach und des Klosters Thennenbach, Emmendingen 1905, S. 40-44; JOHANNES ALZOG: Itinerarium oder Raibüchlein des P. Conrad Burger, in: Freiburger Diözesan-Archiv 5 (1870), S. 247-358, und 6 (1871), S. 73-157; HERMANN SUSSANN: P. F. J. Conradus Burger. Ein Lebensbild aus Deutschlands schwerster Zeit, in: Schau-ins-Land 18 (1891), S. 1-16; GREGOR MÜLLER: P. Konrad Burgers Reisebüchlein, in: Cistercienser-Chronik 43 (1931), Nr. 507, S. 127-134, Nr. 508, S. 161-169 und Nr. 509, S. 200-207, für die Jahre des Dreißigjährigen Krieges – weitere Folgen für die Jahre danach; NORBERT OHLER: Ein „armer Vertribener aus Teutschland“ 1633/34 in Frankreich, in: Alemannisches Jahrbuch 1989/90 (1990), S. 91-104; JOSEF MOSER: Mit Wagemut durchs Feindesland. Die seltsamen Reisen des Paters Conrad Burger, in: Badische Zeitung vom 30. August 1990.

halten ist, durch ein Giftsäckchen den Brunnen am Buchbühl verseucht habe, um die Pest nach Waldkirch zu bringen. Das Gift soll er sich in Freiburg bei dem Juden Anschelm von Vehrringen aus Jerusalem geholt haben. Drei der gefangenen Juden mussten den Rat von Brunnen zu Brunnen begleiten und die Giftsäckchen entfernen. Über das weitere Schicksal der Waldkircher Juden ist nichts bekannt. Wahrscheinlich wurden sie wie in Freiburg verbrannt.<sup>62</sup>

In den Jahren 1474, 1480 und 1492 brach die Pest in Waldkirch erneut aus. Wegen der *loeff wild* (wilde Läufe = Pest), wie es in einer Urkunde von 1478 heißt, sahen sich viele Bürger dazu veranlasst, ihr Erbe vertraglich zu regeln. Auch im 16. Jahrhundert war die Pest ständiger Begleiter wie die Jahre 1501, 1526, 1530 und 1535 zeigen. Wieso in den Jahren 1580 und 1592 die Bohrer und Balierer besonders von der Pest betroffen waren, ist nicht mehr zu klären. 1582 wurde sogar Propst Adrian Mantz ein Opfer der Seuche.<sup>63</sup>

Ende des 16. Jahrhunderts begann der jahrelang anhaltende Streit um den Bestattungsort der Pesttoten. Das Wort „Pest“ wurde wie üblich vermieden. Stattdessen hieß es im Juli 1590, es herrsche *nit guete lufft, sterbett* und *boss Kranckheit*. Es setzte sich die Meinung durch, dass die Verstorbenen ihre letzte Ruhe nicht wie bisher bei der Kirche mitten im Ort, sozusagen bei den Lebenden, finden sollten, sondern in angemessener Entfernung von den bewohnten Häusern. Waldkirch besaß jeweils einen Friedhof bei den Pfarreien St. Martin, St. Peter und St. Walburg. Als 1431 das Chorherrenstift gegründet wurde, verloren die drei Pfarreien ihre Selbstständigkeit und das Recht, Beerdigungen abzuhalten. Es sollte nur noch der Kirchhof um die Stiftskirche St. Margaretha als Friedhof benutzt werden. Die Stiftsleitung wollte ihn – da zu klein und wegen der Ansteckungsgefahr – verlegen. Als Ausweichplatz wurde der Kirchhof bei St. Peter – am Standort der heutigen Petershöfe – oder der Spitalkirchhof vorgeschlagen. Die vorderösterreichischen Beamten erinnerten daran, *dass die abgestorbenen Ehalten und Dienstboten, wie auch fremde Personen zu einfallenden Sterbensläufen in der fürstl. durchlt. Spitalkirche, so allernächst vor Waldkirch gelegen, wie es hierbevor auch bewilligt worden, zu begraben seien*.<sup>64</sup> Dem Stift wurde von den Beamten u.a. vorgeworfen, dass die Gottesdienste bei Beerdigungen nicht dem Anlass entsprechend abgehalten würden und der schwer begehbare Weg dringend instand zu setzen sei. In diesen Streit griff auch Bischof Kardinal Andreas von Österreich ein, der befahl, Weg und Friedhof entsprechend zu pflegen, und der am 15. Juli 1595 den Kirchhof bei St. Peter einweihen ließ. Als 1629 die nächste Pestwelle Waldkirch traf, flammte die Auseinandersetzung um den Beerdigungsplatz sofort wieder auf. Am 12. Januar 1629 wurde durch österreichischen Regierungserlass den Bürgermeistern und Vögten von Waldkirch und dem gesamten Kirchspiel befohlen, dass alle Verstorbenen während der Pestzeit auf dem Kirchhof von St. Peter beizusetzen seien. Die Bevölkerung hielt aber an den Beerdigungen auf dem Stiftskirchhof fest, z.B. wurde eine an der Pest gestorbene Frau ins Beinhaus bei der Stiftskirche gebracht.<sup>65</sup> Es blieb dem Stift überlassen, was mit der Leiche geschah, denn der zuständige Amtmann Merz kümmerte sich weder um Regierungs- noch

<sup>62</sup> MAX WETZEL: Waldkirch im Elztal. Stift, Stadt und Amtsbezirk, Teil I, Freiburg 1912, S. 267; HERMANN RAMBACH: Die Waldkircher Juden im Mittelalter, in: Das Elztal vom 30. Januar und 27. Februar 1954 (auch Vortrag am 17. Januar 1978); MICHAEL LONGERICH: Judenverfolgungen in Baden im 14. Jahrhundert. Am Beispiel Breisach, Endingen, Freiburg und Waldkirch, in: s Eige zeige 4 (1990), S. 33-46.

<sup>63</sup> ROTH VON SCHRECKENSTEIN: Beiträge zur Geschichte des Stifts und der Stadt Waldkirch, in: ZGO 36 (1883), S. 212-240, 286-321 und 433-460, hier S. 313; AUGUST MÜNZER: Waldkircher Pröpste, Teil I, in: Schau-ins-Land 33 (1906), S. 57-76, hier S. 65f. und 71-73; HERMANN RAMBACH: Soziale Fürsorge, Krankheiten und ihre Abwehr in alten Zeiten, handschriftlich in: Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), K1/92 (Nachlass Hermann Rambach).

<sup>64</sup> GLA, 226/309; HEINRICH ROTH: St. Peter und St. Martin bei Waldkirch i.Br. Eine patroziengeschichtliche Untersuchung zur Frühgeschichte des Elztals, Dissertation, Freiburg 1946; DOROTHEA SCHERLE: Die Sebastianskirche in Waldkirch, in: 700 Jahre Stadtrecht Waldkirch 1300-2000 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Waldkirch 6), Waldkirch 2000, S. 167-193, hier S. 169.

<sup>65</sup> 1629 Februar 23. Die Regierung [in Ensisheim] bestätigt den Empfang des Entschuldigungsschreibens der Amtleute vom 14. Februar 1629, GLA, 226/310 (Abschrift in StadtAF, K1/92).

Bischofserlass. Auch wurde der Physikus Dr. Johann Schaller aus Ensisheim aufgefordert, einen Leitfaden zur Unterweisung zu verfassen.<sup>66</sup> Am 16. Januar 1629 wurde die Angelegenheit wie folgt dargestellt: *Den Gottesdienstbesuchern würde, wenn die Seuche weiter umschlagen würde ein großer Schrecken, Furcht und Grausen eingejagd, besonders auch die von den geöffneten Gräbern und verfaulenden Leichen aufsteigenden giftigen Dämpfe und Ausdünstungen der Luft und die Kirche, in der man bei diesen betrüblichen Zeiten die besten Mittel und Hilfe von dem Allmächtigen begehre, infiziert und entweiht würde. Es geht daher das Ersuchen an die Amtleute, daß aus denjenigen Häusern, daraus jemand an der Sucht verschieden, niemand den Exequien als Leibfall, Siebendem oder Dreißigstem in der Kirche beiwohnen, und sich unter andere gesunde Leute mische, sondern die geraume Zeit zu Hause bleibe, die schuldigen Seelenbegängnisse aber durch andere befreundete und dieser Sache halber unverargwohnte Leute verrichtet werde, auch niemand einen ausländischen infizierten Ort besuche.* Einen Monat später ist in einem Protokoll vom 14. Februar 1629 zu lesen, dass die Amtleute den Ausschüssen der Gemeinde Waldkirch, Stahlhof, Kollnau, Gutach und Siensbach die Sepultur halber wieder fürgehalten [haben] wegen des Befehl der V. Ö. Regierung, nämlich, daß es deren ernstlicher Wille und Meinung sei tempore pestis die Verstorbenen auf den Kirchhof St. Peter zu führen und all da zu begraben, weil solches einer wolgemelten Regierung abermalen der Ursachen mündlich fürgehalten und deshalb ernstlich ermahnt und befohlen worden den Ausschüssen zugesprochen, auch von Junker Obervogt in specie erklärt worden, was der Ursachen, wofern je diese Best mehr crassieren und einreißen wollte,... also nochmals ermahnt, da andere schärfere Befehle erfolgen würden, darüber sie abermalen ein Bedenken begehrt, aber ihnen abgeschlagen und zu Gehorsam gewiesen wurden. Noch im Laufe des Jahres 1629 ging das Stift daran, einen neuen Friedhof anzulegen. In der Zwischenzeit sollte der Kirchhof bei St. Peter genutzt werden, was die Bevölkerung weiterhin vehement ablehnte. Verstorbene, die vom Stift bei St. Peter beerdigt wurden, holte man wieder aus dem Grab heraus und legte sie unbestattet auf dem Kirchhof bei der Stiftskirche ab.<sup>67</sup>

Neben diesem Streit, der die Bevölkerung dauerhaft beschäftigte, traten die anderen Maßnahmen gegen die Seuche geradezu in den Hintergrund, z. B. wurde eine Torwache eingerichtet, um keine Pestkranken in die Stadt zu lassen. *Wegen in benachbarten Orten sich ereignenden Sterbensläufen soll Mrg Augustin Nußner der Balbier den Patienten getreulich abwarten, sich mit guten Medikamenten gefaßt machen und in Freiburger Apotheken deswegen für ihn für 12 oder 15 fl. verbürgt werden. Auf etwa 3 Personen zu bestimmen, die nach Freiburg reißen, dort den Balbierern noch anderen ihre Geschäfte verrichten. Anderen soll dies verboten werden. Auch Weiber zu suchen, die den Kranken abzuwarten gesonnen sind.*

Als 1634 der letzte Bader Jakob Weber verstarb und immer noch die Pest herrschte, sollte die Witwe sich entweder in diesen Beruf einarbeiten, einen erfahrenen Knecht suchen oder die Badstube verkaufen oder vermieten. Wie viele Waldkircher letztendlich dem „schwarzen Tod“ zum Opfer fielen, muss Spekulation bleiben. Belegt ist, dass zwischen 1630 und 1635 von zwölf Ratsherren allein sieben an der Pest starben.<sup>68</sup>

Die 1630 errichtete Sebastianskapelle auf dem „Alten Friedhof“ erinnert an die Zeit der Pest. Eine Ausstattung erhielt die Kapelle nicht, auch Gottesdienste fanden darin keine statt. Es dau-

<sup>66</sup> HERMANN RAMBACH: Die alten Waldkircher Pfarrkirchen, in: Das Elztal vom 2. März und 30. März 1957; GLA, 107/11 Urkunde 1590 Dezember 12 (Abschrift in StadtAF, K1/92); GLA, 226/310 Urkunde 1593 Februar 28 (Abschrift in StadtAF, K1/92).

<sup>67</sup> WETZEL (wie Anm. 62), S. 239; RAMBACH (wie Anm. 66); SCHERLE (wie Anm. 64), S. 169.

<sup>68</sup> HERMANN RAMBACH: Aus dem Ratsprotokoll des Magisters Jakob Brunner, in: Waldkircher Volkszeitung vom 25. August 1950; Stadtarchiv Waldkirch, B VIII 172 Ratsprotokoll 1629-1638, bes. Ratsprotokolle vom 22. Oktober 1630, 10. Oktober 1633 und 28. November 1634 (Abschrift in StadtAF, K1/92); FRITZ JOERGER: Waldkirch im 30jährigen Kriege (1618-1648), in: Heimat-Chronik vom 6. April 1933, 13. April 1933, 27. April 1933, 11. Mai 1933, 18. Mai 1933 und 1. Juni 1933; RAMBACH (wie Anm. 63).



Abb. 9 Sebastiansbild in der Kapelle auf dem „Alten Friedhof“ von Waldkirch (Foto: Müller).

erte beinahe bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, bis die Kapelle ein Sebastiansbild erhielt, das nach einem Diebstahl als verschollen galt (Abb. 9). Der bereits mehrfach erwähnte Maler Johann Pfunner aus Freiburg malte es im Auftrag von Propst Franz Joseph Birsner im Jahre 1785. Der andere bekannte Pestpatron, der hl. Rochus, im Oberbild des Altares, entging dem Raub. Dieses Kleingemälde von 1718 wird einem unbekanntem Maler zugeschrieben. Ein weiteres Abbild des hl. Rochus befindet sich auf einem chirurgischen Siegelbild, dessen derzeitiger Aufbewahrungsort unbekannt ist. Hingewiesen sei auch auf die Stadtkapelle, in der eine Figur des meist als Jugendpatron bekannten hl. Aloisius zu sehen ist. Er starb bei der Betreuung von Pestkranken selbst an der Krankheit.<sup>69</sup>

#### Glottertal

Die Pest, die 1590 Waldkirch heimsuchte, machte auch vor dem Glottertal nicht Halt. Über die Anzahl der Opfer liegen jedoch keine Angaben vor. Nur wenige Jahrzehnte später trat während des Dreißigjährigen Krieges die Seuche erneut auf.

Ein seltenes Kunstwerk, das zum Schutz vor der Pest an einem Haus angebracht wurde, konnte man früher an der Ecke des Bernethausenhofes sehen. Wegen Diebstahls musste es jedoch abgehängt und sicher verwahrt werden. Es ist ein Gehäuse mit Figuren und einem Kreuzberg. Zu den Figuren gehörten die beiden Pestheiligen Sebastian und Rochus. Ein wie aus Verknotungen von Holzstäbchen zusammengesetztes Gebilde zeigt das Kreuz für Christus und zwei Schächerkreuze ohne die Personen. Symbolisch sollen diese Knoten Pestbeulen darstellen und das Haus vor der Pest schützen.

<sup>69</sup> HERMANN RAMBACH: Friedhöfe der Heimat, in: Waldkircher Volkszeitung vom 4. November 1949; DERS.: Der Waldkircher Friedhof St. Sebastian, handschriftlich in: StadtAF, K1/92; STREIT (wie Anm. 60), S. 45; HERMANN BROMMER: Tiroler Barockkünstler und Bauleute in Freiburg im Breisgau, in: Badische Heimat 79 (1999), S. 832-853, hier S. 840f.; SCHERLE (wie Anm. 64), S. 172; BENDER (wie Anm. 56).



Zeitlich vor dem hl. Sebastian wurde der hl. Christophorus als Pestheiliger verehrt. Er ist als Mosaik an der Pfarrkirche St. Blasius zu sehen. Vermutlich wurde er beim Neubau der Kirche 1907/08 als Ersatz für ein einst in der alten Kirche vorhandenes Abbild von Kunstmaler Franz Schilling geschaffen.<sup>70</sup>

### Bleibach

In Bleibach erinnert lediglich eine Sage an den „schwarzen Tod“: „Im 14. Jahrhundert spricht man von *ze Plibach ob den silbergruoben*, was bekundet, daß damals schon ein reger Bergwerksbetrieb im Gebiet des heutigen „Silberwaldes“ vorherrschte. Das Erzgraben, so berichten die Chronisten, war seinerzeit der Hauptverdienst der Bevölkerung, doch wissen wir heute nicht mehr, wie groß die Einwohnerzahl des Bergmannsdorfes in jenen Zeiten war. In den nachfolgenden Kriegszeiten – Dreißigjährigen Krieg? – sollen die Bergleute alle Gruben verschüttet haben. Auch die Werkzeuge – und sehr wahrscheinlich auch die Planskizzen – wurden versteckt, um alles vor dem Feind zu verbergen bis wieder friedlichere Tage kämen. Aber nach diesen langen Kriegszeiten verursachte die Pest ein großes allgemeines Massensterben, dem wahrscheinlich auch die Leute zum Opfer fielen, die um diese Dinge wußten.“

Darüber hinaus wurde häufig die Pest als Grund für die Darstellung des Totentanzes in der Bleibacher Kapelle, die an die modern vergrößerte Kirche anschließt, angenommen. Entsprechende Beweise fehlen jedoch.<sup>71</sup>

### Simonswald

Im Simonswälder Tal grassierte die Pest vermutlich erstmals im 14. und 15. Jahrhundert und ist durch eine Sage überliefert: „Dem Vogt von Siegmanswald wurde eine Hiobs-Botschaft hinterbracht: Ein unheimlicher Dämon in Gestalt eines schwarzen Tieres bewege sich talaufwärts auf das Dorf zu. Die Pest, der schwarze Tod, war wieder im Anmarsch. Die Simonswälder, unerschrocken wie sie waren, legten auf Geheiß des Vogtes dem Schwarzen eine Falle und machten das unheimliche Wesen unschädlich. Nachdem der Ort nahezu von der Pest ausgerottet war, schreckten die verschont gebliebenen Simonswälder vor nichts mehr zurück. Auch nicht vor dem Kampf mit dem schwarzen Ungeheuer. Und sie bezwangen den Tierdämon. Sie schlugen ihn nach hartem Kampf tot. Man schrieb die Errettung von der Seuche der Hilfe des Himmels zu. Schließlich ist St. Antonius, der Einsiedler, der Pestheilige und Bauernpatron auch Schutzpatron von Simonswald.“

Im Dreißigjährigen Krieg, konkret im Jahre 1634, kehrte die Seuche zurück. 14 Jahre später wurden am 1. Januar 1648 unter dem Waldkircher Propst Georg Laumer (1633-1651) die Regeln für eine Sebastiansbruderschaft niedergeschrieben. Als Totenbruderschaft für Männer und Frauen fand sie sich zusammen, um den hl. Sebastian zu verehren. Am 20. Januar, dem Fest des Heiligen, wurde aller verstorbenen Mitglieder gedacht und nach dem Tod eines Mitglieds zu dessen Gedenken die Messe gefeiert. 1783 wurde die Bruderschaft aufgehoben.

Kirchenpatron, in Obersimonswald ist der hl. Antonius. Neben ihm tritt jedoch im Tal immer deutlicher der hl. Sebastian hervor. Umgekehrt verhält es sich in Untersimonswald, wo der hl. Antonius Ortspatron ist, während der hl. Sebastian als Kirchenpatron fungiert. Es wird vermutet, dass die erste Pfarrei von St. Margaretha in Waldkirch im 12. Jahrhundert bereits zu Ehren des hl. Sebastian gegründet wurde. In der Pfarrkirche von Altsimonswald wird der hl. Sebas-

<sup>70</sup> GEORG SCHURHAMMER: Glottertal und Breisgau. Heimatkundliche Studien, Rom 1965; KRAEMER (wie Anm. 9), S. 44; BERNHARD HOCH: Höfe im Glottertal, hg. von der Gemeinde Glottertal, Glottertal 1986, S. 37; DERS.: Kreuze und Kapellen im Glottertal, unter Mitarbeit von MICHAEL PROSSER, hg. von der Gemeinde Glottertal, Glottertal 1989, S. 50f.; DERS.: Gastfreundliches Glottertal, in: Der Lichtgang 42 (1992), Heft 2/3, S. 20-22.

<sup>71</sup> GEORG TRENKLE: Totentanz Bleibach, in: Badische Heimat 85 (2005), S. 65-68; W. O.: Aus der Bleibacher Dorfchronik, in: Das Elztal vom 28. Mai 1960.

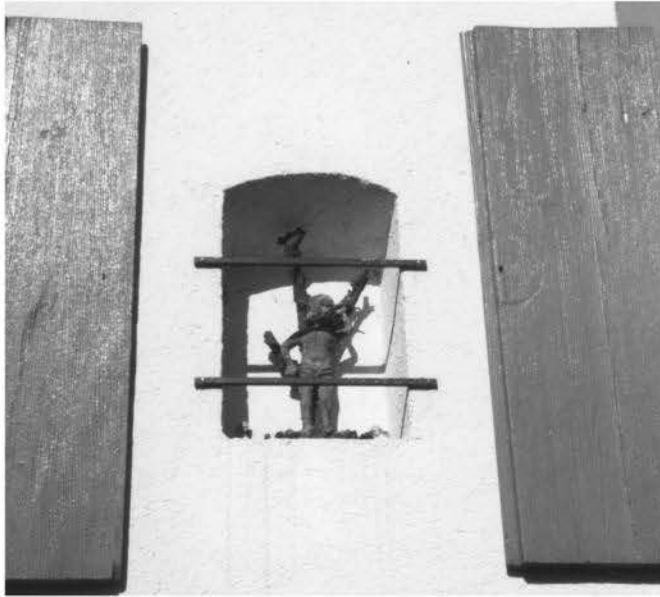


Abb. 10 Hl. Sebastian am Haus des sogenannten „Dorerbaschi“ in Siegelau (Foto: Müller).

tian an einen Baum gebunden und von Pfeilen durchbohrt auf dem Deckengemälde dargestellt. Obwohl er durch den Pfeilbeschuss nicht zu Tode kam, schweben bereits Engel vom Himmel herab, um ihm die Märtyrerkrone zu bringen. Das Hauptbild wird von Szenen aus dem Leben des Heiligen umrahmt. Johann Pfunner malte dieses Frühwerk bald nach seiner Straßburger Gesellenzeit 1741. Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammt die Sebastiansfigur am Hochaltar in Untersimonswald. Auch in der Hofkapelle des Gallihofes befindet sich ein Standbild des Pestheiligen. Außerdem ist das Augustinermuseum Freiburg im Besitz einer Figur des Heiligen, die 1736 von Bildhauer Anton Joseph Schupp geschaffen wurde (Titelbild Einband). Dort befindet sich eine weitere des hl. Rochus aus Obersimonswald vom Ende des 15. Jahrhunderts. Hingewiesen sei auch auf die Pestpatronin von Paris, die hl. Genovefa (von 1480), deren Skulptur jedoch einem Kunstraub zum Opfer fiel.

Um es den Dieben nicht zu leicht zu machen, steht der hl. Antonius, der das Breulersche Haus beschützt, nicht mehr im Freien, sondern wurde ins Gebäudeinnere versetzt. Die Figur hält eine sogenannte „Pestglocke“ in seiner Hand, durch deren Läuten der Heilige die Krankheit vertreiben kann. Die gleiche Aufgabe hatte die 1720 gegossene Glocke im Kirchturm von Untersimonswald. Diese Eigenschaft erhält sie durch die Inschrift und das Sebastiansrelief: ZVR EHREN DER ALLERHEILIGSTEN DREY FALTIGKEIT S: SEBASTIANI ET: WENDELIN VND S: ANTONI EHRAMIT BIN ICH GEGOSSEN WORDEN.<sup>72</sup>

#### Biederbach, Oberspitzbach, Siegelau, Winden und Yach

Über die Pest im Gebiet zwischen Waldkirch und Elzach wissen wir herzlich wenig. Lediglich Bevölkerungsabnahme und religiöse Volkskunst geben einen Hinweis. In Biederbach ist es das Kreuz mit einem Doppelbalken (Caravaca-Kreuz), das beim Stampferlemathisenhof und beim Biehlerhof steht.<sup>73</sup>

<sup>72</sup> JOSEPH BADER: Das Thal Simonswald, in: Freiburger Diözesan-Archiv 7 (1873), S. 1-80; Elztäler Sagen. Tier-sagen rund um den Kandel. Überliefertes aus dem Gebirge und aus den Tälern, gesammelt und erläutert von WILLI THOMA, Waldkirch 1986; BERTRAM JENISCH/ANNELIESE MÜLLER: Kirchen in Simonswald, in: Die Geschichte von Simonswald, hg. von GERHARD A. AUER, Simonswald 2003, S. 325-348, hier S. 330; STREIT (wie Anm. 60), S. 18; Bender (wie Anm. 56); Kunstgegenstände geraubt. Die Kirche in Untersimonswald von Dieben heimge-sucht, in: Badische Zeitung vom 21./22. Juli 1973.

<sup>73</sup> ALFRED ALLGEIER: Biederbach aus der Vergangenheit zur Gegenwart, hg. von der Gemeinde Biederbach, Biederbach 2005, S. 312 und 314 jeweils mit Abb.

In Oberspitzbach steht der sogenannte „Pestbildstock“. Das Gehäuse ist leer, sodass nicht gesagt werden kann, welcher Pestheilige darin stand, um den Ort vor der Seuche zu beschützen.

In Siegelau lebten während des Dreißigjährigen Krieges etwa 40 Familien. Nach dem Krieg scharten sich um Pfarrer Christoph Haas nur noch 23 Familien, die nach überstandenen Kriegs- und Seuchenzeiten die Veits-Bruderschaft gründeten. Der hl. Veit ist jedoch sehr selten als Pestpatron angerufen worden. Eher deutet die Figur am Haus des sogenannten „Dorerbaschi“ (Sebastian Dorer) auf die Pest hin, da der Vorname „Sebastian“ in der Familie Tradition hat (Abb. 10).<sup>74</sup>

Auch für Ober- und Niederwinden fällt es schwer, den in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nachgewiesenen Rückgang der Bauernfamilien von zwölf auf fünf allein der Pest zuzuschreiben. In der alten Ausstattung der Pfarrkirche Oberwindens gab es keine Darstellung eines Pestheiligen. Erst als das Kloster Tennenbach durch die Säkularisation aufgehoben wurde, gelangte der Sebastiansaltar, dessen Gemälde Johann Pfunner 1774 malte, nach Oberwinden. Außerdem zeigt ein Glasfenster das Martyrium des hl. Sebastian.<sup>75</sup>

Ob auf der anderen Talseite der Elz, in Yach, die Pest auftrat, ist nicht belegt. Bis vor wenigen Jahren konnte man in der Pfarrkirche St. Wendelin eine Darstellung des hl. Rochus sehen. Als am 25. Oktober 1778 die Rochuskapelle der ehemaligen Aussätzigen bei Kollnau durch Hochwasser zerstört wurde, kamen sowohl der Rochus- als auch der Karl-Borromäus-Altar nach Yach. Beide Heiligenfiguren wurden innerhalb der Kirche mehrmals versetzt und nach der letzten Renovierung nicht mehr aufgestellt.<sup>76</sup>

#### Elzach

Zwei Stadtbrände in den Jahren 1583 und 1634 tragen u.a. dazu bei, dass es für Elzach keine gesicherten Hinweise für eine Pestepidemie gibt. 1555 soll der „schwarze Tod“, der auch Freiburg und Offenburg heimsuchte, in Elzach zahlreiche Opfer gefordert haben. Die Personenverluste im Dreißigjährigen Krieg könnten durch die Pest mitverursacht worden sein. Es ist überliefert, dass sich bei der ehemaligen Wendelinskapelle ein in dieser Zeit angelegter Pestfriedhof befand. An die Kapelle, die 1811 abgebrochen wurde, erinnert heute das Steinkreuz beim Haus Hauptstr. 113 sowie die Hausfigur des hl. Wendelin an der Ecke Hauptstraße und Eckstr. 7. Darüber hinaus gibt es in Elzach das sogenannte „Pestkreuz“. Hierbei dürfte es sich um ein Sühnekreuz handeln, denn die eingemeißelte Pflugschar deutet darauf hin, dass entweder jemand damit erschlagen wurde oder ein Bauer beim Pflügen tödlich verunglückte. Dennoch kann an der Deutung als „Pestkreuz“ festgehalten werden, da in die Kuhle oben auf dem Stein angeblich Essen für Pestkranke gelegt wurde (Abb. 11).<sup>77</sup>

<sup>74</sup> THOMAS STEFFENS: Zur Geschichte von Siegelau und Oberspitzbach vor 1900, in: Siegelau 1251-2001, hg. von GERHARD A. AUER, Gutach 2001, S. 21-78.

<sup>75</sup> Aus der Geschichte von Winden, Vortrag von Hermann Rambach vom 9. Dezember 1974, StadtAF, K1/92.

<sup>76</sup> JOSEF WEBER: Yach, das Dorf am Rohrhardsberg, hg. von der Stadt Elzach, Elzach 1993, S. 219; Waldkircher Volkszeitung vom 1./2. Juli 1978.

<sup>77</sup> K. MERZ: Aus Elzachs Geschichte, in: Heimat-Chronik vom 19. August 1931; KARL SIEGFRIED BADER: Zur älteren Geschichte der Stadt Elzach, in: Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins 45 (1934), S. 91-122, hier S. 120; JOSEF WEBER: Zur Geschichte der Stadt Elzach, Elzach 1978, S. 39 und 167; KARL SIEGFRIED BADER: Auswirkungen des 30jährigen Krieges in Elzach und oberen Elztal, in: ZGO 105 NF 66 (1957), S. 456-474; O. A. MÜLLER: Steinkreuze im Bereich des mittleren Schwarzwaldes, in: Der Schwarzwald 73 (1936), Nr. 12, S. 225-228; DERS.: Bestandsaufnahme der Steinkreuze in Mittelbaden, in: Die Ortenau 25 (1938), S. 145-180, hier S. 164; JOSEPH L. WOHLER: Sühnekreuze. Eine Umfrage, in: Schau-ins-Land 65/66 (1938/39), S. 198-202, hier S. 199 mit Abb. S. 202; BERNHARD LOSCH: Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg, Stuttgart 1981, S. 50 und 229.



Abb. 11 Sogenanntes „Pestkreuz“, Elzach  
(Foto: Müller).

### Chronologie der Pestjahre (inkl. Freiburg)

|           |   |           |  |
|-----------|---|-----------|--|
| 1313/1314 | Günterstal  | 1532      | Freiburg   |
| 1315-1317 | Staufen (?)   | 1535      | Freiburg, Norsingen,                                   |
| 1348-1350 | Freiburg, Hartheim (?),<br>Oberried, Pfaffenweiler (?),<br>Staufen (?), Waldkirch (?) | 1540-1542 | Waldkirch<br>Freiburg                                  |
| 1401      | Oberried  | 1541      | Norsingen  |
| 1407      | Oberried  | 1544      | Opfingen   |
| 1410      | Freiburg  | 1545      | Norsingen  |
| 1420      | Freiburg, Heitersheim   | 1551      | Freiburg   |
| 1425-1429 | Freiburg  | 1553      | Freiburg   |
| 1449      | St. Peter   | 1555      | Elzach, Freiburg                                       |
| 1471      | Freiburg  | 1556      | Freiburg   |
| 1473/74   | Freiburg, Hartheim,<br>Waldkirch  | 1564      | Freiburg, Gottenheim,<br>Hochdorf, Staufen,<br>Umkirch |
| 1477      | Freiburg  | 1565      | Freiburg   |
| 1480      | Günterstal, Waldkirch   | 1567      | Kirchzarten  |
| 1482      | Heitersheim   | 1568      | Norsingen  |
| 1485      | Günterstal  | 1576      | Freiburg, Norsingen                                    |
| 1492      | Freiburg, Waldkirch   | 1580      | Waldkirch  |
| 1501      | Waldkirch   | 1583      | Freiburg   |
| 1501/02   | Freiburg  | 1584      | Ebringen, Umkirch                                      |
| 1502      | Norsingen, Staufen  | 1585      | Freiburg   |
| 1526      | Waldkirch   | 1586      | Freiburg   |
| 1529      | Norsingen, Staufen  | 1590      | Freiburg, Glottertal,<br>Waldkirch                     |
| 1530      | Freiburg, Waldkirch   |           |  |

|           |                              |      |                              |
|-----------|------------------------------|------|------------------------------|
| 1592      | Waldkirch                    | 1629 | Ballrechten-Dottingen,       |
| 1594/95   | Freiburg, Merzhausen         |      | Ebringen, Kirchzarten,       |
| 1595      | Staufen                      |      | Sulzburg, Waldkirch          |
| 1605-1609 | Freiburg, Horben, Lehen,     | 1630 | Ballrechten-Dottingen,       |
|           | Waltershofen, Wildtal        |      | Freiburg, Sulzburg           |
| 1610      | St. Peter, Teningen          | 1631 | Freiburg                     |
| 1611      | Kirchzarten, Stegen (?)      | 1632 | Freiburg, Teningen           |
| 1623      | Prechtal (?)                 | 1633 | Emmendingen, Freiburg,       |
| 1626-1633 | Münstertal                   |      | Gottenheim, Hochdorf,        |
| 1627/28   | Buchenbach, Gündlingen,      |      | Pfaffenweiler (?), Sulzburg, |
|           | Günterstal, Gundelfingen,    |      | Teningen                     |
|           | Munzingen, Oberried,         | 1634 | Buchenbach, Eschbach,        |
|           | Opfingen, Pfaffenweiler (?), |      | Herbolzheim (?), Sulzburg    |
|           | St. Georgen (Freiburg),      | 1635 | Herbolzheim (?), Waldkirch   |
|           | Zarten                       | 1700 | Falkensteig (?)              |



# Der Freiburger Drucker Johann Wörlin

Ein Drucker antireformatorischer Schriften gegen Zwingli und Vorläufer der  
Freiburger Zeitungsverleger

Von  
HERMANN BAUMEISTER

Erst nach einem Intervall von zwei Jahrzehnten nach der Aufgabe der Freiburger Druckerei von Friedrich Riederer im Jahr 1500 und nach einem kurzen Intermezzo des Straßburger Druckers Johann Schott, der 1503 in Freiburg die Erstausgabe der „Margarita philosophica“ seines Lehrers Gregor Reisch druckte, etablierte Johann Wörlin in der Breisgauhauptstadt wieder eine Druckerwerkstatt. Johann Wörlin wird 1517 als Mitglied der Freiburger Krämerzunft „Zum Falkenberg“ erwähnt. Der Name ist auch heute noch im süddalemanischen Raum verbreitet und bedeutet einen verkürzten Kosenamen von Werner. Eine akademische Vorbildung wie bei seinen Vorgängern Kilian Fischer und Friedrich Riederer oder wie bei dem berühmten, aus Freiburg stammenden Kartografen Waldseemüller ist in den Matrikeln der Universitäten von Freiburg und Basel nicht nachweisbar. Er handelte wohl zunächst als Buchführer. Im Jahr 1522 erschienen in seiner Werkstatt zwei Werke von Jakob Mennel, dem Freiburger Stadtschreiber und späteren Hofhistoriografen Kaiser Maximilians I. Zu den Autoren seiner Schriften zählten der Konstanzer Bischof Hugo von Hohenlandenberg, dessen Generalvikar Johann Fabri, der Straßburger Augustinerprior Konrad Treger, der Augsburger Stadtprediger Mathias Kretz sowie der Zürcher Unterstadtschreiber Joachim vom Grüd und der päpstliche Legat Lorenzo Campeggio. Erasmus von Rotterdam ist bei ihm mit vier Traktaten vertreten. „Neüwe Zeytungen“ Wörlins berichten über den Bauernkrieg, die Schlacht von Pavia und von den Türkenkriegen. Seine Flugschriften enthalten Liedertexte und Gesundheitsratgeber. Insgesamt lassen sich im „Verzeichnis der im deutschen Sprachgebiet im 16. Jahrhundert erschienenen Drucke“ (VD 16) 32 Titel aus der Werkstatt Wörlins nachweisen. Dazu kommt eine schlecht zu schätzende Anzahl von heutzutage nicht mehr vorhandenen Drucken. Aus einem Vergleich eines Katalogs des 18. Jahrhunderts mit heutigen Bibliotheksbeständen beziffert Engelsing den Schwund auf 30 bis 50 %.<sup>1</sup>

Die Mehrzahl der Drucke Wörlins sind Flugschriften. Diese vor allem von den Reformatoren genutzte neue Medienform kam Anfang des 16. Jahrhunderts in Gebrauch. Flugschriften sind kleine, wenige Bogen im Quart- oder Oktavformat umfassende Schriften, ungebunden, geheftet oder broschiert in einer einfachen, meist nicht illustrierten Aufmachung. Ihr Inhalt ist vielfältig. Johannes Schwitalla unterscheidet nicht weniger als 21 Textsorten wie Traktate, Pre-

---

<sup>1</sup> Vgl. FRIDRICH PFAFF: Festschrift zum vierhundertjährigen Gedächtnis des Freiburger Buchdrucks, Freiburg 1893, S. 17f.; ALFRED GÖTZE: Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit, Straßburg 1905, S. 25; LUDWIG KLAIBER: Buchdruck und Buchhandel in Freiburg i.Br. Ein geschichtlicher Überblick, Freiburg 1949, S. 15; VERA SACK: Freiburg im Breisgau, in: Lexikon des gesamten Buchwesens, Bd. 3, Stuttgart 1994, S. 45; JOSEF BENZING/CHRISTOPH RESKE: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 51), Wiesbaden 2007, S. 278f.

digten, Lieder, Erlasse, Gedichte und andere mehr.<sup>2</sup> Flugschriften dienen der Information über aktuelle Ereignisse oder einer Partei im Kampf gegen eine andere auf wissenschaftlichem, politischem oder religiösem Gebiet.<sup>3</sup> „Neüwe Zeytungen“ sind ebenfalls Flugschriften und übermitteln aktuelle Nachrichten wie z.B. von Kriegsereignissen, Entdeckungen, Katastrophen, Wunderheilungen oder Prophezeiungen. Flugschriften richten sich an die Öffentlichkeit, d.h. an alle Bürger durch die Vermittlung von lesefähigen Individuen. Sie sind in der Volkssprache verfasst und zu einem erschwinglichen Preis erhältlich.

Die Schriften Wörlins sind sorgfältig gedruckt in einer rundlaufenden, gotischen Schrift, wie sie auch schon sein Vorgänger Riederer in ähnlicher Art verwendet hatte. Illustrationen in Form von Holzschnitten fehlen bis auf wenige Ausnahmen. Riederers Drucksignet, eine Dame mit einem Wappenschild mit drei Sternen, taucht in einer Schrift von Joachim vom Grüd auf. Seine Schriften sind zum Teil mit einer Titelbordüre versehen. Diese zeigt in einer Kopfleiste zwei gefiederte Figuren und ein Wappen mit drei Dolchen, die als ein Zeichen der Wehr und Ableitung des Namens Wörlin gedeutet werden.<sup>4</sup> Im Mittelfeld befinden sich links eine Säule, auf der rechten Seite zwei Säulen. Im unteren Feld streiten zwei Krieger mit Schild und Schwert. Die Initialen sind Holzschnitte mit floralem Dekor. Alle Drucke sind in neuhochdeutscher Sprache verfasst.

### Jakob Mennel, Historiograf Kaiser Maximilians I.

Der Humanist Jakob Mennel, um 1460 in Bregenz geboren, studierte in Tübingen, Freiburg und Basel Artes Liberales und Jurisprudenz, war 1496-1500 Stadtschreiber der Stadt Freiburg, 1500 Kanzler des Großpriors der Johanniter in Heitersheim und ab 1507 Professor der Rechte in Freiburg. 1505 ernannte ihn Kaiser Maximilian I., dem er schon auf dem Freiburger Reichstag 1495 begegnet war, zum Kaiserlichen Rat mit dem Auftrag, die Geschichte und Genealogie des Hauses Habsburg zu erforschen. In dieser Funktion unternahm Mennel Reisen im ganzen Herrschaftsgebiet der Habsburger, nach Österreich, Italien, Lothringen, Wallonien und den Niederlanden und verschaffte sich Zugang zu allen erreichbaren Quellen in Bibliotheken und Archiven.<sup>5</sup> Schon 1494 publizierte Mennel bei dem Freiburger Drucker Friedrich Riederer eine „Rhetorica minor“.<sup>6</sup> Ein bei Hans Schäffler in Konstanz gedrucktes „Schachzabelbuch“ befasste sich mit den Regeln des Schachspiels.<sup>7</sup> Das Hauptwerk seiner Tätigkeit als Historiograf Kaiser Maximilians war eine fünfbändige „Fürstliche Chronick, genant Kaiser Maximilians Geburtsspiegel“. Der fünfte Band dieser Fürstenchronik (in zwei Teilen) enthielt die Heiligen und Seligen des Hauses Habsburg. Ein kurze Zusammenfassung „Der Zaiger“ erschien 1518. Alle Bände waren scriptografisch als Unikate erstellt, mit reichen Illustrationen versehen und nur für den persönlichen Gebrauch des Kaisers bestimmt. Mennel las noch 1518 Kaiser Maximilian an seinem Sterbebett aus seiner Chronik vor.<sup>8</sup>

<sup>2</sup> JOHANNES SCHWITALLA: Deutsche Flugschriften 1460-1525. Textsortengeschichtliche Studien, Tübingen 1983.

<sup>3</sup> HELMUTH HILLER/STEPHAN FÜSSEL: Wörterbuch des Buches, Frankfurt 2006, S. 126.

<sup>4</sup> GÖTZE (wie Anm. 1), S. 25.

<sup>5</sup> Vgl. KARL HEINZ BURMEISTER: Jakob Mennel, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Bd. 6, hg. von KURT RUH, Berlin 1987, Sp. 389-395.

<sup>6</sup> JAKOB MENNEL: Rhetorica minor, Freiburg 1494.

<sup>7</sup> JAKOB MENNEL: Schachzabel, Konstanz 1507.

<sup>8</sup> Vgl. TANJA REINHARDT: Die habsburgischen Heiligen des Jakob Mennel, Dissertation, Freiburg 2002; DIETER MERTENS: Geschichte und Dynastie. Zu Methode und Ziel der fürstlichen Chronik Jakob Mennels, in: Historiographie am Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, hg. von KURT ANDERMANN (Oberrheinische Studien 7), Sigmaringen 1988, S. 121-153.



# Seel unnd heiligen B buch/Keiser Maximilians altfor dem als weyt ich uff Ierer Keiserlichen Maiestat gnedig befelß/allenthalben hab mögē erfare



**Cum gratia et Privilegio  
 Imperatoris ad Septennium**

Abb. 1 „Seel unnd heiligen buch, Keiser Maximilians altfordern“. Die Heiligenlegenden und Begräbnisstätten der Habsburger. Aus der Feder des ehemaligen Freiburger Stadtschreibers, kaiserlichen Rats und Hofhistoriografen Jacob Men- nel. Das erste Werk aus der Offizin von Johann Wörlin, 14. Februar 1522 (Universitätsbibliothek Freiburg, H 5366 [wie Anm. 9]).

Am 14. Februar 1522 erschien als erster Druck der Officin Wörlins das „Seel- und Heiligenbuch Kaiser Maximilians“ (Abb. 1).<sup>9</sup> Das Werk schildert in kurzen Artikeln die Heiligenlegenden und Begräbnisstätten *der hochloblichen Fürsten und herren des milden Bluts von Österreich und Habsburg, so vor und nachdem sie Herzöge, Kunig und kaiser worden sind*. Es werden nicht nur die kanonisierten, also von der Kirche anerkannten Heiligen aufgeführt, sondern auch *die von gemeinen Leuten, andächtigen und frommen Menschen zu yedes Zeyten für heilig geachtet sind*. Ebenso werden auch die weiblichen Nachkommen der Habsburger erwähnt: *Dann so dein tochter oder schwester irs eygemals nehmen ansich nymm unnd dardurch irn angeborn namen verleüt, ist doch sie und ihre Kinder und Kindeskinden wie oft sich der nam verkehrt, für und für deines Geblüts*.<sup>10</sup>

Ein Jahr später erschien eine Genealogie der Merowinger, Karolinger, Kapetinger, Franken und Burgunder, die alle als Vorfahren der Habsburger ausgewiesen werden (Abb. 2).<sup>11</sup> Men- nel will damit die Herkunft und den hohen Rang der Habsburger nachweisen, gleichzeitig aber auch ihre Besitz- und Herrschaftsansprüche dokumentieren *vermeist wie Engelland, Portugal, Kastilien, Spanien und Habsburg durch Heirat zu einem Fleisch und Blut worden sind*.<sup>12</sup> Beide Schriften sind eine Summe des Lebenswerkes von Jakob Men- nel, eine gedruckte Zusammenfassung seiner Fürstenchronik für die Hand des Volkes *nachdem aus vil loblichen Ursachen*

<sup>9</sup> Seel unnd heiligen buch, Keiser Maximilians altfordern, als weyt ich uff leer Ierer Keiserlichen Maiestat gnedig befelß, allenthalben hab mögen erfahren, Johann Wörlin 1522, Universitätsbibliothek Freiburg, H 5366.

<sup>10</sup> Ebd., Bl. hij.v.

<sup>11</sup> Ain hüpsche Chronick von Heidnischen und Christenkünigen der Teutschen und Welschen Francken, darin nit allein die Troyanischen, Pipinischen und Hugonischen, sunder auch sunst vil treffenliche Geschlecht grosser Kü- nig, Fürsten und Herrn, die daruß entsprossen sind anzeygt werden, Universitätsbibliothek Freiburg, H 363,t.

<sup>12</sup> Ebd., Bl. kiiij.v.

# Ain hüpsche Chronick

von Heidnischen vñ Christen

Künigen/der Teütschen vnd Welschen Francken/darvñ  
nit allein die Trojanschen/Pipinischen vñ Hugonischen  
sunder auch sunst vil treffentliche geschlecht grosser künig/  
fürste vñ herren/die daruß entsprossen sind/anzeygt werde.



Abb. 2 „Ain hüpsche Chronick von Heidnischen und Christenkünigen der Teutschen und Welschen Francken“, Johann Wörlin 1523. Eine Genealogie der Merowinger, Kapetinger, Franken und Burgunder als Vorfahren der Habsburger. Wie das „Seel- und Heiligenbuch“ Kaiser Maximilians eine populäre Zusammenfassung der „Fürstenchronik“, die Jakob Mennel als scriptografisches Unikat für Maximilian angefertigt hatte (Universitätsbibliothek Freiburg, H 363,t [wie Anm. 11]).

groß fürsten und herren zu Zeyten Historia und geschichten besonderen Geblüts Alfordern zu lesen kurzweilig und nützlich ist.<sup>13</sup> Eine Feststellung, die bis heute im Fernsehen und in Illustrierten ihre Gültigkeit hat!

## Die antireformatorischen Schriften Johann Wörlins

Die bei Johann Wörlin edierten antireformatorischen Flugschriften sind in der Hauptsache Publikationen des Bistums Konstanz gegen die Reformation Ulrich Zwinglis in der Schweiz. Das Bistum Konstanz war im Spätmittelalter eine der größten Diözesen im deutschsprachigen Gebiet. Es umfasste den Breisgau, große Teile Württembergs und auch weite Teile der Schweiz mit Zürich. Seit 1496 und somit zu Beginn der Reformation war der aus einem alten Schweizer Ministerialengeschlecht auf Schloss Hegi bei Winterthur geborene Hugo von Hohenlandenberg (1457-1531) Bischof von Konstanz.<sup>14</sup> Sein Generalvikar war Johann Fabri (1478-1541), Sohn des Leutkircher Schmiedes (Fabri) Peter Heigerlein. Er hatte in Tübingen und Freiburg studiert. Bei dem Humanisten und Freiburger Stadtschreiber Ulrich Zasius promo-

<sup>13</sup> Ebd., Bl. aij.r.

<sup>14</sup> Vgl. AUGUST WILLBURGER: Die Konstanzer Bischöfe Hugo von Landenberg, Balthasar Merklin, Johann von Lupfen (1496-1537) und die Glaubensspaltung (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 34/35), Münster 1917.

vierte er zum Doktor beider Rechte. 1518 wurde er Generalvikar von Konstanz. „Mit Fabri stand ihm [dem Bischof von Konstanz] einer der fähigsten und würdigsten Köpfe unter den Reformwilligen, die nicht zur Reformation übergehen sollten, zur Seite.“ 1523 wurde Fabri zum Rat des Erzherzogs Ferdinand ernannt, 1530 wurde er Bischof von Wien.<sup>15</sup>

Johann Wörlins Offizin war neben Ulrich Morhard in Tübingen die einzige altgläubige Druckerei, die dem Bischof in seiner Diözese zur Verfügung stand. Der Drucker Johann Schöffer in Konstanz war schon früh in den Dienst der neuen Bewegung getreten und druckte Schriften Luthers und seiner Anhänger, ganz zu schweigen von Christoph Froschauer in Zürich, in dessen Haus am 9. März 1522 das demonstrative Wurstessen, das Fastenbrechen der Anhänger Zwinglis stattfand.<sup>16</sup> Ausschlaggebend für Wörlin war auch die Verbindung Fabris mit der Stadt Freiburg, die dieser auch als kaiserlicher Rat nach dem Bauernkrieg beriet, und dessen lebenslanger Kontakt zu seinem Lehrer Zsiasus. Fabris Verhältnis zum Buchdruck selbst war ambivalent. 1521 schrieb er als Konstanzer Generalvikar: *Schon weiss durch die Schuld der Buchdrucker jeder Ungelehrte von dem lutherischen Handel und alle alten Weiber reden auf offener Straße davon.*<sup>17</sup> Gerade deshalb machte er selbst in zahlreichen Flugschriften von der publizistischen Möglichkeit gegen die neue Bewegung Gebrauch.

### Der Regensburger Konvent

Im Juni 1524 kamen in Regensburg die altkirchlichen Fürsten Süddeutschlands, d.h. Erzherzog Ferdinand von Österreich und die Herzöge von Ober- und Niederbayern, mit 18 Bischöfen aus Österreich, Bayern, Straßburg und Konstanz zusammen *zur ausstellung des lutheranisch ketzerischen sect..zur nothturtigen reformation der priesterschaft; das die geistlichen widerum zum ordentlichen leben und durch gebürliche straff zu dem wesen gebrach und auch die mißbreüch, die zu pöser argernnus der layen dien hierfüro abgestellt werden.* Unter Johannes Eck, Johann Fabri, Johannes Cochläus und Nausea entstand eine Kirchenordnung, die Kardinal Lorenz Campeggio (1474-1539) als Legat des Papstes am 7. Juli 1524 unterzeichnete. Johann Wörlin edierte den „Auszug der Ordnung und Reformation zur Abstellung des Missbrauchs“.<sup>18</sup> Darin wurden der Gottesdienst nach dem Ritus der alten Messe, die Lebenshaltung der Priester, Keuschheit, geziemende Kleidung, Verbot des Besuchs von Tavernen, Zulassung nach einem Examen durch den Bischof, Verbot der Simonie (Ämterkauf) und Vorschriften für die Kirchenverwaltung verfügt.

Die Fürsten selbst verabschiedeten eine „Handhabung christlichen Glaubens und evangelischer Lehre“.<sup>19</sup> Sie bestehen *wider verführerischen und Ketzerischen Lehren Martin Luthers* auf der Heiligen Messe, Sakramentspendung und den anderen christlichen Gebräuchen, wie sie von den heiligen Vätern (Kirchenvätern) überliefert wurden. Sie fordern eine Bestrafung der Laien, die ohne Beichte das Heilige Sakrament nach der Form der Kirche oder unter beiderlei

<sup>15</sup> LEO HELBLING: Dr. Johann Fabri. Generalvikar von Konstanz und Bischof von Wien, 1478-1541. Beiträge zu seiner Lebensgeschichte (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 67/68), Münster 1941; HERBERT INNENKÖTTER: Johann Fabri, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. X, Berlin 1982, S. 744-788. Zitat aus ULRICH GÄBLER: Huldrych Zwingli. Eine Einführung in sein Leben und Werk, München 1983, S. 22.

<sup>16</sup> BERND MOELLER: Die Konstanzer Reformationsdrucker, in: Archiv für Geschichte des Buchhandels 2 (1960), S. 729-733.

<sup>17</sup> KURT KOSZYK: Vorläufer der Massenpresse. Ökonomie und Publizistik zwischen Reformation und Französischer Revolution (Das Wissenschaftliche Taschenbuch, Abt. Geisteswissenschaften 5), München 1972, S. 21.

<sup>18</sup> LORENZO CAMPEGGIO: *Usszug der Ordnung und Reformation zur abstellung der Mißbreüch und uffrichtung eines erbern wesens und wandels in der Geistlichkeit durch Bepstlicher heiligkeit Legaten zu Regenspurg uffgericht*, Johann Wörlin 1524, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, HB 2040.

<sup>19</sup> Die Beschlüssung der Fürsten unnd Botschafften uff sant Johans Baptisten tag anno XXIII. zu Regenspurg versamlet, zu handthabung Christlichs glaubens und ewangelischer lere, Bayerische Staatsbibliothek München, 4 H.ref.125.

Gestalten nehmen und eine Bestrafung der Priester, die zur Ehe greifen. Da *die verdammten und verführerischen Lehren allermeist durch den Buchdruck ausgebreitet würden*, dürfe kein Drucker ohne behördliche Genehmigung drucken. Niemand dürfe die verbotenen Schriften Luthers kaufen, verkaufen oder verschenken. Auch dieser Beschluss, an dem Fabri als Rat Ferdinands mitgewirkt hatte, erschien bei Wörlin.

## Ulrich Zwingli und die Disputationen von Zürich

Ulrich Zwingli (1474-1531), in Wildhaus bei Toggenburg geboren, studierte in Wien und Basel und wurde 1506 Pfarrer in Glarus, 1516 Wallfahrtskaplan in Einsiedeln und schließlich 1519 Leutpriester am Großmünster in Zürich. Als Anhänger der bibel- und christozentrischen Frömmigkeit des Erasmus und der Prinzipien „sola Scriptura“ und „solus Christus“ predigte er das Evangelium gegen das seelenlose und bedrückende Menschenwerk kirchlicher Gesetzlichkeit.<sup>20</sup> Zum Eklat kam es am 9. März 1522, am Frühabend des ersten Fastensonntags, als seine Anhänger bei dem schon erwähnten Wurstessen im Hause Froschauer demonstrativ gegen das kirchliche Fastengebot verstießen.

Am 29. Januar 1523 berief der Rat der Stadt Zürich die Prädikanten der Stadt und Landschaft Zürich zu einer Disputation ein wegen der wachsenden Unruhe unter der Bevölkerung wegen Fastengebot, Kirchenzehnten und Klosterwesen.<sup>21</sup> Im Gegensatz zu den scholastischen Disputationen, bei denen im Streitgespräch vor den theologischen Fakultäten die Thesen der Doktoranden erörtert wurden, erhob sich eine weltliche Behörde, der Rat der Stadt Zürich, zum Schiedsrichter über theologische Fragen. Es sei unter den Predigern Zwietracht entstanden: Die eine Partei meine, das Evangelium getreulich gepredigt zu haben, die andere nenne dessen Verkündigung Ketzerei und Verführung. Zu dieser ersten Züricher Disputation wurde auch der Bischof von Konstanz geladen, der als seinen Vertreter den Generalvikar Johann Fabri schickte. Zwingli vertrat in 69 „Schlussreden“ seine Thesen von Kirche und Papsttum, Messe, Priestertum, Orden, Fasten, Feiertage, Fegefeuer und Heiligenverehrung aus der Sicht des reinen Evangeliums. Fabri forderte im Namen des Bischofs, dass die Angelegenheit vor ein Konzil gebracht werden müsse. Der Rat der Stadt Zürich beschloss trotzdem, *das mag Ulrich zwingli fürfaren und hinfür, wie bishar, das heilig evangelium und die recht göttlich gschrift verkünde*.<sup>22</sup>

Auf die offizielle Darstellung der Disputation durch den Züricher Schreiber Erhard Hegenwalt vom 3. März 1523 antwortete Fabri mit einer *warlich untterrichtung*.<sup>23</sup> Fabri stellte den Bericht des aus seiner Sicht *parteyischen Schreibers* Hegenwalt richtig. Er wurde damit seinerseits das Objekt der Satire „Gyrenrupffen“, dem Geierrupfen, aus der Feder von sieben Züricher Handwerkern.

An der zweiten Disputation vom 26. bis 29. Oktober nahm Fabri nicht mehr teil. Vor 900 Zuhörern wurde über Zwinglis Ablehnung der bildhaften Darstellung von göttlichen und heiligen Personen disputiert. Die Kultbilder seien Verstofflichung der Götzen, die der Mensch im Herzen trage und ihn vom wahren Gottesdienst abhielten. Der Rat ließ beide Fragen offen, wollte sie aber durch Gutachten klären lassen.

<sup>20</sup> WOLFGANG REINHARD: Probleme deutscher Geschichte 1495-1806. Reichsreform und Reformation 1495-1555 (Handbuch der deutschen Geschichte 9), Stuttgart 2001, S. 285.

<sup>21</sup> GÄBLER (wie Anm. 15), S. 61-72.

<sup>22</sup> BERND MOELLER: Zwinglis Disputationen. Studien zu den Anfängen der Kirchenbildung und des Synodalwesens im Protestantismus, I. Teil, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung 56 (1970), S. 275-324, hier S. 292.

<sup>23</sup> Ain warlich underrichtung wie es zu Zürich auff den neunundtweintzigsten Tag des Monats Januarij nechstuerschynen ergangen sey, Universitätsbibliothek Freiburg, N 3537.

# Christenlich vnder richtung des Hochwirdigen Für/ sten vnd Herren herrn Hugo Bischoffen zu Costantz die Bildnüssen vnd das opffer d Messs betreffend/Bur/ germeister vnd Rhat zu Zürich/vff den ersten tag Junij diß Vierundzweintzigsten Jars übersendt.

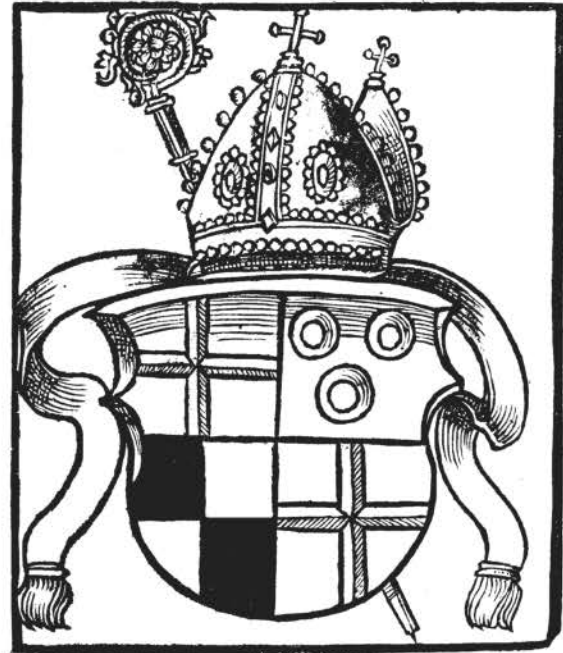


Abb. 3 „Christenlich underrichtung des Hochwirdigen Fürsten und Herren herrn Hugo Bischoffen zu Costantz“, Johann Wörlin 1524. Eine theologische Zusammenfassung der kirchlichen Lehre über die Bilder- und Heiligenverehrung sowie die heilige Messe für den Rat der Stadt Zürich gegen die Thesen von Ulrich Zwingli (Universitätsbibliothek Freiburg, N 1746 [wie Anm. 24]).

Daraufhin übersandte Hugo von Hohenlandenberg am 1. Juni 1524 seine Stellungnahme (Abb. 3).<sup>24</sup> Nach Konsultationen von verschiedenen Universitäten und Theologen gab der Bischof einen Abriss über die Geschichte der Heiligenverehrung in der Kirche. Er schilderte den Götzendienst der Heiden und Juden im Alten Testament, die geschnitzte Bilder errichten und diese als ihre Götzen ansehen und verehren. Anhand der Kirchenväter legte Hugo dar, dass die Christen im Kreuz Christi, in den Bildern Marias und der Heiligen ein Symbol sehen und einen Weg zu Gott suchen. Er zitiert seinen Zeitgenossen Polidoro Vergilio: *Das Bild bedeut gott unseren Herren, den sol man in seinen heiligen eren. Nit das bild gott selber sey, nur das man gottes gedenk darbey.*<sup>25</sup> Der zweite Teil der Schrift ist eine theologische Auslegung der Heiligen Messe und des Priestertums. Nicht die Priester oder irgendein Mensch hätten das Opfer erdacht. Vielmehr habe Christus selbst das Messopfer aufgesetzt und Paulus dieses beschrieben. Nicht die Priester opferten Christus für die anderen Menschen. Der echte und ewige Hohepriester sei Christus selbst. Die Priester vollstreckten als Diener Christi und der Kirche den letzten Willen des Herrn Jesu, wie er beim letzten Nachtmahl sprach: „Tut dies zu meinem Gedächtnis“. Hugo von Hohenlandenburgs Schrift ist somit eine fundierte theologische Auslegung der Bilderverehrung und des Messopfers aus der Bibel und aus den Kirchenvätern.<sup>26</sup> Johann Wörlin druckte diese Schrift in zwei verschiedenen Ausgaben.

<sup>24</sup> Christenlich underrichtung des Hochwirdigen Fürsten und Herren herrn Hugo Bischoffen zu Costantz die Bildnüssen und das opffer der Mess betreffend, Burgermeister und Rhat zu Zürich, uff den ersten Tag Junij diß Vierundzweintzigsten Jars übersendt, Johann Wörlin 1524, Universitätsbibliothek Freiburg, N 1746.

<sup>25</sup> Ebd., Bl. Eijb.

<sup>26</sup> Vgl. CHRISTINE SCHMITT: Christliche Unterrichtung die Bildnisse und das Messopfer betreffend, in: Freiburger Diözesanarchiv 119 (1999), S. 329-349.



Abb. 4 Frau mit Sternenwappen. Signet des Freiburger Druckers Friedrich Riestrer (1493-1500) in der Schrift des Joachim von Grüdt „Das im Sacrament des altars warlich sey fleisch und blut Christi“, Johann Wörlin um 1525 (Universitätsbibliothek Freiburg, N 6584 [wie Anm. 27]).

Wenige Tage nach dem Eingang des Gutachtens, am 13. Juni 1524, verfügte der Züricher Rat die Entfernung der Bilder aus Kirchen und Klöstern. Am 13. und 14. Januar 1525 wurde die Ausübung des Alten Kultes verboten und am 13. April die heilige Messe in ein Nachtmahl umgewandelt, das gemeinsam viermal jährlich gefeiert werden sollte. Damit hatte sich Zürich vollständig der neuen Lehre Zwinglis angeschlossen.

Vermutlich im Jahr 1526 erschien bei Johann Wörlin eine Schrift des Zürcher Unterstadtschreibers Joachim vom Grüdt (Abb. 4).<sup>27</sup> Zunächst Schulmeister in seiner Heimatgemeinde Rapperswil, trat vom Grüdt 1515 in den Dienst der Stadt Zürich. 1525 wurde er vom Rat der Stadt beauftragt, bei Papst Clemens VII. die noch ausstehende Summe von 20.000 Rheinischen Gulden für den Kriegsdienst der Zürcher Söldner 1521 bei Piacenza einzutreiben. Der Papst verzögerte die Auszahlung und machte sie von der Rückkehr der Zürcher in den Schoß der Kirche abhängig. Vom Grüdt gehörte zu den Gegnern Zwinglis und wandte sich vor dem Rat der Stadt gegen die Abschaffung der heiligen Messe. Er wurde zur Rückkehr in seine Vaterstadt Rapperswil gezwungen und verfasste dort seine Schrift gegen die Thesen Zwinglis über das Altarsakrament, die dieser in seinen Schriften „De vera et falsa religione Commentarius“ und der „Nachhuot von dem Nachtmahl oder Danksagung Christi“ publiziert hatte. Er widersprach Zwingli, dass der Glaube allein aus dem Verstand komme und nicht aus der Gnade Gottes. Die Einsetzungsworte „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut“ seien kein Vergleich, sondern eine Realität. Falsch sei auch die Ansicht Zwinglis, dass das Bußsakrament nicht die Sünden tilge. Das Essen des Abendmahls sei kein geistiges Essen, sondern Wirklichkeit. Vom Grüdts Schrift

<sup>27</sup> Christenlich anzeygung Joachims von Grüdt, das im Sacrament des altars warlich sey fleisch und blut Christi, wider den schedlichen verführischen irrumb Ulrich Zwinglins zu Zürich, Johann Wörlin um 1525, Universitätsbibliothek Freiburg, N 6584.

basierte auf einem Bericht des päpstlichen Legaten Kardinal Cajetan „Instructio nuntii“, den Kirchenvätern und auf Johannes Damascenus „De fide orthodoxa“.<sup>28</sup> Da vom Grütth seine Schrift in Zürich selbst nicht publizieren konnte, wandte er sich durch Vermittlung von Johannes Fabri, den er 1526 auf der Badener Disputation kennengelernt hatte, an den altgläubigen Verleger in der Diözese Konstanz, den Freiburger Drucker Johann Wörlin.

In der Diskussion um die Abendmahllehre Zwinglis wurde in der Offizin Wörlins auch das Traktat des Augsburger Dompredigers Mathias Kretz „Von der Mess und wer der rechte Priester sei“ gedruckt.<sup>29</sup> Diese Schrift war ursprünglich bei Simprecht Ruff in Augsburg erschienen.

## Die Badener Disputation

Die Züricher Disputationen und die Reformation Zwinglis blieben auf Stadt und Landschaft Zürichs begrenzt. Die altgläubigen Kantone Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn schlossen sich ihrerseits zur Abwehr der Reformation zusammen. Sie luden die gesamte Schweizer Eidgenossenschaft zu einer Disputation in Baden im Aargau ein.<sup>30</sup> Diese war als Gegenveranstaltung zu Zwinglis Züricher Disputationen konzipiert. Schon vorher hatte sich der Straßburger Kartäuserprior Konrad Treger mit seiner *Vermanung ... an ein lobliche gemeyne Eydgenößschafft* gegen die Irrlehren der Reformatoren gewandt. Treger beschreibt in seiner Einleitung die Schwierigkeit, einen Drucker zu finden wegen *der ungestümigkeit der Widerpartey, dann sie es darin bracht hat, das wenig Trucker funden werden, die das ihnen zu wider trucken werden oder dörfent*. Diesen Drucker fand er in Johann Wörlin.<sup>31</sup>

Dieser druckte auch 1526 den Geleitbrief der altgläubigen Kantone, mit dem sie Zwingli freien Zugang zur Badener Disputation zusicherten, die auf dessen Angebot im Mai 1526 stattfinden sollte.<sup>32</sup> Zwingli lehnte jedoch eine persönliche Teilnahme in Baden ab. Unter dem Präsidium des Ingolstädter Professors Johannes Eck, einem der Hauptgegner Luthers, disputierten vom 21. Mai bis 8. Juni 1526 achtzig Professoren der Universitäten Freiburg, Tübingen und Heidelberg über die Themen der Reformatoren. Anstelle von Zwingli war der Basler Reformator Oecolampad (gräzisiert: Hausschein) Wortführer der Evangelischen Partei. Man diskutierte über das Messopfer, die Beichte, die Fürbitten der Heiligen, über die Bilderverehrung und den allein seligmachenden Glauben. Am Ende der Disputation übergab Johann Fabri das Manuskript einer ursprünglich geplanten Rede gegen Zwingli, das später bei Ulrich Morhart in Tübingen veröffentlicht wurde.<sup>33</sup>

<sup>28</sup> Vgl. ALFRED SCHINDLER: Cajetan, Zwingli und ihr Mittelsmann Joachim Am Grütth, in: Kirche Kultur Kommunikation. Peter Henrici zum 70. Geburtstag, hg. von URBAN FINK UND RENE ZIHLMANN, Zürich 1998, S. 721-742.

<sup>29</sup> Von der Mess und wer der recht priester sey, der Meß habe auch zum tail ob sie ain opffer sey durch Mathiam Kretz zu Augspurg zu unser Frawn im Turm gepredigt, Johann Wörlin 1515, Universitätsbibliothek Freiburg, O 6621.i.

<sup>30</sup> Vgl. BERNDT MÖLLER: Zwinglis Disputationen, II. Teil, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 60 (1974), S. 272-283.

<sup>31</sup> Vermanung bruder Conradts Treger, Augustiner ordens durch hohe Teütsche land Provincial, an ein lobliche gmeyne Eydgenößschafft vor der Böhemschen ketzerey, unnd antwurt Vff ein lugenthafft, gotslestrig buch von etlichen so sich diener des worts heissen an ein Gemeyne Eydgenößschafft diß jars im Aprilen vßgangen, Universitätsbibliothek Freiburg, K 2275.c.

<sup>32</sup> Ein gleidt so die frommen Christlichen Eydgnossen nachbemelter oerter Bern, Luzern, Uri, Schwytz, Underwalden, Zug und Glaris Ulrich Zwinglin Predicante zu Zürich uff die Colation so uff sein erbietten und vilfaltig anrueffen im monat Mey Anno XXVI zu Baden im Ergow gehalten worde, zugeschickt haben, Johann Wörlin 1526, Zentralbibliothek Zürich, Ms S 16,17.

<sup>33</sup> Christenliche Beweisung Doctor Johann Fabri über sechs Artickel des unchristenlichen Ulrichs Zwinglins Meister zu Zürich, Ulrich Morhart 1526, Universitätsbibliothek Freiburg, N 1547.f.

Im Beschluss der Badener Disputation vom 9. Juni 1526 wurde Zwinglis Lehre als irrig verworfen: Zwingli galt als aus der Kirche ausgestoßen. Der Vertrieb seiner Schriften wurde verboten.<sup>34</sup> Am 29. Juni 1526 berichtete Johannes Fabri dem Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg von diesem Ergebnis und von zwei Briefen von Capito, dem Straßburger Reformator Wolfgang Köpfel und von Oecolampad an Zwingli, die in Wettingen abgefangen worden waren.<sup>35</sup>

Die Badener Disputation führte definitiv zur konfessionellen Zweiteilung der alten Eidgenossenschaft. Die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Solothurn und Appenzell bestätigten die Tagsatzung. Dagegen stimmten Bern, Basel, Schaffhausen und Zürich.<sup>36</sup> Eine Einladung zu einer weiteren Disputation nach Bern lehnten die acht altgläubigen Kantone in einem Sendschreiben an die Eidgenossen in Bern ab.<sup>37</sup>

## Die Traktate des Erasmus von Rotterdam

Erasmus von Rotterdam (1465-1536), der Sohn eines Priesters, besuchte die Schule in Deventer, einem Zentrum der „Devotio Moderna“. Diese religiöse Gemeinschaft verinnerlichte ein individuelles Frömmigkeitsideal durch Schriftlesung, Betrachtung und religiöse Lektüre. Nach Eintritt in den Orden der Augustiner Chorherrn wurde er 1492 zum Priester geweiht. Studium und Reisen führten ihn nach Paris, England, den Niederlanden, Basel, Turin und Rom, bis er sich endgültig 1522 in Basel niederließ. Als Humanist war er ein ebenso kenntnisreicher Philologe wie Philosoph und Theologe und in den klassischen Autoren ebenso zu Hause wie in den Kirchenvätern. Er stand mit den führenden Reformatoren in freundschaftlichem Kontakt, bis sich die Wege durch die radikale Kirchenpolitik Luthers, die Abendmahllehre Zwinglis und den Bildersturm Oecolampads trennten. Erasmus blieb bei aller Kritik an der Kirche dem alten Glauben treu. Sein literarisches Wirken ist gewaltig: Aus seiner Feder stammen rund 150 Bücher und an die 2000 Briefe. Neben Klassikereditionen von Aristoteles, Livius, Thymostenes, Terenz und Kirchenväterausgaben von Augustinus, Basilius, Chrysostomos, Cyprian und Origenes gab er 1516 den ersten vollständigen Text des griechischen Neuen Testaments mit einer lateinischen Übersetzung der Vulgata heraus. Neben der Satire „Lob der Faulheit“ und „Apophtegmata“, einer Sammlung von 4.151 Anekdoten, Sprichwörtern und geistreichen Zitaten antiker Autoren, verfasste er viele kleinere Schriften theologisch-erbaulichen und pädagogisch-moralischen Inhalts. Ein Großteil seiner Schriften erschien bei seinem Drucker Johann Froben in Basel, in dessen Haus er oft übernachtete, um die Drucklegung seiner Werke selbst zu überwachen.<sup>38</sup>

Erasmus gab neben seinen wissenschaftlichen Editionen *verteutschte Usslegungen* einzelner Bibeltexte für das Volk in deutscher Sprache heraus. Johann Wörlin druckte in den Jahren 1522 und 1523 z.B. eine Auslegung über die Berufung des Petrus (Matthäus 16,18) „Du bist Petrus der Fels und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen“ sowie eine Interpretation des

<sup>34</sup> GÄBLER (wie Anm. 15), S. 103.

<sup>35</sup> Neüwe zeitung und heimliche wuderbarliche offenbarung etlicher sachen und handlungen, so sich uff dem tag der zu Baden in Ergow uff den sechßundzweintzigsten tag des brachmonats Jm jar Tausent Fünffhundert und XXVI. gehalten worde, zugetrage und begeben hat, Johann Wörlin 1526, Universitätsbibliothek Freiburg, N 3362,mm.

<sup>36</sup> SCHINDLER (wie Anm. 28), S. 721.

<sup>37</sup> Abgeschrift einer Missiven so die acht Ort einer loblichen Eydgnessenschaft ir Botschafft uff Mitwoch nach Lucie z Luzern in dem Jar Tusend Fünffhundert Sybenundzweintzig versamelt Ihr liben Eydgnessen fromen Herrschaft von Bern zugesandt, Bayerische Staatsbibliothek München, 4 H.ref.3c.

<sup>38</sup> Vgl. CORNELIUS AUGUSTIN: Erasmus, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. X, Berlin 1982, S. 1-18; GERHARD RITTER: Erasmus und der deutsche Humanistenkreis am Oberrhein, Freiburg 1937.





Abb. 5 Titelbordüre des Traktates von Erasmus von Rotterdam „Von Walfart ..., wo Christus unnd sein Reyck zu suchen ist“, Johann Wörilin 1523. Diese bildete den Rahmen für die Flugschriften aus der Offizin Wörilins. Die drei Dolche in der Kopfleiste sollen angeblich den Drucker Wörilin, abgeleitet von „Wehr“, symbolisieren (Universitätsbibliothek Freiburg, N 2703,m [wie Anm. 39]).

6. Kapitels von Matthäus „Wo Christus und sein Reich zu suchen ist“ (Abb. 5).<sup>39</sup> Erasmus untersuchte auch das Zitat aus dem Ersten Korintherbrief 16,19: *Ich will lieber mein Gemuet fünff wort in der Kirchen reden andere zu underweysen, dann zehen tausent mit der zungen von gesang.* Erasmus unterschied hier zwischen einem Wortgottesdienst mit Predigt und einer Konzertmesse: *Es erschallt als von Basaunen, Trumeten, krumhörnern, Pfeyffen und Orgelen und darzu singt man auch daryn. So hört man schendliche und uncerliche bullieder und gesang darnach die Huren und Buben tanzen.*<sup>40</sup> Schließlich erschien in der Offizin Wörilins noch eine Auslegung von Matthäus 11,29: *Nehment uff eüch mein Joch und lernent von mir.*<sup>41</sup> Nach 1523 sind keine Schriften von Erasmus bei Johann Wörilin nachweisbar. Erasmus selbst sah sich 1529 unter dem Druck der Reformation in Basel gezwungen nach Freiburg zu emigrieren, ehe er 1535 kurz vor seinem Tode nach Basel zurückkehrte.

## Die Flugschriften des Bauernkriegs

Gegen die wachsende Belastung und Ausbeutung durch die Feudalherren bildeten sich in Südwestdeutschland 1524 regionale Zusammenschlüsse von leibeigenen Bauern. In der Pfalz, im

<sup>39</sup> Ußlegung über sand Hieronimus Allegation was guts die Philosophie in d heilig schrift schaffen. Und über Mathei am xvj capitel. Du bist Petrus, VD 16 ZV 23315; Von Walfart. Erasmi Roterodami Vermanung, wo Christus unnd sein Reyck zu suchen ist, Johann Wörilin 1523, Universitätsbibliothek Freiburg, N 2703,m.

<sup>40</sup> Herr Erasmus von Roterdams verteutschte Ußlegung über dise Wort Sant Pauls zu den von Corinth, Ich wil lieber in meinem Gemüt fünff Worte in der Kirche reden ..., Johann Wörilin 1523, Universitätsbibliothek Freiburg, L 6871.

<sup>41</sup> Herr Erasmus von Roterdams verteutschte ußlegung über das goetlich wort unsers herrn und seligmachers Jesu christi. Mathei am Eylftenn Capitel, Stiftsbibliothek St. Gallen, DD mitte VII 18.24.

Elsass, in der Ortenau, im Schwarzwald und in Oberschwaben kam es zu bewaffneten Aufständen der Bauern gegen ihre Grundherren. Im Frühjahr 1525 formulierten die Memminger Bauern unter dem Kürschnergesellen Sebastian Lotzer und dem Prediger Christoph Schappeler in 12 Artikeln ihre Forderungen gegen die Feudalherren. Im Gegensatz zu dem „Alten Recht“, dem römischen Recht, begründeten sie ihre Ansprüche aus dem „Göttlichen Recht“, dem Evangelium.

Im Frühjahr formierten sich die Bauern in Stühlingen unter dem Söldnerführer Hans von Bulgenbach zu einem Haufen und zogen durch die Baar über Villingen gegen die Stadt Freiburg im Breisgau, die sie, zusammen mit sechs Haufen aus der Markgrafschaft, vom Kaiserstuhl und aus der Ortenau mit insgesamt 5.000 Mann belagerten. Ihre zu *Bystandt der gottlichen Gerechtigkeit* gegründete *christenliche Vereinigung* zwang die Stadt am 24. Mai 1525 zur Unterzeichnung eines Vertrages zu *Uffrichtung eins gemeinen Landtfridens und Abtilkung der unbillichen Beschwerden, darmit der gemein arm Man von geistlicher und weltlicher Oberkeit unbillich, wider das Wort des heiligen Evangeliums Christi* hören könne.<sup>42</sup> Bereits am 8. Mai 1525 heißt es in einem Artikelbrief: *In dieser christlichen vereinigung und bruderschaft ... beschicht dyaran der will Gotts in erfüllung sins gepots von brüderlicher liebhabung ... Nachdem aber aller verraut, zwanknus und verderpnus üß schlössern, klöstern und pfaffenstiften erfolgt und erwachsen, solen die von stund an in den Bann verkhündet sein.*<sup>43</sup> Die Bauern forderten mit ihrem revolutionären Programm eine neue Gesellschaftsordnung der brüderlichen Liebe und des gemeinen christlichen Nutzens allein gegründet auf göttliches Recht. Geistlichkeit und Adel sollten auf ihre Privilegien verzichten.<sup>44</sup> Dieser Artikelbrief blieb wie die Mehrzahl der Manifeste des Bauernkrieges ungedruckt.

Johann Wörlin druckte 1525 den Ortenauer (Renchener) Vertrag zwischen Markgraf Philipp I. von Baden und dem Rat der Stadt Straßburg mit zwei Bauernhaufen in der Ortenau am 25. Mai 1525.<sup>45</sup> Die Vereinbarung erfüllte weitgehend die Forderung der 12 Artikel, ohne aber die bestehende feudale Rechtsordnung selbst infrage zu stellen. Sie legte fest: Bei Neubesetzung einer Pfarrei Bestätigung des Pfarrers durch die Gemeinde. Beschränkung des Zehnten auf Getreide und Wein, ohne den „kleinen Zehnten“ von Obst, Beeren und Kleintieren; Beschränkung der Frondienste auf höchstens vier Tage im Jahr; Jagderlaubnis auf schädliche Wildtiere wie Füchse, Bären und Wölfe; Holznutzung für Brennholz; kein Frevel ohne gerichtliche Anerkennung; Rückgabe von Allmenden an die Gemeinden, sofern sie nicht rechtmäßig erworben worden waren und Todesfallregelungen.

Zu der Grundfrage des Bauernkrieges, dem menschlichen und göttlichen Recht, erschien bei Johann Wörlin die Abhandlung „Von Leibeigenschaft und Knechtheit“.<sup>46</sup> Der Verfasser Urban

<sup>42</sup> Der deutsche Bauernkrieg, gleichzeitige Urkunden Januar bis Juli 1525, hg. von HEINRICH SCHREIBER (Urkundenbuch der Stadt Freiburg NF), Freiburg 1864, Nr. CCLX, S. 131-133, hier S. 132.

<sup>43</sup> Zitiert nach: Flugschriften der Bauernkriegszeit, hg. von ADOLF LAUBE und HANS WERNER SEIFFERT, Berlin 1975, S. 110. Abdruck ebenfalls in SCHREIBER (wie Anm. 42), S. 87-89.

<sup>44</sup> Vgl. HORST BUSZELLO/DIETER MERTENS/TOM SCOTT: „Lutherey, Ketzerey, Ufffrur“. Die Stadt zwischen Reformation, Bauernkrieg und katholischer Reform, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1994, S. 41-52; HORST BUSZELLO/PETER BLICKLE/RUDOLF ENDRES: Der deutsche Bauernkrieg, Paderborn u.a. 1984, S. 74.

<sup>45</sup> Abrede und entlicher vertrage zwueschen den Samlungen zwyer Hauffen in Ortenaw vor Offenburg, und zwueschen Buehel und Steinbach, uffgericht zu Remhen uff Ascens Domini Anno XXV, in: LAUBE/SEIFFERT (wie Anm. 43), S. 45-56.

<sup>46</sup> URBANUS RHEGIUS: Von leybeygenschafft oder knechtheit, wie sich Herre[n] vn[d] eygen leüt Christlich halte[n] sollent. Bericht uß götlichen Rechten, Johann Wörlin 1525, Bayerische Staatsbibliothek München, Res. Hom 2103; LAUBE/SEIFFERT (wie Anm. 43), S. 242-260; vgl. ALEJANDRO ZORZIN: Urbanus Rhegius Flugschrift „Von Leibeigenschaft oder Knechtheit“, in: Flugschriften der Reformationszeit, Colloquium im Erfurter Augustinerkloster 1999, hg. von ULMAN WEISS, Tübingen 2001, S. 157-172.

Rieger (1489-1541) war Sohn eines Priesters in Langenargen, studierte in Freiburg, Ingolstadt, Tübingen und Basel, wurde 1519 zum Priester geweiht und 1520 Domprediger in Augsburg. 1521 wandte er sich den Lehren Luthers zu. Rieger stellte *im Licht des Evangeliums die Frage: Ob under den christen, die all von ainem irdischen vater geboren, von ainem hymliichen widergeboren und in evangelischer fryhait durch blut Christi gesetzt seind, mög oder solle knechtschafft oder leybeygeschafft erlitten werden*. Er unterscheidet zwei Reiche: *Unseres künigs reych ist nit von dieser welt, er regiert in hymlichen gaistigen dingen. Das weltlich reych nimpt zu, wenn es andern leüten schaden thut und belaidigt. Deshalb im unserem reych neben evangelischer freyheit wol mag burgerliche knechthait oder laibaigenschafft ston.*<sup>47</sup> Aus der Sicht des Untertanen beantwortete Rieger die Frage, dass man ohne Schaden zugleich Christ und Leibeigener sein könne. Gegen den Aufruhr wegen der Leibeigenschaft ermahnte er die Bauern: *Steet geduldigk under dem kreüz*. Aus der Sicht des *Halsherrn*, ob dieser Leibeigene besitzen dürfe ohne zu sündigen, bestätigte er diesen, dass sie leibeigene Knechte haben könnten, jedoch vor Gott verpflichtet seien, diese milde zu behandeln und sie nicht zu tyrannisieren. Unter Bezug auf das Alte Testament (Exodus 21) befürwortete Rieger, dass unter strikter Ablehnung von Gewalt eine Freigabe aus der Leibeigenschaft nach sechs Jahren möglich sei.

Sein Appell an die Bauern, sich für eine gewaltlose Anerkennung der bestehenden weltlichen Ordnung auszusprechen, stieß bei diesen auf taube Ohren: Ihre Haufen zogen gegen die Feudalherren und Klöster und brandschatzten Schlösser und Klöster, bis sie von ihren Territorialherren niedergemacht wurden. Im Elsass erschlug Herzog Anton von Lothringen am 17. Mai 1525 brutal 25 000 Bauern. In Württemberg schlug das Heer des Schwäbischen Bundes unter Führung von Georg Truchsess von Waldburg am 12. Mai 1525 die aufständischen Bauern bei Böblingen. Die Schwarzwälder und Stühlinger Bauern wurden am 1. und 2. Juli bei Hilzingen im Hegau von einem österreichisch-bündischen Heer besiegt. Der Bauernaufstand im Südwesten brach damit zusammen. Der Sieg der Bauern in Freiburg blieb damit letztlich ohne Folgen, da sich die Lage in den angrenzenden Gebieten zum Nachteil der Bauern geändert hatte. Die Stadt Freiburg kündigte den Vertrag am 19. Juli und verfolgte die aufständischen Bauern: Sie wurde ihrerseits von der vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim und Innsbruck wegen des Vertrages mit den Bauern angeklagt, kam aber, auch durch die Vermittlung von Johann Fabri, glimpflich davon.

### „Neüwe Zeytung“ von der Schlacht bei Pavia

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts kämpften Spanien und Frankreich um die Hegemonie in Italien, im Süden um das Königreich Neapel, im Norden um das Herzogtum Mailand. Der französische König Franz I. (1517-1547) besetzte 1515 Mailand, während der Süden unter spanischer Hoheit stand. Karl V. vertrieb 1521 die Franzosen aus Mailand. 1524 verbündete sich Franz I. mit Papst Clemens VII. und zog mit einem Heer von 26.000 Franzosen, Italienern und eidgenössischen Söldnern nach Italien, um Mailand und Neapel wiederzugewinnen. Nach der Eroberung von Mailand belagerte er die lombardische Stadt Pavia mit ihrer 6.000 Mann starken Besatzung. Karl V. entsandte ein Entsatzheer von 23.000 deutschen Landsknechten und spanischen Soldaten unter dem Befehl von Fernando de Pescara und Georg von Frundsberg.

Die „Neue Zeitung über die Schlacht von Pavia“ schildert den Kampf.<sup>48</sup> Sie geht auf einen Bericht des kaiserlichen Feldherrn selbst zurück. Am 23. Februar 1525 rückten die kaiserlichen Truppen bis eine welsche Meile (1.8 km) vor die Stadt und bezogen dort ihr Lager. Zwischen

<sup>47</sup> LAUBE/SEIFFERT (wie Anm. 43), S. 242f.

<sup>48</sup> Anzeygung der neüwen zeytung wie es in der Schlacht von Pavia ergangen ist uff sant Matthis tag des heiligen Zwoelffbotten ist der xxiiij.tag Februarij. Im jar Tausent Fünffhundert fünffundzweintzig, Johann Wörlin 1525, Staatsbibliothek Berlin, Flugschrift 1525-13.

ihnen und der Stadt lagerte das französische Heer. Am anderen Tag kam es zum Kampf im Park von Mirabello. Den kaiserlichen Truppen gelang der Einbruch in die französischen Linien. Als die Franzosen zurückwichen, *ist Graf Niclaus von Salin mitsamt seinen Reisigen dem hoffgesind des Franzosen nachgefolgt. Graf Niclas hat sich so hart des kunigs angenommen, under dem kunig das pferdt derstochen. Da hat sich der kunig vast gewert. Doch ist er, als der hengst under im gefallen, gefangen worden.* Die Franzosen wurden besiegt. Über 8.000 französische, italienische und Schweizer Landsknechte wurden erschlagen. 4.000 Schweizer Söldner wurden gefangen und wieder freigelassen. Mit dem König Franz I. wurden auch über fünfzig Edelleute und Offiziere gefangen genommen, die in dem Bericht namentlich aufgeführt werden.

Karl V. gelang damit ein entscheidender Sieg. Die französischen Truppen wurden fast vollständig aufgerieben. Im Frieden von Madrid vom 14. Januar 1526 zwang Karl V. den gefangenen französischen König Franz I. gegen den Rat seines Großkanzlers Gattinara zum Verzicht auf Oberitalien, auf die Lehnshoheit über Artois und Flandern und zur Rückgabe der Freigrafschaft Burgund. Nach seiner Freilassung widerrief Franz I. das erzwungene Diktat.

### „Neüwe Zeytungen“ von den Türkenkriegen

In den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts rüstete sich das osmanische Reich unter dem Sultan Süleyman I. dem Prächtigen (1520-1566) zum Angriff auf das Abendland. Im Jahre 1522 setzte der Sultan zur Eroberung der Insel Rhodos eine Invasionsarmee von 160.000 (?) Mann in Marsch. Die Insel wurde seit 1309 von den Johannitern beherrscht, die damit den Verkehr und Handel im östlichen Mittelmeer kontrollierten.

Johann Wörlin druckte 1522 zunächst einen Sendbrief des Kanzlers von Rhodos „Von dem grausamen unerhörten Krieg des türkischen Kaisers“.<sup>49</sup> Die Zuversicht des Kanzlers, dass es der türkische Kaiser seinem Vernehmen nach und durch göttliche Gnade nicht geschafft habe, die Stadt zu erobern, wurde allerdings bald zunichtegemacht. Ein halbes Jahr später musste Wörlin die bittere Nachricht vom Fall der Stadt Rhodos bekannt geben.<sup>50</sup> In diesem Dokument veröffentlichte er Briefe von Augenzeugen, dem Vizekönig von Cilicien Antoni Maioni, dem französischen Hauptmann Vidal und dem spanischen Kaufmann Gabriel Sarat von der Eroberung von Rhodos. Nachdem die Türken im Juni 1522 auf der Insel gelandet waren, kam es am 24. November zu einem ersten Ansturm auf die Stadt mit rund 5 000 Mann Besatzung. Nach einem großen Regen und unaufhörlichem Beschuss der Stadt aus Handbüchsen forderten die Türken am 4. Dezember in einem Brief an den Hochmeister Philippe de Villiers de l'Isle Adam die Übergabe der Stadt unter der Zusage von sicherem Geleit. Am 20. Dezember kapitulierten die Johanniter, nachdem fast alle Munition der Verteidiger verschossen war, die Häuser, Türme und Gebäude verfallen waren und die Verpflegung vielleicht noch für sechs Monate gereicht hätte. Am 1. Januar 1523, lief der Großmeister auf einem großen Schiff, mit 3 Galeeren und mit allen anderen Schiffen mit Geschützen nach Kreta aus. Der Franzose Vidal berichtete, dass die große Not sie gezwungen habe, die Stadt aufzugeben. Die Türken hätten verkündet, dass die Zurückbleibenden drei Jahre auf der Insel bleiben könnten, von Abgaben und Steuern und vom Kriegsdienst bei den „Gianitzeri“ (Janitscharen) befreit sein sollten. Man habe erfahren, dass die Türken eine beträchtliche Anzahl Volks verloren hätten, durch Schlachten, Krankheit und Sturm. Die Türken würden 200 Galeeren aufrüsten zu einem Angriff auf Rom über Apu-

<sup>49</sup> Von dem grausamen unerhörten krieg, so der Türkisch Keyser yetzt neulich zu Rhodis gefiert und doch seinem fürnemen nach nicht geschafft hat. Anno Domini XXij. Darbey die goetlich gnad wie dan sollich durch die Mis-siue, do der cantzler von Rhodis nachvuolgender weyß geschriben hat gemerckt wird, VD 16 V 2483. Kein Bestand mehr nachweisbar.

<sup>50</sup> Von der Statt Rhodis, wie die dem grossen Türcken uffgeben ist worden, Johann Wörlin 1523, Universitätsbibliothek Freiburg, G 4944.

lien. Gabriel Sarat berichtete, dass die Türken sich *mit Bocken und Igel* an die Mauer der Stadt herangemacht und die Mauer mit großen Löchern und Gräben unterhauen hätten. Man habe den Türken 35.000 bis 60.000 Dukaten „als Geschenk“, also als Lösegeld übergeben. Die Verteidiger selbst hätten 3.000 Leute verloren, darunter 230 Ordensritter. Die Schrift Wörllins gibt also einen authentischen Augenzeugenbericht von der Eroberung der Insel durch die Türken.

Drei Jahre später kam es auf dem Balkan zu einer weiteren großen Schlacht mit den Türken: 1526 brachen die Türken mit 60.000 bis 70.000 Mann, darunter 12.000 Janitscharen, gegen das Königreich Ungarn auf, das eine Tributzahlung verweigert hatte. König Ludwig II. von Ungarn schlug sein Heerlager mit 28.000 bis 30.000 Mann, meist Bauern, in der Nähe des südungarischen Dorfes Mohács auf. Nach einem Angriff der Ungarn zogen sich die Türkischen Reiter zurück und lockten die Ungarn in einen Hinterhalt, wo sie von der osmanischen Artillerie niedergeschossen wurden. Die fliehenden ungarischen Einheiten wurden in die Sümpfe getrieben und getötet. Über 24.000 ungarische Soldaten starben, darunter auch König Ludwig II. Wörllin druckte 1526 einen Bericht über diesen Feldzug, der mit der Feststellung endete: *Es stect leider um das Hungerland nit wol. Wo die ganze Christenheit nit dartzu thut, so ist zu besorgen, das es Österreich bald auch treffen werd.*<sup>51</sup>

Die Schlacht von Mohacs hat weltgeschichtliche Bedeutung: Durch Erbvertrag kam nach dem Tode Königs Ludwigs II. das Königreich Ungarn an das Haus Habsburg und es entstand die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie.

## Liedflugschriften

Der in Worms geborene Barbier und Wundarzt Hans Folz (ca. 1438-1513) ließ sich in Nürnberg nieder und wurde Mitglied der Meistersinger, einer zunftmäßigen Vereinigung bürgerlicher Dichter und Sänger. Er gilt als Reformator des Nürnberger Meistersangs. Er erweiterte die bisher zugelassenen Töne der Alten Meister. Von ihm stammen an die hundert Meisterlieder vorwiegend geistlichen Inhalts, die handschriftlich überliefert wurden. Außerdem arrangierte er zwölf Fastnachtsspiele und Reimpaarsprüche, die er zeitweise in seiner eigenen Offizin in Nürnberg (1479-1488) herausgab.<sup>52</sup> In einer Flugschrift von 1522 druckte Johann Wörllin 1522 einen deftigen Schwank von zwei Eheleuten und von der Beichte zweier Frauen.<sup>53</sup> Der Beichtvater einer Gerberin und einer Schuhmacherfrau erlöste beide von ihren Nöten. Es handelt sich um einen reinen Textdruck: Anstelle von Noten wird auf die bekannte Melodie von *schilherß hoffton* verwiesen.

Der Augsburger Webermeister Jörg Preining/Georg Breuning (1440-1504) zog sich zeitweise in eine Einsiedelei zurück und gründete eine mystische Gemeinschaft.<sup>54</sup> Von ihm stammen „Zwei Sendbriefe von der Liebe Gottes“: Der Mensch müsse in seinem ganzen Tun und Lassen immer Gott vor Augen haben. Gott sei die Liebe selbst und wer darin wohne, der wohne

<sup>51</sup> Ditz büechlin saget von der grausamen und erschrockenlichen handlung und gethaten des Bluthunds der sich nennt ein Türkischen keyser so er und die seinen nach eroberung der Schlacht uff den XXIX tag Augusti nechst- uergangen an unsern mitbrüdern d'Hungerisch Landtschafften gantz unmenschlich triben ahat und noch teglichen thuot, Johann Wörllin 1526, Nationalbibliothek Budapest, App. H.187.

<sup>52</sup> Vgl. JOHANNES JANOTA: Hans Folz, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Bd. 2, hg. von KURT RUH, Berlin 21980, Sp. 769-793; Die Meisterlieder des Hans Folz aus der Münchner Originalhandschrift und der Weimarer Handschrift Q 566 mit Ergänzungen aus anderen Quellen, hg. von AUGUST L. MAYER (Deutsche Texte des Mittelalters 12), Berlin 1908.

<sup>53</sup> Hie findest du zwey schöne lieder. Dis lied seit von zweyen e lütten wie sie mit ein ander lebten biß der man starb. Dis lied seit von zweyen frown wie sie gebichtet han und was die ein einß gerberß wib, die ander ein schuchmacherin und ist in des schilhers hoffton, Johann Wörllin 1522, Nationalbibliothek Wien, \* 43.X.63.

<sup>54</sup> Vgl. FRIEDRICH ROTH: Der Meistersinger Georg Breuning und die religiöse Bewegung der Waldenser und Täufer im 15. und 16. Jahrhundert, in: Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 13 (1904), S. 74-93.

in Gott.<sup>55</sup> Neben einem Ulrichslied, dem Patron von Augsburg gewidmet, ist u.a. bei Johann Wörlin ein „Lied über die Majestät Gottes“ überliefert.<sup>56</sup>

Schließlich veröffentlichte Wörlin ein Streitlied gegen die Reformation von Michael Haug, der darin gegen *die mißbreuch die uns umgeben handt, die mit falsche ler yetzt ufferstandt weter*.<sup>57</sup>

Die Tradition der Liedflugschriften bei Johann Wörlin ist also dürftig, auch wenn noch einige aus den bekannten Gründen dem Untergang anheimgefallen sind. In Freiburg fehlten auch die Anregungen durch Meistersingerschulen wie etwa in Nürnberg, Augsburg, Straßburg oder Colmar. Die Liedflugschriften Wörlins sind deshalb sicher Zufallsprodukte und Auftragsarbeiten. Sie lassen sich deshalb auch schwer als repräsentative Beispiele für die zeitgenössische Liedpublizistik heranziehen, also für das geistliche Lied, das weltliche Lied oder das historische Ereignislied.

Die Liedflugschriften in der Form von mehrblättrigen Heften Wörlins sind reine Nachdrucke von Texten ohne Noten und ohne Illustrationen für die Hand des Sängers, ganz im Gegensatz zu den einblättrigen Liedflugblättern der Zeit. Diese ein- oder doppelseitig bedruckten „fliegenden“, also losen Blätter dienten der Propaganda des Autors selbst für sein Lied, Gedicht oder seine Idee und waren deshalb attraktiv mit wertvollen Holzschnitten aufgemacht wie z.B. die Meisterwerke des Sebastian Brant aus Straßburg oder des Jörg Wickram aus Colmar.<sup>58</sup>

### Gesundheitsratgeber

1523 erschien bei Wörlin die kleine Schrift eines Gesundheitsratgebers für jedermann (Abb. 6).<sup>59</sup> Diese deutsche Ausgabe eines sogenannten „Regimen Sanitatis“ enthält Ratschläge der antiken und mittelalterlichen Ärzte Hippokrates, Avenenna, Almansor für eine natürliche, gesunde Lebensweise. Den vier Jahreszeiten werden die vier Menschentypen und die vier Elemente gegenübergestellt: Für den Frühling der Sanguiniker mit der Luft; für den Sommer der Choliker mit dem Feuer; für den Herbst der Melancholiker mit der Erde und für den Winter der Phlegmatiker mit dem Wasser. Entsprechend gibt es für die 12 Monate des Jahres Vorschläge und Verbote zum Aderlassen, Baden, Essen und Trinken und Kräuterempfehlungen. Es folgen Verhaltensvorschriften für den Tagesverlauf für Baden, Schlafen und Spaziergehen und diätetische Empfehlungen wie Hühnerfleisch und Lammbraten, Rindfleisch, Käse und Obst, Getränkevorschlüge: Wein, Saure Getränke, Ziegenmilch und Kräuter- und Gewürzempfehlungen wie Wermut, Bibernell, Fenchel, Muskat und Pfeffer. Die Schrift enthält einen Titelholzschnitt mit einem gelehrten Arzt und einem Ratsuchenden, der vermutlich in der Werkstatt des Straßburger Meisters Hans Weiditz entstand.<sup>60</sup>

Im gleichen Jahr erschien auch ein Ratgeber für Schwangere, der fälschlicherweise dem Arzt Oertolff von Würzburg (vor 1339) zugeschrieben wurde.<sup>61</sup> In dem geburtshilflichen Traktat des

<sup>55</sup> Zwen Sendbriefe von der Liebe gottes durch georgen Preining vor Jaren weber zu Augspurg geschriben, Markus Ramminger, Augsburg 1526.

<sup>56</sup> Ain hüpschs Lied von Göttlicher Maiestat. Und singt mans wie Maria zart, VD 16 B 7401. Kein Bestand mehr nachweisbar.

<sup>57</sup> Briederlich zu ermanen alle Christenliche hertzen, dieweyl Gotslestrung, trutzliche verachtung der waren muoter gottes Marie ... singt mans wie der Reyter orden, VD 16 H 784. Kein Bestand mehr nachweisbar.

<sup>58</sup> Vgl. ROLF WILHELM BREDNICH: Die Liedpublizistik im Flugblatt des 15. bis 17. Jahrhunderts, Bd. 1: Abhandlungen, Baden-Baden 1974; PAUL ROTH: Die Neuen Zeitungen in Deutschland im 15. und 16. Jahrhundert, Leipzig 1914.

<sup>59</sup> Dis biechlin saget, wie sich ein yegklich mensch halten sol, Johann Wörlin 1523, Staatsbibliothek Berlin, Li 389; außerdem Faksimileausgabe mit einem Beiheft hg. von JULIUS ARNDT, Stuttgart 1965.

<sup>60</sup> ARNDT (wie Anm. 59), Beiheft, S. 7.

<sup>61</sup> Dises biechlin saget wie sich die schwangeren Frawen halten sollen, vor der geburt, in der geburt und nach der geburt, Johann Wörlin 1525, VD 16 O 972. Kein Bestand mehr nachweisbar.

# Dis biechlin saget

zwie sich ein yegklich mensch halten sol durch das gang jar mit essen/truncken/schlaffen/wachen vnuud baden. Als das beschreyben Auicenna/Galienus/Almansor vnd ander natürlich meyster etc. Dar nutzlich ist menschen zü wissenn / Dardurch er langwerende gesunderheit mag erlangen/vñ vor krankheit behüt werden.



Abb. 6 „Dis biechlin saget, wie sich ein yegklich mensch halten sol“, Johann Wörlin 1523. Ein „Regimen Sanitatis“, ein mittelalterlicher populärer Gesundheitsratgeber mit Hinweisen für ein gesundheitsbewusstes Verhalten und eine angemessene Ernährungsweise. Der Holzschnitt wird dem Straßburger Künstler Hans Weiditz zugesprochen (aus: ARNDT [wie Anm. 59]).

16. Jahrhunderts wird eine Anleitung für die Hebamme bei der Geburt und Verhaltensmaßnahmen für die Frau vor, bei und nach der Geburt sowie Hinweise für die Behandlung von Frauenkrankheiten gegeben.

## Vermischte Nachrichten

Im Jahr 1522 druckte Johann Wörlin ein Urteil Erzherzog Ferdinands gegen die Regierung der Landschaft in Österreich.<sup>62</sup> Der Adel unter der Enns in Niederösterreich und die Stadt Wien hatten sich nach dem Tod Kaiser Maximilians gegen dessen Verwaltungsreform und Abgabendruck verbündet. Es wurde ihnen vorgeworfen: *Und in sunderheit hab inen sament und sonder nit gezymt sich gegen vorgeanntem weyland k.M. verlassenen Regiment wider oberriert Libel/Confirmation und Testament in uffrür zu begeben und uffzuwerffen, die gemeynden darwider zuerwcken, sunder sammlung zu machen, sie der Landsordnung zu enttsetzen neüwe landsordnung uffzurichten.* Nach dem Urteil des Gerichts wegen Aufruhrs wurde verfügt *die nachfolgenden herrn vom Adel und Burgern von Wien fengklich annemen lassen und in die Burg fieren.* Die Hauptträdelsführer werden *herab von der brucken uff den platz gefiert unnd vom ersten herr Michel von Eytzinger und nachvolgend herr Hans von Bucham ungebunden enthauptet.* Mit diesem Urteil setzte sich der Bruder Kaiser Karls V. und Enkel Kaiser Maximilians I., Ferdinand I. (1504-1564), der seit 1521 Erzherzog von Österreich und damit Herrscher der deutschen Habsburgerterritorien einschließlich Vorderösterreichs geworden war, gegen die Fronde in den Erblanden durch.

<sup>62</sup> Des durchleuchtigen Hochgebornen Ertzhertzog Ferdinanden urteyl zwischen dem Regiment und der Landschaft in Osterreych so wider dasselb Regiment gestanden seind, Johann Wörlin 1522, Staatsbibliothek Berlin, Flugschr. 1522-10A.

Im gleichen Jahr erschien bei Johann Wörlin 1522 eine Flugschrift über die angeblich 1462 gemachten Prophezeiungen eines Karmelitermönches aus Prag:<sup>63</sup> *O man wirt zelen Viervierzehnen hundert jar, darnach in kurzen jaren so wirt kommen ein wind, der wird mache betrüben ... Die starken porten werden geoffnet so streng, das ein yeder christen sol fürchten gott ... Man wirt sehen manig tausend fliehen und deren werden vil erstochen Christen leüt, in vil landen ... Es werden grossen schaden nehmen die da sitzen an dem höchsten und messen das tuch nach irer elen.* Die Prophezeiung richtete sich gegen die welsche Welt, d.h. gegen Florenz. Mancher meine, es gehe ihn nichts an, *aber im wirt vergeen seine röte und sein lazur farb banner wirt undertruckten der greyff mit grossem neyd das geschlecht von den getreüwn graven und die Fürsten von dem genist des Adlers... Auch wirt man groß volk sehen können uff dem Land und mit schiffen gen Venedig von Lamparten bis an das gebürg ... Den ungläubigen Juden, ketzern und heiden wird er zerbrechen thürn und muren mit grosser gwalt ... Der selbig keyser mit seinen helffern und nachvolgern wird ein grosse ufflauf mache zu Rom wid die sein gerechtigkeit haben verschlafen.* Dieses zusammenphantasierte Machwerk ungeklärter Provenienz traf offensichtlich den Nerv eines abergläubigen Publikums, in dem die Rache Gottes an den Missständen der Zeit angekündigt wurde.

In der anonymen Schrift informierte sich der Sultan bei einem Mamelucken, also einem abgefallenen Christen, *wie in kurz zu erschienen jaren ein Prophet in Teütschlanden uffgestanden sey, der durch höhe seine kunst und vernunft der Christlichen Kirchen grossen abbruch zufügt habe.* Der Sultan erhielt den Bescheid: *Anfengklich har er vil guts dinge von den Christen geschriben und dardurch ein grossen rum erlangt ... Item durch sein und seiner Discipel [=Schüler] ler und underweysung hat er vil götlichen Dienstes, es sei mit meßhalte, kirchen bauen, jarzeitstiften, fürbitt der selen, gnad und ablaß und der heiligen (besunders der mutter Christi) lob und eer trefflichen abgeschnitten.* Die Schrift gehört zu den polemischen Pamphleten gegen Luther in der Reformationszeit.<sup>64</sup>

### Johann Wörlin als Vorläufer der Freiburger Zeitungsdrucker

Mit seinen Flugschriften und „Neüwen Zeytungen“ übermittelte Johann Wörlin seinen Lesern aktuelle Nachrichten aus aller Welt und war damit ein Vorläufer der Freiburger Zeitungsverleger. Noch waren diese Nachrichten ungeordnet und von unterschiedlicher Provenienz und Qualität. Sie stammten, wie oben ersichtlich ist, aus Mitteilungen von Privatpersonen wie von Johannes Fabri über den Regensburger Konvent und über die Züricher Disputation, aus Berichten von Georg von Frundsberg bzw. seinem Feldschreiber über die Schlacht von Pavia, von amtlichen oder halbamtlichen Stellen wie z.B. von der Stadt Freiburg die Missive an die Stadt Bern, von Berichten aus dem nahe gelegenen Großpriorat der Johanniter in Heitersheim von seinem Autor Jakob Mennel über die Eroberung von Rhodos, aus Nachdrucken von anderen Offizinen wie die Schrift von Rhegius oder als Auftragsarbeit wie die Lieddrucke. Sie waren noch unredigiert, unkommentiert und unregelmäßig, d.h. es fehlte ihnen eine periodische Erscheinungsweise.

Das neuartige Medium Flugschrift erforderte auch eine Form des Vertriebs an den Käufer. Der bisherige Verkauf über die stationären Buchführer und den halbjährlich stattfindenden Messevertrieb für den akademischen Käufer und den institutionellen Verkauf an Klöster und Universitäten erreichte die neuen Leserschichten nur unzureichend und war für eine schnelle Nachrichtenübermittlung ungeeignet. Der Vertrieb erfolgte durch Krämer auf Märkten, Jahr-

<sup>63</sup> Diese prophecy ist funden worden in Osterreich uff einem Schloß das heißt Altenburg, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, A: 188 Quod. (35).

<sup>64</sup> Wie der türkisch Keyser und ein verleugener Christ von des Luthers wegen einander geschriben haben, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, H: Yv 2643.8° Helmst.



märkten und Kirchweihen sowie durch Hausierer. Wörlin konnte seine Druckerei nur fünf Jahre unterhalten. Über die Gründe dafür kann lediglich spekuliert werden. Gesundheitliche und wirtschaftliche Probleme sind vorstellbar, aber auch politischer Druck, da er Schriften eines evangelischen Autors wie Urban Rieger veröffentlichte, könnte ihn zur Aufgabe gezwungen haben. Sein Nachfolger wurde Johannes Faber Emmeus aus Jülich, der vorher in Basel seine Offizin hatte.<sup>65</sup>

### Die Wirkung Johann Wörlins

Wenn auch die überlieferten Schriften aus der Produktion Johann Wörlins mit 32 meist kleinformatigen Titeln überschaubar ist und die Dauer seiner Tätigkeit auf fünf Jahre beschränkt war, so ist doch seine Wirkung für die Stadt Freiburg und für das Bistum Konstanz nicht zu unterschätzen. Es gelang ihm, nach 20 Jahren wieder eine Offizin in Freiburg zu etablieren. Er druckte die Fürstenchronik der Habsburger, die Zusammenfassung des Lebenswerkes des Humanisten Jakob Mennel. Als eine der wenigen altkirchlichen Druckereien in der Diözese Konstanz bot er dem Bistum die Möglichkeit der publizistischen Verteidigung des Glaubens gegenüber Zwingli und den Schweizer Reformatoren, indem er die Werke Hugo von Hohenlandens, Johannes Fabris und Joachims vom Grützt veröffentlichte. Die Reformation Zwinglis in Zürich selbst konnte damit nicht aufgehalten werden. Mit der Badener Disputation 1526 gelang es aber, zumindest acht der Urkantone dem alten Glauben zu erhalten.

Der Druck von Flugschriften zu Beginn des 16. Jahrhunderts dokumentiert einen Wandel des Buchdrucks gegenüber der Inkunabelzeit des 15. Jahrhunderts. Nicht mehr die gelehrten, großformatigen, gebundenen „Folianten“ in Folio oder Quart, die zur Speicherung und Vermittlung eines gesicherten Wissens dienen, beherrschen den Buchmarkt, sondern die kleinformatigen, ungebundenen Schriften, die der Übermittlung von aktuellen Nachrichten und der Verbreitung der Propaganda von neuen gesellschaftlichen Ideen oder deren Bekämpfung dienen. Entsprechend erweitert sich auch die Leserschaft des Buches: Nicht mehr allein der gelehrte, literarisch gebildete Akademiker, sondern auch der interessierte, des Lesens kundige Bürger bestimmt die Zukunft des Buchmarktes.

---

<sup>65</sup> ROTH (wie Anm. 58), S. 73.



# Die Erforschung der barockzeitlichen Schanzanlagen im Schwarzwald – Denkmalpflegerische Aspekte

Von  
BERTRAM JENISCH

Die am Rand des Schwarzwaldes errichteten Schanzanlagen gehören als lineare Strukturen im Sinne einer Sachgesamtheit zu den flächenmäßig größten archäologischen Kulturdenkmalen in Baden-Württemberg. Im Gegensatz zum damit vergleichbaren römischen Limes, der mittlerweile zu Recht zum UNESCO-Weltkulturerbe gezählt werden darf, steht die systematische Erforschung der barocken Defensivsysteme erst am Anfang. Den Ursprung haben diese Befestigungswerke in spätmittelalterlichen Verschanzungen wie dem Hotzenwälder Landhag. Ein planmäßiger Ausbau zu einem überregionalen System erfolgte in mehreren Phasen seit dem Dreißigjährigen Krieg bis um 1735. Die letzten Schwarzwaldlinien wurden in den Koalitionskriegen (1796-1815) angelegt.

Die ersten umfassenden Arbeiten zu den Schanzanlagen erfolgten meist unter militärstrategischen Gesichtspunkten.<sup>1</sup> Eine umfassende Zwischenbilanz mit einer Kartierung findet sich im Historischen Atlas Baden-Württemberg.<sup>2</sup> Seither kam es vor allem zur Bearbeitung von einzelnen Anlagen<sup>3</sup> oder Linienabschnitten<sup>4</sup>. Während es lange Zeit ruhig um das Thema war, ist es mittlerweile wieder in den Blickpunkt der Forschung gerückt. Die Betrachtungsweise hat sich allerdings heute stark gewandelt. Im Vordergrund stehen mittlerweile die exakte Vermessung und Kartierung von Einzelementen und Linienabschnitten sowie der Versuch einer chronologischen Trennung einzelner Phasen.<sup>5</sup>

Im letzten Band des „Schau-ins-Land“ hat Martin Straßburger einen Beitrag mit einem programmatischen Anspruch zu diesem Thema veröffentlicht, in dem er grundlegende Fragen zum Thema „Barockschanzen“ aufgreift.<sup>6</sup> Nach einem forschungsgeschichtlichen Überblick folgt ein Ausblick zum Bau der Oberrhein-Linien. Das anschließende Kapitel „Archäologie der

---

<sup>1</sup> Stellvertretend für zahlreiche Betrachtungen aus dem frühen 20. Jahrhundert siehe KARL LANG: Die Ettliger Linien und ihre Geschichte, Festschrift des Großherzoglichen Gymnasiums zu Karlsruhe, Karlsruhe 1906; JOSEPH LUDOLF WOHLER: Der vorderösterreichische Breisgau und seine Wehranlagen zu Beginn des Krieges 1701/14, in: Schau-ins-Land 67 (1941), S. 117-142, sowie WILHELM WINTERER: Die Entstehung und Verwertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwalde, unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens, 1915.

<sup>2</sup> HEINZ MUSALL/ARNOLD SCHEUERBRANDT: Siedlungszerstörungen und Festungswerke im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert (1674-1714), Beiwort zur Karte VI, 12, in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Stuttgart 1980.

<sup>3</sup> Etwa BERTRAM JENISCH/GABRIELE WEBER-JENISCH: „Grenze einst war ich den Galliern ...“. Spuren barocker Festungs- und Belagerungswerke bei Breisach am Rhein, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 20 (1995), S. 845-884.

<sup>4</sup> WERNER STÖRK: Fortifikation im Barock: Die Schanzen des „Türkenlouis“ im Südschwarzwald, in: Das Markgräflerland 2009/Heft 1, S. 13-80.

<sup>5</sup> Hervorzuheben ist die enorme Materialsammlung der Schüler-AG Minifossi und die Übersicht von Martin Straßburger: Im Schatten von Sonne und Doppeladler. Die Verteidigung der Vorderen Reichskreise im 17. und 18. Jahrhundert, in: Alemannisches Jahrbuch 2005/2006 (2008), S. 47-161.

<sup>6</sup> MARTIN STRABBURGER: „Aus Erde aufgeworfene Zeugen einer Überlebensstrategie – Archäologie der barockzeitlichen Defensionslinien im Schwarzwald“, in: Schau-ins-Land 128 (2009), S. 87-113.

Defensionslinien“<sup>7</sup> ist irreführend überschrieben, da hier vielmehr der Versuch einer Typologie der Wehrelemente vorgeschlagen wird. Eine umfassende archäologische Erforschung dieser Denkmalgattung gibt es bislang nicht, sieht man von einzelnen Lesefundkomplexen und Sondageuntersuchungen ab. Nach historischen Überlegungen folgt abschließend ein aus denkmalpflegerischer Sicht höchst problematisches Kapitel zur „Präsentation der Defensionslinien in der Öffentlichkeit“ am Beispiel des Schanzen- und Dorfwegs in Gersbach.<sup>8</sup> Während Straßburger bis dahin absolut sachlich Fakten auflistet und bewertet, wendet er diesen Maßstab im fraglichen Kapitel nicht mehr an. Der Kritik an dem Projekt „Schanzenweg“<sup>9</sup>, der damit verbundenen Ausstellung und der Bewertung der über Jahre geleisteten Arbeit der AG Minifossi als „Materialsammlung ohne Systematik“<sup>10</sup> muss vonseiten der Denkmalpflege entschieden entgegengetreten werden. Man kann eine Barock-Schanze anders rekonstruieren wie das Gersbacher Beispiel im Gewann „Scherentann“, etwa in einem experimentalarchäologischen Projekt. Dies war aber in enger Abstimmung mit der Denkmalpflege nicht das primäre Ziel des Vorhabens. Die Gestaltung von Informationstafeln an Objekten und Themenpfaden kann den unterschiedlichsten Intentionen folgen. Beim Beispiel des Schanzenwegs wurde eine für interessierte Laien gut nachvollziehbare Textebene gewählt, wobei die stimmigen Fakten auf einer gesicherten Grundlage recherchiert wurden. Losgelöst vom Gersbacher Beispiel geht es hier offensichtlich um die grundsätzliche Frage, wie weit die Präsentation eines historischen Kontextes für Laien gehen darf, ohne in den Verdacht der Unwissenschaftlichkeit zu geraten. Anders gefragt: Wie viel Denkmalpädagogik erlauben wir uns?

Ansätze, wie die moderne Forschung zu den barocken Schanzen im Schwarzwald aus denkmalpflegerischer Sicht vorangetrieben werden kann, zeigt ein jüngst erschienener Beitrag auf.<sup>11</sup> Neben der systematischen Erfassung historischer Schriftquellen und Karten ist eine archäologische Prospektion unerlässlich. So belegt das Beispiel Murg, Rothausschanze, dass die archäologisch nachgewiesene Schanze in Lage und Form von der im Plan dargestellten abweicht. Dies zeigt die Notwendigkeit der archäologischen Untersuchung bedrohter Denkmale deutlich auf. Eine Typologisierung und eine verbindliche Nomenklatur der Wehranlagen ist ein immer noch ausstehendes Desiderat; nur auf einer solchen Grundlage kann Ungenauigkeiten in der Ansprache von fortifikatorischen Elementen vorgebeugt werden.

Die „klassische“ Erkundung von Schanzen über Luftbilder kann wegen der Bewaldung nur in Ausnahmen herangezogen werden. In Zukunft werden die digitalen Geländemodelle, die auf Messungen mit airborne LIDAR-Scan beruhen, immer wichtiger für die Erfassung großer linearer Strukturen werden. Doch bei alledem wird die traditionelle Geländearbeit unerlässlich bleiben. Nur durch die Überprüfung vor Ort kann man Gewissheit über die Objekte gewinnen. Diese Aufgabe kann von der Denkmalpflege allein nicht geleistet werden. Bei der Erfassung bedarf es der bewährten Unterstützung von vor Ort aktiven Gruppen, wie der AG Minifossi,<sup>12</sup> und dem Kreis der überaus engagierten ehrenamtlichen Mitarbeiter der Denkmalpflege. Dies gilt gleichermaßen für die Öffentlichkeitsarbeit. Hierbei spielt es keine Rolle, ob es sich um

<sup>7</sup> Ebd., S. 92-100.

<sup>8</sup> Ebd., S. 108-112.

<sup>9</sup> Die Kritik an dem Projekt „Schanzenweg“ ist nicht nachvollziehbar, zumal Straßburger daran selbst mitgewirkt hat.

<sup>10</sup> STRÄBBURGER (wie Anm. 6), S. 110.

<sup>11</sup> ANDREAS HAASIS-BERNER/JOHANNES LAUBER/UTE SEIDEL: Barocke Schanzen im Schwarzwald. Die Verteidigungsanlagen auf den Schwarzwaldhöhen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 39/Heft 1 (2010), S. 26-30.

<sup>12</sup> Die Schüler-AG Minifossi der Friedrich-Ebert-Werkrealschule Schopfheim unter Leitung von Werner Störk wurde für ihr Engagement insbesondere bei der Erforschung barocker Schanzen 2008 vom Nationalkomitee Denkmalschutz mit der silbernen Halbkugel ausgezeichnet.

Publikationen, Ausstellungen, Internetforen, Infotafeln an Einzelobjekten, thematische Wanderwege oder – als besonders spektakuläres Objekt – die Rekonstruktion der Gersbacher Schanze in Originalgröße handelt. Eines wird mehr als deutlich: Setzt man sich die systematische Erforschung der barocken Schwarzwaldschanzen zum Ziel, kann dies nicht von Einzelnen mit fachübergreifendem Ansatz geschehen. Hier ist vielmehr die langfristig angelegte interdisziplinäre Zusammenarbeit von Spezialisten verschiedener Fachrichtungen gefordert.



# Die Entstehung der jüdischen Gemeinde in Biesheim

Von  
GÜNTER BOLL

Biesheim, das seit dem Holländischen Krieg (1672-1678) in Trümmern lag, wird in der 1710 in Regensburg erschienenen „Elsässischen Topographie“ des Panierherrn zu Hochfelden, Franz Ruprecht von Ichtersheim, als ein *abgegangen Dorff* bezeichnet, *auf dessen Platz nur ein alt Gemauer von einer Kirchen stehet / weil selbige nach dem Abriss des Dorfes (1675) in die Louis=Stadt<sup>1</sup> translociret worden ist / die Aecker und Felder aber werden aus dieser neuen Stadt gepflüget und eingeerndet / die Wiesen und Wälder auch genutzt.*<sup>2</sup> Tatsächlich hatten die Biesheimer Bauern, die 1687 als *Bourgeois et Laboueurs de la ville neuve de Brisac* bezeugt sind,<sup>3</sup> bereits zehn Jahre vor der Drucklegung der „Elsässischen Topographie“ mit dem Wiederaufbau des Dorfes begonnen, das nach dem Einmarsch der kaiserlichen Truppen ins Elsass (1674) aus strategischen Gründen geschleift worden war. Und schon ein Jahr nach der im Friedensvertrag von Rijswijk (1697) vereinbarten Rückgabe der 1639 von Frankreich annektierten *Statt vnnnd Vöstung Breysach* an Österreich (1700) hatte der Rat der Stadt den ehemaligen Vogt zu Biesheim, Joseph Eyraut,<sup>4</sup> *auff sein vnnndt deren sich zu Bießheimb befindenden Gerichtsleuthen Suppliciren widerumb vor den Vogten zu Bießheimb auff vnnnd ahngenommen.*<sup>5</sup> Die linksrheinische *seigneurie de Biesheim* blieb bis 1756 im Besitz der vorderösterreichischen Stadt Altbreisach, der auch das herrschaftliche *droit de protection des Juifs* zustand.<sup>6</sup> *Samuel Werth Judt von Winzenheimb*, dessen Gesuch, ihn *sambt seinem Weib undt zweyen Kindern* in Biesheim aufzunehmen, vom Rat der Stadt am 4. Dezember 1754 bewilligt wurde,<sup>7</sup> könnte ein Nachkomme des gleichnamigen Juden gewesen sein, der sich am 16. November 1700 an der Wahl des elsässischen Landrabbiners Samuel Levy beteiligt hatte<sup>8</sup> und 1702 als Einwohner von Biesheim bezeugt ist.<sup>9</sup> In den Akten des Notariats Neubreisach wird die Biesheimer Judengasse erstmals in einem Tauschvertrag vom 16. Januar 1711 erwähnt, der den Erwerb eines kleinen

<sup>1</sup> Gemeint ist die von Ludwig XIV. um 1670 ex nihilo gegründete, auf einer großen Rheininsel zwischen Breisach und Biesheim gelegene und vom Volksmund als „Strohstadt“ oder „Ville de Paille“ bezeichnete *Ville neuve Saint Louis*, die nach dem Bau der Festung Neubreisach geschleift wurde.

<sup>2</sup> FRANZ RUPRECHT VON ICHTERSHEIM: *Gantz neue Elsaßische TOPOGRAPHIA, Das ist: der so wohl vor = als jetzmahlige ESTAT des gantzen Elsaß etc.*, Regensburg 1710, Teil 2 (*Das Obere Elsaß*), S. 79.

<sup>3</sup> Archives départementales du Haut-Rhin Colmar (ADHR Colmar), 1 E 80 / 21. *Plainte des habitants de la Ville neuve, venus de Biesheim, contre les Juifs, chassés hors de Brisac la vieille et d'autres lieux, au sujet de la pâture de leurs bestiaux.*

<sup>4</sup> Stadtarchiv Breisach (StadtABr), Ratsprotokoll vom 13.4.1668 (*Joseph Eyro Vogtt zu Büesheimb*). Joseph Eyraut (∞1 NN; ∞2 Marie Eve Dopf, Tochter des *André Dopf bourgeois de Saint Hypolithe*) ist nach dem Zeugnis seines Amtsnachfolgers François Weiss am 18.7.1701 gestorben, ADHR Colmar, 4 E Not. Biesheim 1 / 1-2.

<sup>5</sup> StadtABr, Ratsprotokoll vom 14.3.1701.

<sup>6</sup> PAUL CARL: *Biesheim au fil des ans*, Meyenheim 1994, S. 324.

<sup>7</sup> StadtABr, Ratsprotokoll vom 4.12.1754.

<sup>8</sup> SALOMON PICARD/ROBERT WEYL: *Les Juifs de la Ville de Paille 1670-1700*, in: *Annuaire de la Société d'Histoire et d'Archéologie de Colmar* 34 (1986), S. 17-23, *ibid.* S. 22.

<sup>9</sup> ADHR Colmar, E 1627 (Ribeauvillé 29.5.1702: *Samuel Werth de Biessen*).

| 1695   | 1701        | 1704 | 1707 |
|--|-------------|------|------|
| in der Ville neuve de Brisach  | in Biesheim |      |      |
| <ul style="list-style-type: none"> <li>■ Joseph Greilsamer von Breisach</li> <li>■ Wolf Bloch von Marckolsheim</li> <li>■ David Bloch, Sohn des Wolf Bloch</li> <li>■ Judas Bloch, Sohn des Wolf Bloch</li> <li>■ Isaac Katz (1703 יצחק בר יודא כ"ץ)</li> <li>■ Jacob Salomon, gest. 1729</li> <li>Isaac Günzburger von Breisach</li> <li>■ Samuel Werth</li> <li>Isaac Scheyele (1706 יצחק בר ישעי' שלי"ט)</li> <li>Bernard Levy (1706 ישישכר בר דוד יוקב סגל)</li> <li>■ Isaac Rieser, <i>fils d'Alexandre</i></li> <li>Elias Bloch (1706 אלי' בר יעקב ז"ל)</li> <li>Cerf Jonas Ulmann, <i>rabbi et doctor</i></li> <li>Fasy Bloch, Sohn des Wolf Bloch</li> </ul> |             |      |      |
| <p>□ = indirekt belegte Ansässigkeit</p> <p>Quellen:<br/>ADHR Colmar, 1 E 80 Ville neuve de Brisach 4, 4 E Not. Biesheim 1 et 17, 4 E Not. Neuf-Brisach 36 et 97</p>   |             |      |      |

Abb. 1 Die ersten Juden in Biesheim (1701-1707) (Boll).

Hauses in der *rue des Juifs* durch den Kommandanten der Redoute von Nampsheim, Antoine Dusin, beinhaltet.<sup>10</sup>

Von den bis dahin in Biesheim ansässig gewordenen Juden (vgl. Abb. 1) hatten die meisten um 1695 *vnder Ihro Aller Christlich[st]en König: Mayestätt schirm in der Neüstatt Breysach* gewohnt,<sup>11</sup> die dann *bey Übergab Breysach zu zerschleiffen und abandoniren erkannt ware / wie auch mit gröstem Schaden der Innwohner / worvon auch einige aus Consternation gestorben seynd / beschehen / und an statt der schönsten Gebäue / ietzo der Platz mit leren Mauren übersetzt ist / glaublich auch wiederum nach und nach mit Hecken und Büschen überwachsen wird.*<sup>12</sup> Ein Fachwerkhhaus (*vne maison de Charpente sise dans l'isle St. Louis autrement appelée ville neuve de Brisack*) in der zum Untergang verdamnten „Strohstadt“, das dem *entrepreneur de l'excavation des terres pour la fortification du neuf Brisack* und früheren wilden *man würrh* in Altbreisach, Johann Baptist Sabathier,<sup>13</sup> gehört hatte, war 1702 in den Besitz von

<sup>10</sup> ADHR Colmar, 4 E Not. Neuf-Brisach 63. *Echange d'une Maison à Biesheim contre cent pièces de 27 sols 6 deniers entre Michel Bertet Marchand bourgeois de la ville de Rouffack et Antoine Dusin commandant pour le service du Roy à la Redoute de Nampsheim.*

<sup>11</sup> ADHR Colmar, 1 E 80 / 18. Etat nominatif des Juifs placés sous la protection du roi et habitant la Ville neuve.

<sup>12</sup> FRANZ RUPRECHT VON ICHTERSHEIM (wie Anm. 2), S. 78f.

<sup>13</sup> StadtABr, Ratsprotokoll vom 23.6.1701. Johann Baptist Sabathier will nach einem einjährigen Aufenthalt in Biesheim wieder Bürger von Altbreisach werden.





Abb. 2 Grabstein des Jacob Salomon „aus der heiligen Gemeinde Biesheim“ (Boll).

Pierre Lang und Jean Kammerer gelangt; ... *laquelle maison ils ont vendu à Wolff Ploc Juif demeurant à Bietzheim moyennant la somme de quinze cent livres tournois à la charge de la transporter à leurs frais et dépens au village de Pietzheim où ils l'ont fait rebastir sur le fond dud[i]t Wolff Ploc, pour lequel transport et rétablissement ils ont déboursé de leurs propres deniers la somme de neuf cent cinquante livres.*<sup>14</sup> Andere Juden, die ihren Wohnsitz aus der Neustadt nach Biesheim verlegt haben, mögen dem Beispiel des schon 1682 als Einwohner der *Ville neuve* belegten Wolf Bloch gefolgt sein und sich wie er oder auf andere Weise am Wiederaufbau des Dorfes beteiligt haben. Beweise dafür sind in den einschlägigen Notariatsakten allerdings nicht zu finden.

Zwei Söhne des 1706 verstorbenen Wolf Bloch und der 1690 als Einwohner von Breisach bezeugte Joseph Greilsamer<sup>15</sup> waren die ersten Biesheimer Juden, die die Dienste des Neubreisacher Notars André Le Bouc in Anspruch nahmen.<sup>16</sup> Schuldscheine und Kaufverträge, die

<sup>14</sup> ADHR Colmar, 4 E Not. Neuf-Brisach 97. Transaction faite entre Pierre Lang et Jean Kammerer d'une part et Wolf Bloch d'autre part pour la vente d'une maison (19.11.1702).

<sup>15</sup> StadtABr, Ratsprotokoll vom 4.4.1690. Joseph Greilsamer (*Joseph Reinzemer Juif demeurant en cette Ville*) wird wegen Missachtung der Gerichtsordnung zur Zahlung einer Geldbuße von 6 *Livres* verurteilt. GÜNTER BOLL: Die ersten Generationen der Priesterfamilie Greilsamer, in: *Maajan – Die Quelle. Zeitschrift für jüdische Familienforschung* 61 (2001), S. 1894-1897.

<sup>16</sup> ADHR Colmar, 4 E Not. Neuf-Brisach 36. Obligations en faveur de David Bloch (30.5.1701), de Judas Bloch (24.6.1701) et de Joseph Greilsamer (30.5.1701).

bei ihm und seinem Nachfolger Antoine Clerc hinterlegt wurden,<sup>17</sup> belegen die bis 1701 zurückreichende Ansässigkeit jüdischer Handelsleute in Biesheim. Schon 1703 scheint deren Zahl die ständige Anwesenheit von mindestens zehn religionsmündigen Männern gewährleistet und damit die religionsgesetzliche Voraussetzung für die dauerhafte Existenz einer selbständigen Kultusgemeinde erfüllt zu haben. Der erste Vorsteher der jüdischen Gemeinde war der Getreide- und Pferdehändler Jacob Salomon (יואל בר יקותיאל), der am 10. April 1729 gestorben ist und auf dem jüdischen Friedhof von Mackenheim begraben liegt (Abb. 2).<sup>18</sup>

---

<sup>17</sup> ADHR Colmar, 4 E Not. Neuf-Brisach 36 Obligations (1700-1707) et 97 Accords (1701-1708).

<sup>18</sup> Sein Sohn und Amtsnachfolger Leopold Salomon (יהודא ליב בן יואל) bemühte sich 1752 mit Erfolg um die Zustimmung des Conseil Souverain d'Alsace zum Wiederaufbau eines baufällig gewordenen Wohnhauses und der darin eingerichteten *Judenschul*, in der die Gemeinde seit dem 1726 von derselben Behörde verfügten Abbruch ihrer heimlich errichteten Synagoge ihre Gottesdienste und Versammlungen abgehalten hatte, FREDDY RAPHAËL/ROBERT WEYL: Juifs en Alsace, Toulouse 1977, S. 135-138.

# Poetische Stadtgeschichten

## Freiburg im Spiegel von Versen und Liedern

Von  
WOLFGANG HUG

Die städtische Erinnerungskultur wird keineswegs nur von der professionellen und seriösen Geschichtsschreibung gespeist. Neben den fachlich vermittelten Informationen prägen auch Sagen und Legenden, Anekdoten und Histörchen das Bild von der Stadtgeschichte. Nicht zuletzt haften auch poetische Formen der historischen Überlieferung wie Lieder und Gedichte im stadthistorischen Gedächtnis. In ihnen sind fiktive, aber doch als lebensnah empfundene Sachverhalte mit gesichertem Wissensgut vermischt.<sup>1</sup> Ihr Informationsgehalt bleibt begrenzt, und doch kann man bei behutsamer Betrachtung auch aus solchen Texten etwas über die Vergangenheit der Stadt erfahren. Vor allem aber geben sie Auskunft über das historische Interesse der Menschen, die solche poetischen Stadtgeschichten verfasst, verbreitet und geschätzt haben. Wie sehr sie die historischen Vorstellungen in der breiteren Bevölkerung geprägt haben oder prägen, ist schwer einzuschätzen. Für belanglos sollte man sie indes nicht halten. Immerhin gehören manche zu den besonders beliebten und aufgrund ihrer Sprachform leicht einprägsamen „Geschichten aus der Geschichte“ der Stadt.

### Freiburg in bekannten Vierzeilern

In Freiburg wird die vierte Strophe aus Johann Peter Hebels Mundartgedicht „Der Schwarzwälder im Breisgau“ so oft wie wohl kaum ein anderer Vers zitiert und gesungen:<sup>2</sup>

*Z'Fryburg in de Stadt  
Suufer isch's un glatt;  
Riichi Heere, Geld und Guet,  
Jumpfere wie Milch und Bluet,  
z'Fryburg, z'Fryburg, z'Fryburg in de Stadt.*

Hat Hebel denn Freiburg gekannt, als er die Verse schrieb und sie in seinen „Alemannischen Gedichten“ 1803 veröffentlichte? Warum kennzeichnete er die Vorzüge von Freiburg gerade mit dem Reichtum der Bürger und der Schönheit der jungen Frauen? Damals um 1800 war die

<sup>1</sup> Eine von Christel Hierholzer 2008 herausgegebene Anthologie von lyrischen Gedichten über Freiburg und den Breisgau hat mich angeregt, die hier vorgestellten erzählenden Gedichte zur Stadtgeschichte zu erfassen und zu dokumentieren. Bei den Recherchen fand ich große Unterstützung im Deutschen Volksliedarchiv hier in Freiburg, insbesondere von Frau Barbara Boock. Beiden sei herzlich gedankt.

<sup>2</sup> In der vom Verkehrsverein „Gastliches Freiburg“ 2005 zum 100-jährigen Bestehen herausgegebenen CD „So schön klingt Freiburg“ mit historischen Liedern und Texten (betreut von Dr. Schugt) ist Hebels Lied als Nr. 12 enthalten. Das Gedicht trägt den Untertitel „Der verliebte Hauensteiner“ (Die Grafschaft Hauenstein ist seit Viktor von Scheffel als „Hotzenwald“ bekannt).

Stadt von französischen Truppen besetzt, hatte hohe Kontributionen zu zahlen und war an Modena gefallen. Als dann Freiburg badisch wurde, errichtete die großherzogliche Regierung hier die erste evangelische Pfarrei, für deren Leitung Hebel vorgesehen war. Aber er zögerte, er „schwankte hin und her wie ein Uhrenpendikel“, schrieb er der Freundin Gustave Fecht am 3. Dez. 1806, entschloss sich aber dann, doch in Karlsruhe zu bleiben. Mit dem Wahrheitsgehalt der Beschreibung der damaligen Freiburger Bevölkerung ist es jedenfalls nicht weit her. Alles bleibt in dem Gedicht ein wenig in der Schwebe, schon im Titel: Welchen Breisgau meint er, wenn er das markgräfliche Müllheim zum Breisgau zählt? Halten wir fest: Das ganze Gedicht ist eine schöne, aber unrealistische Liebeserklärung, und das so schön besungene „Fryburg“ ist eine ganz und gar geschönte Stadt. Aber eben das machte die von Hebel so gepriesene Stadt so beliebt wie den Autor der Verse.

Kaum weniger beliebt als Hebels „Z’Fryburg in de Stadt“ ist die eine Strophe im Badnerlied, in der Freiburg vorkommt:<sup>3</sup>

*In Haslach gräbt man Silbererz,  
Bei Freiburg wächst der Wein,  
Im Schwarzwald schöne Mägdelein:  
Ein Badner möchte ich sein.*

Hier sind die Angaben über die Stadt noch knapper und reduziert auf den Wein, der in der Umgebung wächst. Zweifellos ist der Wein ein stereotypisches Erkennungsmerkmal von Freiburg geblieben und bildet auch einen festen Bestandteil in allen Lobliedern über die Stadt wie auch in dem Werbespot, Freiburg sei die Stadt der Gotik, des Waldes und des Weines. Immerhin ist im Original des Badnerliedes der Wein „bei“ Freiburg lokalisiert, obwohl man in vielen Druckfassungen lesen kann „In Freiburg wächst der Wein.“ Zu Badnern (was ein jeder dem Lied zufolge sein möchte gemäß dem Slogan „Badner ist das höchste, was man werden kann!“) sind die Freiburger am Jahreswechsel 1805/06 geworden. Aber die volle Integration der badischen Staatsbürger mit ihrem „Vaterland“ vollzog sich erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, in der über 50jährigen Regierungszeit des Großherzogs Friedrich I. Aus dieser Zeit stammt das aus einem Sachsenlied umgedichtete Badnerlied, das zuerst als Marschlied im badischen Militär gesungen und verbreitet wurde.

Ganz anders steht es um den vierzeiligen Merkvers, der mindestens in die Frühe Neuzeit zurückreicht und von dem ersten „professionellen“ Stadtarchivar Freiburgs, Peter Paul Albert in seinem immer wieder lesenswerten Band „Freiburg im Urteil der Jahrhunderte“ 1924 festgehalten wurde:<sup>4</sup>

*Ein Kirchturm ohne Dach,  
In jeder Gaß ein Bach.  
An jedem Tor eine Uhr,  
Ein Pacem an jeder Schnur.*

Hier stimmen alle vier Aussagen, jedenfalls für das Freiburg in der Zeit um 1500. Und vor allem handelt sich bei allen vier Aussagen um Besonderheiten der Stadt, um kostbare Sehenswürdigkeiten, letzten Endes werbewirksam auch heute noch; ausgenommen ist das vierte Merkmal, das in diesem Rätseltext heute der Erklärung bedarf: Damals vor ca. 500 Jahren be-

<sup>3</sup> WALTRAUD LINDNER-BEROUD: Ein neues Land – ein neues Lied?, in: Badische Heimat 82 (2002), S. 96-109.

<sup>4</sup> PETER PAUL ALBERT: Freiburg im Urteil der Jahrhunderte, Freiburg 1924, S. 34.

zeichnete man die Rosenkränze, die in Freiburg und Waldkirch zu jener Zeit aus Halbedelsteinen hergestellt und europaweit verkauft wurden, als „Pacem“. Der Münsterturm war mit seinem völlig durchbrochenen Helm längst berühmt, bevor ihn Jakob Burckhardt zum „schönsten Turm der Christenheit“ oder „in der Welt“ erklärte. Auch die „Bächle“ gehörten wohl schon seit dem 13. Jahrhundert zum außergewöhnlichen Bild der Stadt wie auch die Stadttore, wobei eben um 1500 öffentlich angebrachte Uhren noch etwas Besonderes darstellten. Der Münsterturm erhielt seine Uhr wohl um jene Zeit.

Vor 100 Jahren hat man in der Umgebung von Freiburg auf dem Land ein vierzeiliges Spottlied gesungen, das der evangelische Pfarrer von Wolfenweiler, Johann Philipp Glock, in seinem „Breisgauer Volksspiegel“ abgedruckt hat:<sup>5</sup>

*Waisch du au, wo Fryburg lit?  
Fryburg lit im Tale,  
Wo es schöni Maidli gitt,  
aber au brutale.*

Wieder taucht das Stereotyp von den schönen Mädchen als Epiteton der Stadt auf, das Hebel freilich viel poetischer umschrieben hatte („Jumfere wie Milch und Bluet“). Unerwartet ist allerdings der Nachsatz, es gäbe hier auch andere, wobei das Adjektiv „brutale“ wohl dem Reim zum „Tale“ geschuldet ist. Jedenfalls hat sich aber dieser Vierzeiler nicht bis in die Stadt hinein ausgebreitet. Wem sollte er auch gefallen haben! Ohne Zustimmung in der Bevölkerung konnten sich poetische Stadtansichten nicht halten; darin liegt eine entscheidende Einschränkung des Aussagewertes dieser Quellengattung. Im Umkehrschluss gilt aber auch, dass diese Texte meist ein gutes Indiz dafür abgeben, wie sich die Stadtbevölkerung gesehen haben wollte und so wohl auch immer noch gern wahrgenommen wird.

## Geschichten von Freiburg im Mittelalter

Kommen wir nun zu einem ganz anderen Typus von gereimten Stadtgeschichten, die im 19. Jahrhundert verfasst wurden für das Bürgertum, das der Geschichte wie auch den Geschichten überaus zugeneigt war. Es sind Gedichte, die von mehr oder minder sagenhaften Vorgängen der Stadtgeschichte handeln, so die 17 Strophen über „Freiburgs Gründung“, die ein K. Halbmann verfasst hatte und die Heinrich Schreiber in seine 1867 gedruckte Sammlung „Volkssagen der Stadt Freiburg im Breisgau und ihrer Umgebung“ aufnahm. Als Gründer der Stadt galt dem Autor des Gedichts Herzog Bertold von Zähringen. Gemeint war damit wie in der volkstümlichen Tradition bis heute angenommen wird, Bertold III. (1111-1122). Dieser soll 1114 an einem Feldzug Heinrichs V. gegen Köln teilgenommen haben und dort in Gefangenschaft geraten sein. Da im Marktgründungsprivileg für Freiburg 1120 auf das Kölner Stadtrecht Bezug genommen wird, schien es der Sage nach plausibel, dass Bertold nach seiner Rückkehr in der Breisgau unter dem Eindruck dessen, was er in Köln erlebt hatte, auch eine Stadt gründen wollte. Dass in Wirklichkeit sein jüngerer Bruder Konrad das Marktprivileg erstellt hatte und damit eine Siedlung, die bereits Bertold II. zu Füßen der Burg am Schlossberg um 1090 errichtet hatte, ausbauen wollte, das hat erst die moderne Forschung herausgearbeitet. Immerhin wird mit dem Bertoldsbrunnen im Zentrum von Freiburg bis heute Bertold (d.h. Herzog Bertold III.) als Stadtgründer vorgestellt. Er bildet denn auch die zentrale Gestalt in dem Grün-

---

<sup>5</sup> JOHANN PHILIPP GLOCK: Breisgauer Volksspiegel. Eine Sammlung volkstümlicher Sprichwörter, Redensarten, Schwänke, Lieder und Bräuche in oberalemannischer Mundart. Ein Beitrag zur badischen Volkskunde für jedermann, Lahr 1909 (Nachdruck Freiburg 1988), S. 152, Nr. 132.

dingungsgedicht von Halbmann. Wie sich der Sage nach das Projekt des Zähringerherzogs entwickelte, schildern die folgenden Strophen des Gedichts:<sup>6</sup>

*Und mitten in dem Thale  
Erhob sich reich und groß  
Im grünen Waldessaale  
Die Stadt aus duft'gem Schooß,  
Und herrlicher und prächt'ger  
Gedieh die Saat im Gau,  
Und größer wuchs und mächt'ger  
des Herzogs stolzer Bau.*

*Da klang ein hell Geläute  
Vom Thal gen Himmel auf,  
Man sah da ein Gebäude  
Voll Kunst bis an den Knauf.  
Hoch ragte Freiburgs Münster  
In Herrlichkeit und Pracht,  
Aus all dem Waldesginster,  
Wie's keiner hätt' gedacht.*

*Und als er sah vollendet  
Den Bau, wie er's gewollt,  
Zum Herrn sich Berthold wendet,  
Dass er ihn schirmen sollt.  
Andächtig sank er nieder,  
Mit ihm die Ritter all,  
Hell klangen Freudenlieder  
Zum lauten Glockenschall...*

*Was Berthold angestrebet,  
Gar herrlich ist's gediehn;  
Noch lebet, schwebt und webet  
Sein Geist wie Morgenglühn.  
Aus seiner Saat entsproßten  
Der edlen Keime viel;  
Sie blühten und sie schoßten  
Und reiften frisch zum Ziel.*

Typisch für die sagengerechte Gestaltung des historischen Stoffes ist vor allem die Personalisierung des Geschehenen (Stadtgründung und Stadtentwicklung als Werk eines einzelnen Menschen, hier des Herzogs Bertold) sowie die Einordnung in eine gleichsam heilsgeschichtliche Perspektive („Zum Herrn sich Bertold wendet ...“).

<sup>6</sup> Freiburgs Gründung in: Die Volkssagen der Stadt Freiburg im Breisgau und ihrer Umgebung. Gesammelt und mit geschichtlichen Nachweisungen hg. von HEINRICH SCHREIBER, S. 4ff. Der Band wurde dem Gesamtverein für deutsche Altertumskunde und Geschichte bei dessen Besuch der Stadt Freiburg im Breisgau im September 1867 als Festgabe überreicht. Im Vorwort betonte Schreiber die vaterländische Gesinnung, die in Freiburg wie seit Jahrhunderten lebe als „Liebe für unser gemeinsames Vaterland, für dessen Gedeihen, Wissenschaft, Ehre“.



Abb. 1 Stadtansicht von Freiburg. Aus Johann Sattlers „Zähringerchronik“, 1. Hälfte 16. Jahrhundert (Badische Landesbibliothek Karlsruhe, HS Karlsruhe 643, 16 l.)

Freiburg hat sich unter den Zähringern bis zum Tod Herzog Bertolds V. 1218 prächtig entwickelt, sein gotisches Münster war im Bau, die Stadt hatte Mauern und Tore, Graben und Bächle (zu Freiburg im Mittelalter siehe Abb. 1). Das Tor Richtung Südosten trägt den Namen „Schwabentor“ (Abb. 2). Über den Ursprung dieser Benennung gibt es zwei Sagen, die im 19. Jahrhundert in Verse gefasst wurden. Nach einer Version, die freilich weniger bekannt ist, soll ein reicher schwäbischer Bauer seine Schätze zum Bau des Freiburger Münsters, der aus Geldmangel ins Stocken geraten war, gespendet haben. Ein Lied schildert diese Geschichte ausführlich. Zum Schluss wird in den letzten zwei Strophen berichtet:<sup>7</sup>

*Das Thor, durch welches der Bauer zog,  
Als er zur Stadt mit dem Wagen bog,  
Ward „Schwabenthor“ zu benennen  
Beschlossen, den Dank zu bekennen.*

*Und über dem Thor ist conterfeit  
Ein Bauer mit vollem Wagen, bereit,  
Eilfertig zur Stadt zu fahren –  
Man kann's bis zur Stund gewahren.*

<sup>7</sup> L. DILL: Das Schwabentor zu Freiburg, in: Schau-ins-Land 2 (1875), S. 9f.

Eine andere Version der Geschichte hat sich indes durchgesetzt, die Karl Mayer – Jurist und Mitglied der „Schwäbischen Dichterschule“ – um 1850 in durchaus gelungene Verse gefasst hat:<sup>8</sup>

*In Schwaben war ein Bäuerlein,  
Das hatte Gold in Haufen,  
Ward übermütig gar beim Wein  
Und wollte Freiburg kaufen.*

*Ob auch die Bäurin wehrt und schmolzt,  
Was schert den Mann die Brave!  
Zwei Fässer füllt er tags mit Gold  
Und legt sich dann zum Schlafe.*

*Vom Lager hebt um Mitternacht  
Sein Weib sich, schleicht zur Scheuer  
Von Faß zu Faß und schafft und lacht;  
Da ist's nicht ganz geheuer! –*

*Zwei Tage drauf durchs Obertor  
Altfreiburgs fährt mein Schwabe,  
Hält vor dem Rathaus mit Rumor  
Und prahlt mit Faß und Habe.*

*Da kamen just in Hatz und Eil  
Die Ratsherrn angelaufen.  
Der Bauer poltert: „Ist euch feil  
Die Stadt? Ich will sie kaufen!“*

*Der Stadtvogt schalt: „Fahr' nur dein Geld  
Zurück in deine Scheuer!  
Traun, mehr als alles Gut der Welt  
Ist uns Altfreiburg teuer.“*

*„Hoho!“ ruft der, „schaut erst mein Gold!  
Das Glitzern und das Gleißern  
Wird schon, so arg ihr jetzt auch grollt,  
Euch in die Augen beißen!“*

*Von Faß zu Faß lupft seine Hand  
Den Deckel ... Welch ein Schrecken!  
Drin liegen Steine nur und Sand,  
Hei, hub sich rings ein Necken.*

---

<sup>8</sup> Abgedruckt in: Freiburger Lesebuch. Ein Beitrag zur volkstümlichen Erziehung der Jugend Freiburgs, hg. von FRANZ HEILIG, 5., vollständig umgearbeitete Auflage des Vaterländischen Lesebuchs von FRIEDRICH KRÖNLEIN, Freiburg 1912, S. 7f.



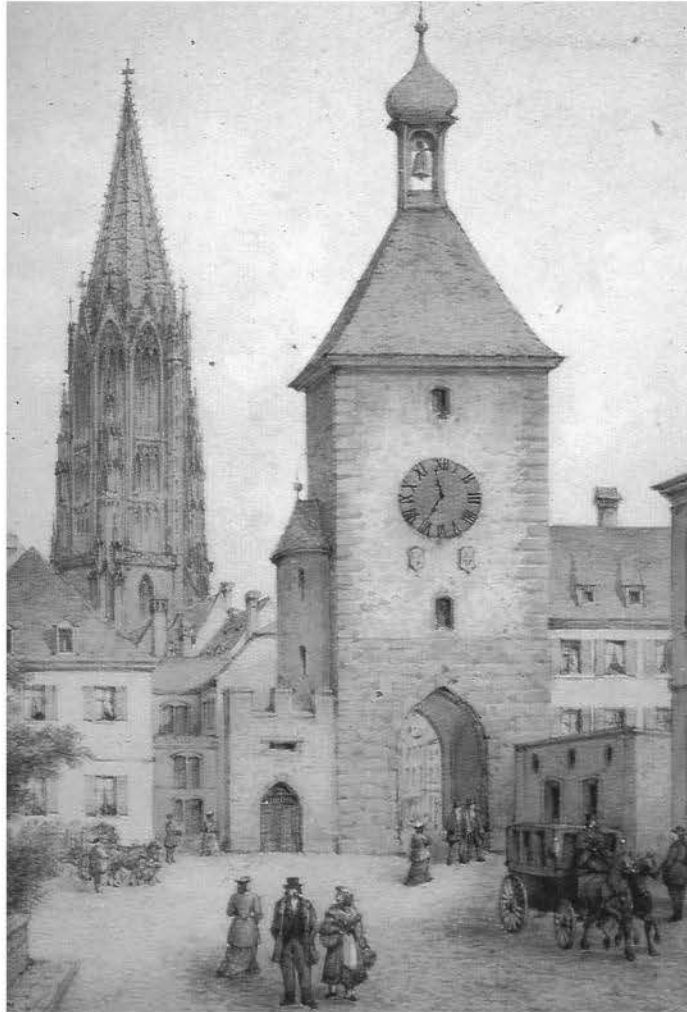


Abb. 2 Schwabentor und Münsterturm, 2. Hälfte 19. Jahrhundert, Maler unbekannt (Augustinermuseum Freiburg, D 49/13).

*„Scher dich zum Kuckuck, Grobian,  
Mit deiner schofeln Habe!“ -  
„Den Spuk tat mir das Eh’weib an!“  
Seufzt der gefoppte Schwabe.*

*Still zog er ab, mit Sack und Pack,  
Ließ flugs die Rösslein laufen.  
Das Tor tät man zum Schabernack  
In Schwabentor umtaufen.*

In der „Schwäbischen Dichterschule“, der neben Mayer so prominente Autoren wie Ludwig Uhland, Justinus Kerner oder Gustav Schwab angehörten, beherrschte man die Grundregeln einer effektvollen Komposition. So ist auch dieses Gedicht aufgebaut mit Exposition, Steigerung bis zur Klimax und einem überraschenden Ausgang. Aber es handelt eigentlich weniger von Freiburg als von einem unternehmungsfreudigen Schwaben, der mit seinem Reichtum auf Akquisitionen aus war, aber dann von seiner Frau ausgebremst wurde, einer typisch schwäbischen Hausfrau, die – wie sich das im Schwäbischen gehört – „ihr Sach zusammenhielt“.

Zum Ruhm von Freiburg im Mittelalter hat der Bau des Münsters mit seinem einzigartigen Turm entscheidend beigetragen. Bereits 1258 wurde für den Freiburger Münsterturm eine Glocke gegossen, die „Hosanna“, die eben dieses Herstellungsdatum trägt. Zu Ehren der Ho-

sanna verfasste Constantin Geres, Ehrenmitglied des 1873 gegründeten „Breisgauvereins Schau-ins-Land“, ein Neujahrsgedicht für den 1. Januar 1883:<sup>9</sup>

*Von dem hohen Münsterthurme  
Tönt die Glocke weit hinaus.  
Ruft mit tiefem, ernstem Klange  
Gläubige zum Gotteshaus.*

*Tausende und Abertausende  
Lauschten ihrem vollen Ton.  
Länger als sechshundert Jahre  
Ruft die alte Glocke schon.*

*Ach – was hat sie schon erlebt  
Dort auf ihrem luft'gen Sitz:  
Feuersbrunst und Wasserfluthen,  
Schwere Wetter, Sturm und Blitz.*

*Grimme Zwietracht der Parteien,  
Aufruhr, Mord und wilden Streit,  
Sieger sah sie – und Besiegte  
In der langen, langen Zeit.*

*Und noch tönet ihre Zunge,  
Die metallne, voll und hehr,  
Und noch ruft sie fromme Beter  
Zum Liebfrauenmünster her.*

*Bring den Frieden, Himmelskönig!  
Sagt ihr Spruch – o spräch' er wahr,  
Friede – Friede sei auf Erden  
Auch in diesem neuen Jahr!*

Immer wieder wurde bei besonderen Anlässen oder Jubiläen an den Stadtgründer Bertold erinnert. Seit der Eingliederung von Freiburg in das Großherzogtum Baden betonte man die Kontinuität der Herrscherfamilie, denn die badischen Großherzöge führten ihren Stammbaum auf den Zähringer Hermann I., Markgraf von Baden, zurück. Zur Feier der Stadt im Jahr 1820 im Gedenken an die Marktgründung vor 700 Jahren verfasste Heinrich Schreiber, der erste große Geschichtsschreiber der Stadt und ihrer Universität, einen Toast:<sup>10</sup>

*Heil dir! Es brausten schwer  
Stürme schon auf dich her,  
Aber noch brachen sie  
Stadt, deine Blüte nie;  
Bürgersinn wahr und treu  
Schuf dich stets wieder neu.  
Heil, Freiburg, Heil!*

<sup>9</sup> CONSTANTIN GERES: Die älteste Münsterglocke, in: Schau-ins-Land 10 (1883), S. 1f.

<sup>10</sup> Abgedruckt in ALBERT (wie Anm. 4), S. 109.

Dem Großherzog Ludwig zu Ehren sang man ein „Badisches Volkslied“, dessen Text Joseph von Auffenberg schrieb:<sup>11</sup>

*Preiset den Fürsten laut,  
Ihn, dem das Volk vertraut,  
Ihn, den es liebt!  
Gott wird von seinen Höh'n  
Gnädig herniederseh'n,  
Wenn unser heißes Flehn  
Himmelwärts steigt. ...*

*Vaterland! Preise ihn,  
Schön wird dein Glück erblühen,  
Schön ist dein Loos!  
Gott schützt das theure Haupt  
Ludwigs, dem wir vertrau'n,  
Und seine Engel schau'n  
Auf uns herab!*

In ähnlicher Weise wurde die Kontinuität vom Zähringerherzog Bertold zum badischen Großherzog Ludwig auch sonst beschworen, so aus Anlass der Inthronisation des ersten Freiburger Erzbischofs Bernhard Boll im Jahr 1827. Dabei wurde die lange Periode, in der Freiburg von Habsburg vorderösterreichisch beherrscht und geprägt worden war, einfach ausgeblendet. Auf diese Weise wusste man sich – geschichtsvergessen oder geschichtsbewusst? – den neuen Landesherren wohl anzudienen. 1827 wurden am Bertoldsbrunnen vier Tafeln mit folgendem Text angebracht, mit dem diese Art des hiesigen Geschichtsdenkens ausgedrückt wird:<sup>12</sup>

*Berthold.  
Er beginnt mit hohem Walten  
Seine Schöpfung zu gestalten:  
Kräftig hebt und jugendlich  
Bertholds Freie Tochter sich.*

*Konrad.  
In die Stadt aus weiten Fernen  
Ziehen Kunst und Handel ein:  
Und der Dom, umkränzt mit Sternen  
Konrads Denkmal wird er sein.*

*Karl Friedrich.  
Was der Zeiten Lauf geschieden,  
Eint er wieder: neuer Frieden  
Kehrt der Tochter, neues Glück  
An des Vaters Brust zurück.*

<sup>11</sup> Abgedruckt in Freiburger Wochenblatt Nr. 70 vom 30.08.1820, S. 710f.

<sup>12</sup> Abgedruckt in PETER PAUL ALBERT: Die Vorgänge und Festlichkeiten in Freiburg bei der Weihe und Einführung des ersten Erzbischofs, in: Freiburger Diözesan-Archiv 56 (1928), S. 115-183, hier S. 150.

*Ludwig.  
Nach den Stürmen weckt die Sonne  
Neues Leben mild und hell:  
Ludwig ist der Seinen Wonne  
Und der Seinen Segensquell.*

Eine beliebte Geschichte erzählt, umrankt von Legenden, von einem Mönch des Freiburger Franziskanerklosters namens „Bertold Schwarz“, der das Pulver erfunden haben soll. Wahrscheinlich liegt der sagenhaften Geschichte ein historischer Kern zugrunde. August Schnezler hat für das von ihm 1846 herausgegebene „Badische Sagenbuch“ die Entdeckung des Bertold Schwarz in Versen erzählt:<sup>13</sup>

*Wer kennt die (sic!) schöne Freiburg nicht  
Mit ihrem hehren Dome,  
Der mit ernstheiterem Gesicht  
Steht in der Zeiten Strome...*

*Bei seiner Glocken vollem Ton  
umwehn mich alte Sagen.  
Vergönnts dem Sänger, euch davon  
Heut eine vorzutragen!  
Ich will zurück euch führen weit  
Ins Franziskanerkloster,  
In stiller Zellen Einsamkeit  
Und Mauern, graubemooster.*

*In dem Laboratorium  
Voll Tiegel und Phiolen,  
Umstellt mit Büchern ringsumher,  
Schürend des Heerdes Kohlen,  
Sitzt Bruder Berthold, eingewiegt  
In grübelnde Gedanken,  
Doch jeder Blick des Geistes fliegt  
An allzu hohe Schranken...*

*Er sucht umsonst die Goldtinktur,  
Es will ihm nicht gelingen,  
Dem Zaubermeister der Natur  
Den Schlüssel abzuringen.  
Er stampft im Mörser ämsiglich  
Salpeter, Kohlen, Schwefel,  
Und rief den Teufel gern zu sich,  
Wär's nur kein solcher Frevel. –*

---

<sup>13</sup> Zitiert aus: Badisches Sagen-Buch. Eine Sammlung der schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden des badischen Landes aus Schrifturkunden, dem Munde des Volkes und der Dichter, Bd. 1: Vom Bodensee bis zur Ortenau, hg. von AUGUST SCHNEZLER, Karlsruhe 1846 (Nachdruck Leipzig 1976), S. 374-377.

*Nun schürt die Glut er wieder frisch,  
Dass alle Funken spritzen,  
Und einer springt in das Gemisch  
Und plötzlich jagt mit Blitzen  
Die Mörserkeul' ein Donnerschlag  
An des Gewölbes Decken;  
Geschleudert auf dem Boden lag  
Der Mönch im Todesschrecken.*

*Und als er wieder schwankt empor,  
Ist's ihm, als ob er träume,  
Durch des zertheilten Rauches Flor  
Schaut er in ferne Räume;  
Und deutlicher stellt sich ihm das  
Ein schauerlich Gebilde:  
Es drängen Krieger, Schaar auf Schaar,  
Sich auf ein Schlachtgefilde...*

Der Mönch erblickt in seiner Vision die grauenhaften Folgen seiner Erfindung, und das Gedicht schließt mit der Strophe:

*Und als das Bild verschwunden war,  
Kniet Berthold in der Zelle:  
„Als Alchimist war unsichtbar  
der Teufel mein Geselle!  
In diesem Pulver war mir nah  
Der Hölle schwarzer Samen.  
O Gott verhüte, was ich sah!  
Gib mir nicht Schuld dran, Amen!“*

### Stadtgeschichten aus der Frühen Neuzeit

Nach Krisenzeiten im Spätmittelalter erlebte die Stadt vom 15. zum 16. Jahrhundert einen starken Aufschwung, wie dies u.a. die Gründung der Universität 1457 und die Vollendung des Münsterbaus 1513 bezeugen. Zeugnis von diesem Aufschwung der Stadt geben ebenso einige poetische Schilderungen von Humanisten jener Zeit, verfasst in kunstvollem Latein, der damaligen Sprache der Gebildeten.

1536 wurde Johann Tethinger Leiter der städtischen Lateinschule in Freiburg. Finanzielle Gründe zwangen den Familienvater mit sieben Kindern schon bald, die Stelle zu wechseln. Er zog in die Reichsstadt Pfullendorf, kam aber bereits 1538 nach Freiburg zurück, wo man ihm ein lukrativeres Angebot vorgelegt hatte. 15 Jahre lang leitete er dann die Schule. Zum Dank für seine Berufung hatte er ein Preisgedicht mit 180 Versen verfasst. Hiervon hat Heinrich Schreiber eine Übersetzung angefertigt, aus der hier folgender Auszug zitiert wird:<sup>14</sup>

*Gleich einem Walle erhebt über die freundliche Stadt sich  
hoch ein Berg, geschmückt durch das weitschimmernde Schloß.  
Rebengelände umzieh'n verschönernd den Rücken des Berges*

<sup>14</sup> Abgedruckt in Freiburger Wochenblatt Nr. 7 vom 24.01.1816, S. 52f.

*und seinen Fuß; es entquillt ihnen ein marsischer Wein.  
 Erdbeerbringende Wäldchen umkleiden den sonnigen Scheitel,  
 die nie ein reißend Wild furchtbar dem Walde durchzieht.  
 An den Mauern wogt die schäumende Dreisam vorüber,  
 Goldforellen hegt sie in der brausenden Fluth.  
 Fleißig bebautes Land umschließet in zahlreichen Thälern  
 rings die Stadt, Phrygiens Fluren an Fruchtbarkeit gleich.  
 Nirgends lächelt (so dünkt es mich) ein milderer Himmel,  
 alle Wesen belebt eine gedeihliche Luft.  
 Wer rühmte nicht die Gräben von schimmernden Wällen umfängen,  
 wo oft der Feinde Macht in ihrem Sturme sich brach.  
 Schwer ist es, in kurzen Worten die Pracht zu umfassen,  
 die auf Straßen, und in Tempeln und Wohnungen herrscht.  
 Doch vor Allem prangt ein Thurm, ein dädalisches Kunstwerk,  
 Ephesus Wunderbau kam diesem Tempel nicht gleich.  
 Nimmer erwähne ich der vielen heiligen Stätten  
 und der Kirchen, die hier reichlicher Aufwand erbaut;  
 Noch der Hallen, mit fürstlicher Pracht und Größe gewölbet,  
 noch der Gebäude, werth, Herrscherpaläste zu seyn.  
 Auch nicht der mancherlei Schätze der Kunst und der herrlichen Häuser:  
 Wenn du die Straßen durchwallst, fesselt so Vieles den Blick.  
 Jedes Gebäude steigt von tiefen Grunde zum Giebel  
 steinern empor, hier ist nimmer ein hölzernes Haus.  
 Viele Kanäle durchzieh'n die Stadt mit klarem Gewässer,  
 und durch die Straßen irrt schnelle das Bächlein dahin.*

Typisch für das Humanistenlatein, das der Übersetzung von Schreiber zugrunde liegt, ist u.a. der elegante Redefluss, die poetische Umschreibung der Wirklichkeit, die dadurch in klassische Schönheit gefasst wird. Typisch ist auch die Verwendung antiker Bilder oder Formeln. Der Gesellschaft der Gebildeten (und wohl auch den Studenten der Alma Mater) konnten solche Verse gewaltigen Eindruck machen. Freiburg und seine Universität sonnten sich gewiss gerne in der Sonne solcher panegyrischen Lobgedichte.

Im Jahr 1515 kam der junge Philipp Engelbrecht (genannt Engentinus) aus Wittenberg, wo er sein Studium begonnen hatte, nach Freiburg. Gleichsam als Bewerbungsschreiben verfasste er ein Loblied auf die Stadt mit 430 wohl gedrechselten lateinischen Versen. Auch dieses Gedicht wurde von Heinrich Schreiber im entsprechenden Versmaß ins Deutsche übertragen. Hier wird der Abschnitt über die 1457 gegründete Freiburger Universität wiedergegeben:<sup>15</sup>

*Durch Jahrhunderte irrten die Musen umher, und sie fanden  
 selten ein wirthliches Dach, das sie schützend empfing.  
 Doch gewannen sie endlich die Tempel wieder: In Freyburg  
 gründete ihren Sitz Albert mit fürstlicher Huld,  
 Und die Dauer sichert er durch Stiftungen, die er  
 edel dem edelsten Zweck, menschlicher Bildung, geweiht.  
 Herrlich blühet sie nun, die Albertina, und nimmer  
 wird sie verblüht, da stets Austrias Erzhaus sie schützt.  
 Was dem hellen Blick des Geweihten die Muse entfaltet,*

<sup>15</sup> Abgedruckt in Freiburger Wochenblatt Nr. 73 vom 13.09.1815, S. 630, und Nr. 81 vom 11.10.1815, S. 701.

*was die Natur umschließt, forschet ihr regsamer Fleiß.  
 Diese führt sie ins Heiligtum der himmlischen Lehre,  
 weiht sie zu Priestern dort, und zu Erziehern des Volkes.  
 Anderen kündet sie der Gesetze parteilose Deutung;  
 lehrt sie des Landes Wohl leiten mit sicherer Hand.  
 Denn wo die Musen wallen, und lächelnd Apollo einhergeht,  
 höheres Leben quillt durch die heit're Natur.  
 Müssten sie aber je dem geliebten Lande entweichen,  
 von einer grausamen Hand aus ihren Sitzen gedrängt;  
 Trauern würden dann die heiligen Haine, der Zauber,  
 der auf dem Breisgau ruht, würde mit ihnen entflieh'n.  
 Nimmermehr so! Vielmehr aufs Neue wird Freiburg verherrlicht  
 und sein Name weit unter den Städten genannt!*

Das folgende Lied handelt von einem folgenschweren Konflikt um eine unstandesgemäße Ehe eines Bürgers Hans Steutlinger (oder Staudinger) mit einer adligen Dame, auf die ein Freiburger Adliger, Herr Friedrich, Anspruch erhob und diesen Anspruch auf blutige Weise durchsetzte. Das Lied fand Aufnahme in die von den Heidelberger Romantikern 1808 herausgegebene Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“, geht aber auf das 16. Jahrhundert zurück. Es wirft ein Licht auf die Rechtsverhältnisse in vormoderner Zeit, aber auch auf die soziale Einstellung des Bürgers Steutlinger:<sup>16</sup>

*Was wollen wir singen und heben an,  
 Von einem Hans Steutlinger,  
 Hat aus dem Adel geheurathet,  
 Hat geheurathet ein adlige Frau.*

*Ei Knechte, lieber Knechte mein,  
 Sattel mir und dir zwei Pferd,  
 Gen Freiburg wollen wir reiten,  
 Gen Offenburg haben wir guten Weg.*

*Und da ich in Freiburg eine kam,  
 Fürs jungen Herrn Friedrich sein Haus,  
 Da schaute der junge Herr Friedrich  
 Zum obern Fenster heraus.*

*Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,  
 Kommt zu mir jetzt herein,  
 Steigt ab jetzt von euerem Sattel,  
 Helft essen die wildesten Schwein.*

*Vom Sattel will ich wohl steigen,  
 Will treten auch zu euch hinein,  
 Wenn ihr mir wollet verheißen,  
 Dass ich kein Gefangner mehr sey.*

<sup>16</sup> Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, Bd. 2, gesammelt von ACHIM VON ARNIM und CLEMENS BRENTANO, Stuttgart 1987, S. 166f.

*Sie gaben dem Hans Steutlinger gute Wort,  
Bis sie ihn brachten oben an Tisch:  
Ei iß und trink Hans Steutlinger,  
Dein Leben wird nimmermehr frisch.*

*Wie kann ich essen und trinken,  
Wie kann ich nur fröhlich sein,  
Mein Herz mögt mir versinken  
Beim Meth und beim kühlen Wein.*

Der Mann ist sich dessen bewusst, dass man ihn umbringen wird, wie es in anderen analogen Gedichten berichtet wird, wo es heißt, man habe ihn „gelegt auf den Tisch, und aufgeschnitten wie einen Fisch.“ In der Fassung aus „Des Knaben Wunderhorn“ endet das Gedicht mit dem Vermächtnis des Hans Steutlinger:

*Hans Steutlinger, wem vermacht ihr euer Weib?  
Ich vermach sie dem lieben Herrn Friederich,  
Dem vermach ich ihren untreuen Leib,  
Er sieht sie viel lieber noch als ich.*

*Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,  
Wem vermacht ihr eure Kind?  
Ich vermach sie dem lieben Gott selber,  
er weiß am besten, wem sie sind.*

*Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,  
Wem vermacht ihr euer Gut?  
Ich vermachs den armen Leuten,  
Die Reichen haben selber genug.*

Zu dieser Versgeschichte von einem Konflikt zwischen dem adligem Herrn und einem städtischem Bürger gibt es ein entsprechendes Lied, das von einer jungen Frau erzählt, die dem Herrn von Falkenstein (auf der Burg im Höllental) widerstand. Sie weigerte sich nicht nur, für eine Nacht „seine Schlafbuhle zu sein“, wie er gefordert hatte; sie tat auch alles, um ihren Bräutigam, den der Falkensteiner im Turmverlies gefangen hielt, frei zu bekommen. So heißt es in den letzten Strophen des Liedes:<sup>17</sup>

*„Ei dürft ich scharfe Messer tragen,  
Wie unsers Herrn sein Knechte,  
Ich thät mit'm Herrn von Falkenstein  
Um meinen Herzliebsten fechten!“*

*„Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,  
Dann wär mir immer eine Schande!  
Ich will dir deinen Gefangnen geben;  
Zieh mit ihm aus dem Lande!“*

---

<sup>17</sup> „Herr von Falkenstein“, abgedruckt in SCHNEZLER (wie Anm. 13), S. 407-409.



*„Wohl aus dem Lande, da zieh ich nicht,  
Hab niemand was gestohlen:  
Und wenn ich hab was liegen lahn',  
So darf ich's wieder holen.“*

### Freiburger Geschichten aus dem 18. Jahrhundert

Im Frieden von Ryswijk fiel Freiburg, das von 1677 bis 1697 zu Frankreich gehört hatte, an Habsburg zurück, doch 1713 wurde die Stadt im Spanischen Erbfolgekrieg erneut von französischen Truppen belagert und in Brand geschossen. Ein Platz am Rande der ehemaligen Altstadt erinnert mit seinem Namen an einen Erretter der Stadt aus der damaligen äußersten Gefahr. Es war der Stadtschreiber Franz Ferdinand Mayer, der hier 1713 bei der Belagerung von Freiburg durch französische Truppen angesichts der aussichtslosen Lage die weiße Fahne hisste. Ein Gedicht von Eduard Brauer schildert „Freiburgs Rettung 1713“ in einem Gedicht:<sup>18</sup>

*O Freiburg, Freiburg, welch' Geschick  
Beschied dir das Verhängnis!  
Hart sitzt der Feind dir im Genick,  
Dein Herz ist wund und trüb dein Blick  
Vor Kummer und Bedrängnis.*

*Dein Hoffen war ein leer Phantom,  
Die Kaiseradler weichen,  
Zum Münster flieht dein Volk im Strom,  
Umsonst, - bald sinkt auch Konrads Dom,  
Ein Berg von Schutt und Leichen.*

*Schon tönt ein Knall wie Donnerhall;  
Vom Grimm der Sturmkataunen  
Brach deiner Mauern stolzer Wall,  
Und rachelaut ob ihrem Fall  
Aufjauchzen die Posaunen.*

*Wer weiß noch Hilfe? Schrecken schlug  
Des Rats und Adels Glieder;  
Der Mayer war ein Doktor klug,  
Der's Herz am rechten Flecke trug,  
Ihn schlägt der Schreck nicht nieder.*

*Es ist nicht Täuschung, was du schaust,  
Er schwingt sich auf die Mauer  
Und winkt, von Kugelsaat umsaust,  
Die Friedensfahn' in starker Faust,  
Ein Fels im Hagelschauer.*

*Er stürzt sich durch der Franken Schar,  
Das weiße Banner hebend,*

<sup>18</sup> Abgedruckt in Freiburger Lesebuch (wie Anm. 8), S. 50f.

*Und stellt sich kühn, ob bittend zwar,  
Dem tiefergrimmten Feldherrn dar,  
Sich selbst zum Opfer gebend.*

*Er fleht beredt mit edler Glut  
Für Freiburg um Befreiung;  
Der Marschall Villars hört's voll Wut,  
Sein Auge kündigt Brand und Blut  
Statt Mitleid und Verzeihung.*

*Doch Gott verleiht dem Schwachen Macht  
Und lässt sein Flehen siegen.  
Dein Engel, Freiburg, hat gewacht,  
Erlösung folgt der Todesnacht  
Und Friede blut'gen Kriegen.*

*Der Kaiser spricht: „Mein Doktor gut,  
Die Nachwelt soll dich kennen;  
Vor Junkerblut geht Rittermut,  
So nimm den Helm zum Doktorhut,  
Sollst Fahnenberg dich nennen.“*

Der Freiburger Stadt- und Kulturhistoriker Wilhelm Schlang verfasste 1913 aus Anlass des 200. Gedenkjahres – kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs – ein weiteres Gedicht auf die Rettung der Stadt. Hier nur die letzten Strophen seines Poems, das nach anfänglich recht national-deutschen und frankophoben Tönen mit einem friedfertigen Schluss endet:<sup>19</sup>

*Wieder mögen Habsburgs Waffen sich mit Kriegeslorbeer zieren!  
Als nun Frankreichs stolzer Marschall solche Friedenszeichen sah,  
(Dacht' er seiner fernen Heimat?) milder'n Sinnes ward er da.  
Und durchs Heer lief diese Weisung: „Ward uns auch Triumph beschert,  
Schonung jenen armen Bürgern! Schonung jedem Haus und Herd!“*

*Ein Aufatmen geht durchs Städtlein, das um Rettung heiß gefleht,  
Und die Qual der Stunden löset sich in lautem Dankgebet...*

*Jahre kommen, Jahre gehen... längst zu einer stillen Schar  
Ging des Rats gelehrter Beistand, der einst Freiburgs Retter war;  
Durch des Kaisers Gunst erhoben als ein Franz von Fahnenberg,  
Aber höher noch geadelt durch sein heldenmütig Werk.*

Über dem Eingang in die Kapelle auf dem Lorettoberg ist eine dicke Eisenkugel zu sehen, die in der Wand steckt. Im Sommer des Jahres 1744 war Freiburg während der „Franzosenkriege“ zum letzten Mal von Truppen Frankreichs belagert worden. König Ludwig XV. inspierte selbst den Fortgang der Schanzarbeiten vom „Lorettobergle“ aus. In zweizeiligen Versen schildert das Gedicht „Der Kanonier von Freiburg“ von Ignaz Hub die Ereignisse:<sup>20</sup>

<sup>19</sup> WILHELM SCHLANG: Freiburg 1713-1913 (Franz von Fahnenberg), in: Schau-ins-Land 40 (1913), Anhang.

<sup>20</sup> Abgedruckt in SCHNEZLER (wie Anm. 13), S. 387f.

*Breisach, „des teutschen reiches Kissen“,  
War längst des Kaisers Macht entrissen.*

*Des Königs Heer mit Schall und Klang,  
Vor Freiburg steht's am Bergeshang.*

*Fern blinkt des Generalstabs Rüstung  
Von des Lorettohügels Brüstung.*

*„Vive Louis quinze!“ – Er tritt herfür  
Aus der Kapelle Gnadenthür;*

*Recognoscirt auf ihrer Schwelle  
Die Dreisamstadt und ihre Wälle.*

*Vom Schloßberg späht Artillerie.  
Des Königs Stab erkannte sie.*

*Ist's nicht sein Federbusch, der bunte?  
Schnell greift ein Kanonier zur Lunte:*

*„Habt Acht, dem wälschen Königlein  
Soll einmal teutsch gepffiffen seyn!“*

*Ha, Blitz und Schlag! Drei Spannen Maß  
Ob seinem Haupt die Kugel saß.*

*Noch steckt der Eisenball zur Stelle  
Dicht ob dem Pfortlein der Kapelle.*

*Der König stutzt, als von der Wand  
Ihm Mörtel fällt auf Kopf und Hand.*

*Er winkt, aus zwanzig Feuerschlünden  
Die Antwort ihnen baß zu künden.*

*Der Stadt entbeut er dann zum Gruß  
Noch den Bescheid auf solchen Schuß:*

*„Sollt fürder euch mein Haupt bekümmern,  
Schieß' ich das Münster euch in Trümmern!“*

*„Ma foi! Ein Ziel voll Majestät,  
Die höher wohl als meine steht!“ –*

*Vom Schloßberg schwiegen die Kanonen.  
Solch einen Tempel muß man schonen!*

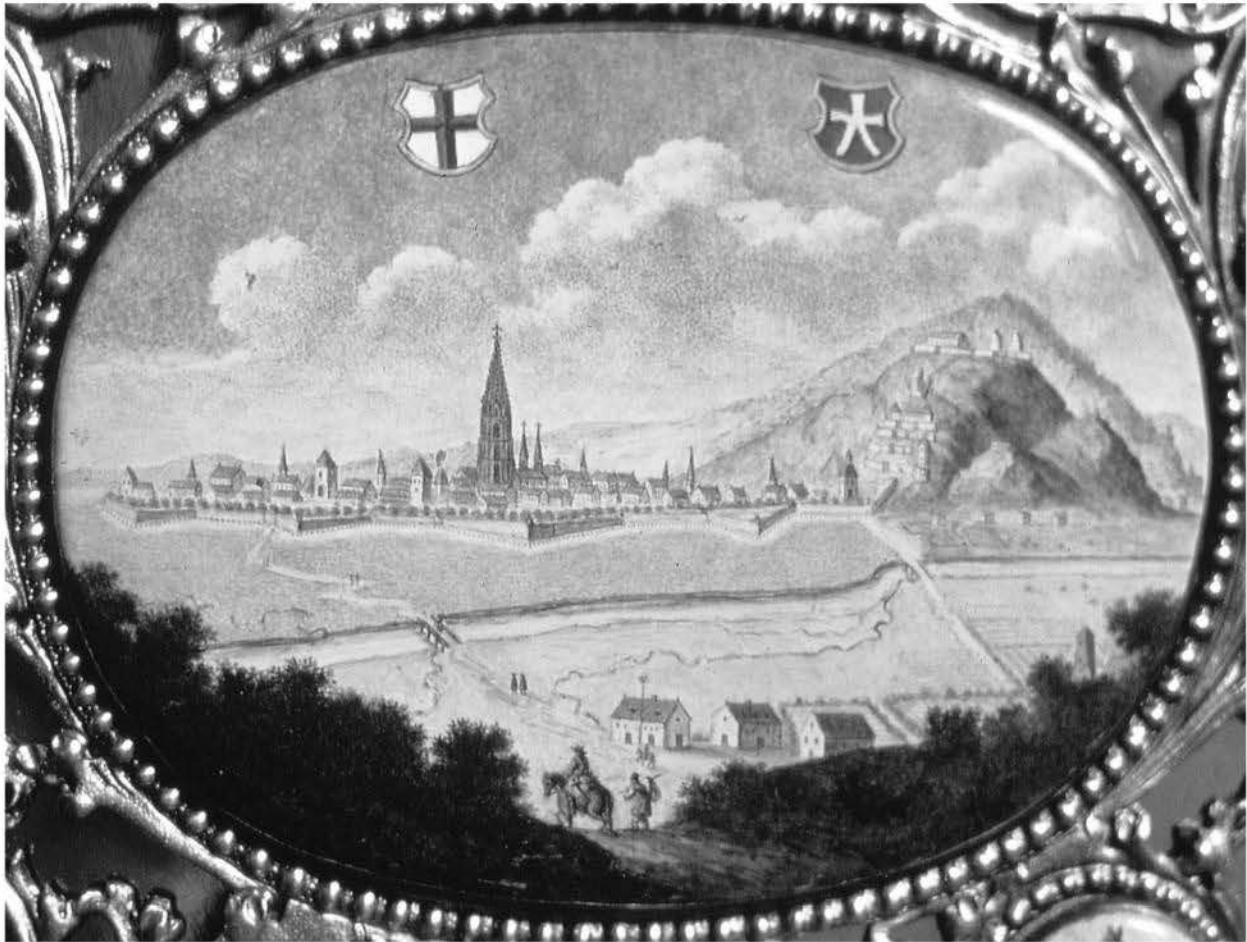


Abb. 3 Freiburg als Festung. Medaillon am Fuß der Josephsfigur vom Silberaltaraufsatz des Freiburger Münsters, Mitte 18. Jahrhundert, Augsburg (Foto: Hug).

Nach der letzten Belagerung von Freiburg 1744 wurden die Vauban'schen Festungsanlagen gesprengt (vgl. Abb. 3). Auf dem Gelände der ehemaligen „St. Josephs-Bastei“ wurde ein Weinberg angelegt, in dessen Mitte später (1861) das „Colombischlössle“ erbaut wurde. Den Weinberg schilderte Karl Willy Straub in einem seiner Sonette. Straub, der seit 1931 nominell Mitglied der NSDP war, wurde 1933 Chef des städtischen Presseamtes in Freiburg. Seit 1937 arbeitete er am Stadtarchiv. Er verstand sich als Journalist und Dichter, laut Freiburger Adressbuch als „Schriftsteller in städtischem Dienst“. Die NS-Vergangenheit hatte man dem Schriftsteller längst verziehen, als 1958 seine Sammlung „Die hundert Sonette eines Zeitlosen“, darin „Die Stadt der 13 Wunder“ über Freiburger Sehenswürdigkeiten erschien. Die „Badische Heimat“ hatte bereits 1955 Straubs Sonette über Freiburg veröffentlicht:<sup>21</sup>

*Ein grüner Weinberg in der Stadt inmitten,  
Ein Bild des Erden-Friedens ohnegleichen!  
Wo gibt es noch so wunderliche Zeichen  
In einer Zeit, die sich für fortgeschritten,*

<sup>21</sup> KARL WILLY STRAUB: Die Stadt der dreizehn Wunder – Sonette an Freiburg, in: Badische Heimat 35 (1955), S. 44-49, hier S. 45 (II. Der Weinberg im Colombipark).

*Für bar der Wunder hält und alter Sitten?  
In einer Zeit, da wir verzagt erbleichen,  
Wenn Riesenvögel durch die Lüfte streichen,  
Die sich den Himmelsraum im Flug erstritten.*

*Hier hat ein Gott den Atem angehalten,  
Als er den Weinberg schuf und seine Wunder.  
Wir aber stehen still, wenn immer runder*

*Die Rebe reift, und fühlen die Gewalten,  
Die sich verwandelnd immer neu gestalten  
– Und jäh versinkt des Alltags blinder Plunder.*

Der Friedhof an der Stadtstraße, der mit der Einrichtung des neuen Hauptfriedhofes als „Alter Friedhof“ geschlossen wurde, geht auf die Zeit zurück, als die Stadt in den Jahren nach 1677 unter französischer Herrschaft zur Festung umgebaut wurde. In der Vorhalle der Michaelskapelle im Alten Friedhof schuf ein Maler (vielleicht Simon Göser) Ende des 18. Jahrhunderts einen berühmten Totentanz mit 12 Szenen, jeweils mit zweizeiligen Versen als Unterschrift. Sie bezeugen, wie man vor Jahrhunderten noch die Allgegenwart des Todes wach gehalten hat. Einige davon seien hier zitiert:<sup>22</sup>

Zum Tod des Kleinkindes:  
*Hier schlafft das kindt, dort ewig wacht  
Weil ihm der Todt ein Music macht.*

Zum Tod des Erstklässlers  
*Das ABC kaum schreibt der knab  
Ruefft ihn der Todt schon in das grab.*

Zum Tod des jungen Mädchens  
*Beim Haar der Todt ergreift den Kopf  
Zu dieser wueth taugt ihm der Zopf.*

Zum Tod der Dame  
*Mit aschen Zierth der Todt das Haut  
Die besser als der puder taugt.*

Zum Tod des adligen Herrn  
*Zu fahren Zu reuthen der Todt ist bereuth  
Damit er den adel erhalte Zur beuth.*

Zum Tod des Bettlers  
*Dem betler in der Hungers not  
Der Todt ihm ist das liebste brodt.*

<sup>22</sup> Die Inschriften sind wiedergegeben in JULIUS DORNEICH: Der Alte Friedhof in Freiburg im Breisgau, Freiburg 1967, S. 43-48. Zum Bilderzyklus vgl. JOACHIM FALLER: Zur Außenbemalung der St. Michaelskapelle auf dem Freiburger „Alten Friedhof“, in: Schau-ins-Land 127 (2008), S. 47-59; HANS GEORG WEHRENS: Der Totentanz im alemannischen Sprachraum. Vorbilder – Verbreitung – Bedeutende Darstellungen, in: Schau-ins-Land 128 (2009), S. 21-58, hier S. 56.

Zum Tod des Geizhalses  
*Du narr was hülfst die gelt begier,  
Heunt kombt der Todt, was nimbst mit dir.*

Zum Tod des Bauern  
*Beim pflueg der baur das brodt gewint  
Beim pflueg den baur der Todt auch nimbt.*

Einer der schönsten Plätze in Freiburg ist Oberlinden. Er hat seinen Namen von dem Baum, der ihn ziert. Die Linde, die heute noch dort steht, soll 1729 gepflanzt worden sein. Zu ihrem 100. Geburtstag sangen ihr „die Bürger von Oberlinden“ das folgende Geburtstagslied, das ein Johann Nepomuk Obermeyer verfasst hatte. Vermutlich handelt es sich um eine Auftragsarbeit, die der bürgerlichen Tendenz jener Zeit entsprach, die Vergangenheit im milden Licht des Biedermeier zu beschwören:<sup>23</sup>

*Wir sitzen hier im frohen Kreise  
Nach unsrer deutschen Väter Weise  
Und feiern unsrer Linde Fest,  
Die schon vor mehr als hundert Jahren  
Unsre Ahnen und Vorfahren  
Pflanzten zu der Enkel Fest.*

*Sey uns begrüßet, liebe Linde;  
Vom Greis, vom Mann und von dem Kinde  
Sey dir dies frohe Fest geweiht!  
Du bist ja Freiburgs ältester Bürger,  
Dich hat der Krieg, der Menschenwürger,  
Der rohe Krieger nicht entweiht.*

*Der Müde ruht in deinem Schatten,  
Und wenn wir Zwist und Hader hatten,  
Dein Säuseln hat den Sturm gestillt:  
Wir liebten uns als Brüder wieder  
Und sangen froh Versöhnungslieder,  
Mit Haß blieb keine Brust gefüllt.*

*Du trottest Sturm und Ungewittern,  
Man sah dich vor dem Feind nicht zittern,  
Der unsre Stadt so hart bedroht;  
Du, Linde, hast für's Pilgerleben  
Die schöne Lehre uns gegeben:  
Ein guter Gott hilft in der Not! ...*

---

<sup>23</sup> Zitiert aus HERMANN MAYER: Oberlinden zu Freiburg, in: Schau-ins-Land 54/55 (1929), S. 1-18, hier S. 12f.

## Geschichten aus dem 19. Jahrhundert

Eine nicht ganz alltägliche Geschichte soll sich in Freiburg zur Zeit des Vormärz im 19. Jahrhundert zugetragen haben. Sie ist in einer alten Liedersammlung überliefert und wird auch von Karl Steiff in seiner Sammlung geschichtlicher Lieder und Sprüche Württembergs (1912) ausdrücklich erwähnt. Den Wahrheitsgehalt der Moritat mag man bezweifeln, doch konnte so etwas, was hier erzählt wird, wohl durchaus passieren. Der Name Pistorius konnte bei geschichtskundigen Breisgauern wohl Assoziationen zu jenem Geistlichen Johannes Pistorius wecken, der als Berater dem 1590 zum Katholizismus konvertierten Markgraf Jakob von Baden-Hachberg (Emmendingen) zur Seite gestanden hatte.<sup>24</sup>

*Zu Freiburg lebt und tat viel Buß  
Der Pfarrer Karl Pistorius.  
Er, der zu Freiburg Pastor war,  
Das Gute wollt' er immerdar...*

*Daselbst wohnt auch ein Mägdelein,  
Die wollte gern Frau Pastor'n sein.  
Verlockt ihn eines Abends spat,  
Ein Knäblein war das Resultat...*

*Die Schand ertrug der Pastor nicht,  
Er bracht mit einem Kirchenlicht  
Das neugeborne Knäblein um.  
Entsetze dich, o Publikum! ...*

*Die arme Mutter starb vor Gram,  
Eh sie noch aus den Wochen kam,  
Und Kind und Mutter schlafen beid'  
Den Schlaf der ew'gen Seligkeit...*

*Dem Tod entging der Herr Pastor,  
Er schiffte sich ein nach Baltimor,  
Und büßet dort im fremden Land  
Die Schuld als Essigfabrikant...*

*Und die Moral von der Geschichte?  
Verführe keinen Pastor nicht,  
Denn einer von die Geistlichkeit  
Ist wahrlich keine Kleinigkeit!...*

Es ist wohl kein Bürger der Stadt so weithin geliebt und so sehr verehrt worden wie Karl von Rotteck, 1775 in Freiburg geboren, mit 23 Jahren Professor für Weltgeschichte an der hiesigen Universität, später Ordinarius auf dem Lehrstuhl für Vernunftrecht und Staatswissenschaft, Abgeordneter im badischen Landtag, berühmt u.a. als Herausgeber des „Staatslexikons“ und ge-

---

<sup>24</sup> Wiedergegeben in: Allgemeines Deutsches Commersbuch, hg. von FRIEDRICH SILCHER und FRIEDRICH ERK, Straßburg 1874, S. 523.

feiert als Vorkämpfer des Frühliberalismus. Wie sehr Rotteck weit über die Grenzen von Freiburg eine Ikone der Liberalen geworden war, bezeugt ein Lied, das in den USA nach folgendem Text von J. G. Wesselhoeft nach Rottecks Tod 1840 gesungen wurde:<sup>25</sup>

*Wir wollen ihn verehren  
Den freien deutschen Mann.  
Und jeder Willkür wehren,  
Die Tyranney ersann.  
So lang die Eichen stehen  
Im alten Vaterland,  
So lang die Winde wehen  
Ein Schiff zum Heimathstrand.*

*Wir wollen ihn verehren  
Den Mann der Zeit – er schied –  
So lang noch deutsche Treue  
Besingt ein deutsches Lied.  
So lang das Herz noch schläget  
Für seiner Brüder Schmerz,  
Und Hochgefühl noch trägt  
Den Blick uns himmelwärts...*

*So lang wir fühlen, denken,  
Bleibt er uns lieb und werth;  
Ein Rotteck sey uns Führer,  
Vernunft sei unser Schwert.  
Und sie kann nie zerspalten  
Durch Pfaffentrug und Spott;  
Lasst uns zusammen halten,  
Es lebt, es lebt ein Gott!*

Die Revolution von 1848/49 fand in Freiburg zahlreiche Mitstreiter. In der Folge des Heckerzuges zog eine Abteilung von Freischärlern unter Führung von Franz Sigel über den Schauinsland gegen die Stadt, während Hecker bereits bei Kandern mit seiner Einheit gescheitert war. Im „Guckkasten-Lied vom großen Hecker“ werden die Ereignisse vom April 1848 bei den Kämpfen um Freiburg in den Strophen 9-12 erzählt. Die Geschichte wird im Guckkastenlied freilich fast zu einer Moritat umgedeutet:<sup>26</sup>

*Hecker, sag, wo bist du, Hecker?  
Legst die Hände in den Schooß?  
Auf nun, du Tyrannenschrecker,  
Jetzt geht es auf Freiburg los.  
Badner, Hessen und Nassauer  
Stehen dorten auf der Lauer.*

<sup>25</sup> Abgedruckt in RÜDIGER VON TRESKOW: Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte. Die Korrespondenz Karl von Rottecks, Bd. 1: Die Korrespondenz Karl von Rottecks (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i.Br. 26), Freiburg/Würzburg 1991, S. 181.

<sup>26</sup> Abgedruckt in: Der Traum von der Freiheit. 109 Dokumente zur Revolution 1848/49 in Freiburg, ausgewählt und kommentiert von HERBERT KRAUME. Mit Beiträgen von WOLFGANG HUG und PETER KALCHTHALER, Freiburg 1999, S. 145.



*Doch wir kommen schon hinein,  
Denn neutral will Freiburg sein.*

*All die schönen Stadtkanonen,  
Großer Hecker, sie sind dein  
Und man ladet blaue Bohnen  
Nebst Kartätschen schnell hinein.  
Langsdorf will recognoscieren,  
Lässt sich auf den Kirchturm führen,  
Und guckt durch ein Perspektiv,  
Ob es gut geht oder schief.*

*Oben her vom Günterstale,  
Hinter Wald und Hecken vor,  
Kam im Sturm mit einem Male  
Siegels wildes, tapf' res Corps.  
Aber uns're Hessenschützen  
Ließen ihre Büchsen blitzen,  
Und das Corps zog sich zurück,  
Aus war's mit der Republik!*

*Denn hinein zu allen Thoren  
Stürmte jetzt das Militär,  
Und die Freischar war verloren  
Trotz der tapfern Gegenwehr.  
Alle, die sich blicken ließen,  
That das Militär erschießen;  
Alle Führer gingen durch,  
Und erobert war Freiburg.*

Mit der Bildung des Kaiserreichs von 1871, zu der der badische Großherzog Friedrich I. maßgeblich beigetragen hat, wuchs auch in Freiburg der nationale Patriotismus. Im Oktober 1876 wurde in Freiburg das „Siegesdenkmal“ zur Erinnerung der Siege des badischen Armeecorps unter General von Werder im Krieg von 1870/71 errichtet. Folgende Spruchbänder wurden aus Anlass des Festes an öffentlichen Gebäuden angebracht:<sup>27</sup>

*Ein Reich. Ein Recht!  
Zollern und Zähringern Heil!  
Heil dem Kaiser und Reich!*

*Der Wacht am Rhein, die unser Land  
Beschirmt vor Feindes Übermacht,  
Sei von dem Volk aus jedem Stand  
Ein donnernd Vivat ausgebracht!*

Adolf Kussmaul, der von 1863 bis 1876 als Freiburger Ordinarius mit seinen Forschungen der hiesigen Medizin zu Weltruhm verhalf, verfasste zu Ehren des Sieges der badischen Trup-

---

<sup>27</sup> Abgedruckt in Freiburger Zeitung vom 5.10.1876.

pen nach dreitägiger Schlacht bei Belfort das Gedicht „Die Schlacht an der Lisaine“, dessen letzte Strophen, die wie das ganze Opus von national-deutschem Pathos zeugen, folgendermaßen lauten:<sup>28</sup>

*Also ward die Schlacht geschlagen,  
Deren du in fernsten Tagen  
Noch gedenkst, Germania.  
Dreimal sank die Sonn' zum Meere,  
Endlich scholl der Ruf im Heere:  
„Gott mit uns! Victoria!“*

*„Gott mit uns!“ Die Feinde fliehen,  
Und die welschen Scharen ziehen  
Südwärts ihrer Heimat zu.  
Doch die Wege sind verschlossen;  
Erst im Land der Eidgenossen  
Finden sie erwünschte Ruh!*

*„Gott mit uns!“ Er hat gerichtet,  
Frankreichs Heere sind vernichtet,  
Die wir schlugen Streich auf Streich.  
Aus zerstückten deutschen Landen  
Ist ein einzig Volk entstanden  
Und ein einzig deutsches Reich!*

#### Aus dem 20. Jahrhundert

Zum Sommersemester des Jahres 1911 wurde der gebürtige Freiburger Walter Stegmüller als „dreitausendster Student“ der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg für das Studium der Medizin immatrikuliert. Das Wintersemester 1911/12 wurde im soeben fertig gestellten neuen Kollegiengebäude eröffnet. Den Karzer dieses Neubaus im Universitätsturm musste der gleiche Walter Stegmüller als erster Delinquent beziehen, weshalb man ihm den Spitznamen „König Zufall“ gab. Seine Geschichte hat er unter seinem eigenen Konterfei an der Karzerwand in folgenden Versen festgehalten (Abb. 4):<sup>29</sup>

*Der eine lobt die Musenstadt  
Am Neckar und am Maine,  
Der andre die am Isarstrand,  
An Saale und am Rheine.  
Ich preise Freiburg nur allein,  
Weil keine mir an Ehren  
Dergleichen kann gewähren.*

*Es war der Sommer dieses Jahr's,  
Der dem Studentenneste  
Ein neu Ereignis hat gebracht*

<sup>28</sup> Abgedruckt in Freiburger Lesebuch (wie Anm. 8), S. 59-61.

<sup>29</sup> Abgedruckt in FRITZ REISER: Das älteste Semester der Freiburger Studentenschaft und seine Freiburger Bank- und Karzerpoesie, in: Freiburger Almanach 8 (1957), S. 56-61, hier S. 60f.



Abb. 4 Karzer der Universität Freiburg (Hug).

*Und frohe, durst'ge Feste.  
Mehr als dreitausend waren ja  
Studenten da aus fern und nah.  
Mein Schicksal war's auf Erden,  
Dreitausendster zu werden.*

*Ich zog durch die geschmückte Stadt  
Inmitten der Studenten.  
Viel Blumen flogen bunt mir zu  
Aus zarten Mädchenhänden.  
Und jung und alt, es stand Spalier,  
Als wie bei einem König schier. –  
Mein Schicksal war's auf Erden,  
Dreitausendster zu werden.*

*Es war der alte Musenbau  
Zu eng und klein geworden,  
Der neue öffnete gar bald  
Der Wahrheit seine Pforten.  
Nun ist es Herbst. Es braust der Sturm  
Jetzt um den stillen Karzerturm. –  
Mein Schicksal war's auf Erden,  
Der erste drin zu werden.*

*Und wieder zog ich durch die Stadt,  
Es war noch früh am Morgen.  
Nur wen'ge gaben mir's Geleit,  
Zu teilen Lust und Sorgen.  
Sie führten mich zum Karzer hin,  
Ich öffnete mit leichtem Sinn.  
Mein Schicksal war's auf Erden,  
Der erste drin zu werden.*

Walter Benjamin hat 1912/13 in Freiburg studiert (etwa zur gleichen Zeit wie auch Martin Heidegger und wenige Jahre vor Joseph Goebbels – welche „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen!“). Später feilte er sein sprachliches Talent auch an Sonetten über seinen ehemaligen Studienort, die er einem Freiburger Studienfreund gewidmet hat:<sup>30</sup>

*Uns wird die Stadt noch einmal eigen sein,  
denn alles sel'ge Glück ist Wiederkommen,  
und wird wie Echo eines Walds vernommen,  
dem viele Klüfte ihre Stimme leih'n.*

*Und dichte Stämme wurzelnd im Verein  
der klaren Bäche, die den Wipfeln frommen.  
Dort fangen Äste, die wie Kerzen glommen,  
den äußern Tag um unsre Stirnen ein.*

*Und es ermisst das Auge Schaft an Schaft,  
erspäht im Laub das glimmende Gesicht.  
In bunten Scheiben brach sich solches Licht.*

*Aus Krypten ragte so der Säule Kraft.  
Dort stand die Sonne im Zenith so finster,  
und es ist wieder Mittag in dem Münster.*

Heinrich Gassert, von Beruf Arzt in Freiburg, hat selbst Studentenlieder verfasst und gab 1927 ein „Studentisches Taschenliederbuch“ heraus, das u.a. das folgende Lied von Eugen Zimmermann (Altherrenmitglied der Freiburger Studentenverbindung Falkenstein) enthält. Es klingt fast ein wenig nostalgisch. Drückt es die Stimmung der späten 1920er-Jahre aus? Der Verfasser soll später ein engagierter NS-Mann geworden sein:<sup>31</sup>

*Nun leb wohl, du Sitz der Musen,  
Nun ade, du schöne Stadt.  
Von dir scheiden mag nicht gerne,  
Wer, wie ich, so lieb dich hat.*

*Lebt denn wohl, ihr alten Straßen  
Und ihr Bächlein, frisch und klar.  
Ach, ich weiß, ihr werdet rauschen*

<sup>30</sup> Walter Benjamin, Sonette, hg. von ROLF TIEDEMANN, Frankfurt a.M. 1986, S. 43, Nr. 86.

<sup>31</sup> Abgedruckt in: Studentisches Taschenliederbuch, hg. von HEINRICH GASSERT, Freiburg 1927, S. 195.

*Durch mein Träumen immerdar.*

*Und ihr dunklen Schwarzwaldhöhen,  
Die ihr Freiburg hold umsäumt,  
Lebet wohl: wie hab ich glücklich  
Manchen Lenztraum dort geträumt.*

Einen anderen Ton hört man in Gedichten von Karl Berner. Er stammte aus Kandern, war Lehrer in Freiburg in der Oberrealschule und hat die Region hier am Oberrhein mit Geschichten und Gedichten verewigt. Er ist 1941 hier verstorben. Die Stadt gedenkt seiner mit einer Karl-Berner-Straße. Seine Gedichte über Freiburg wurden gerne in der „Badischen Heimat“ veröffentlicht. Helmut Bender, der große Kenner der städtischen und regionalen Kulturgeschichte, hat eine Auswahl aus den Werken von Karl Berner herausgegeben, aus der folgende Verse zitiert sind:<sup>32</sup>

*Freiburg, um deine Türme  
Brausten die Wetterstürme  
Und schufen bitt're Not!  
Und deine Bächlein waren  
Dereinst vor langen Jahren  
Von deutschem Blute rot.*

*Freiburg, vom Dome läuten  
Die Glocken wie vor Zeiten,  
Sie klingen voll und lind.  
Und unter deinen Bäumen  
Spielt noch in süßen Träumen  
Wie einst manch herzig Kind.*

*Freiburg, ich muss dich lieben  
Bist mir ins Herz geschrieben,  
Und niemand löscht dich aus.  
Was ich auch tu und lasse –  
In einer stillen Gasse,  
Da steht ein altes Haus...*

Reinhold Schneider, Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels, hatte von 1938 bis zu seinem Tod an Ostern 1958 seinen Wohnsitz in Freiburg. Er hat in Gedichten u.a. der Trümmerstadt ein literarisches Vermächtnis geschaffen. Ein Sonett vom September 1945 beginnt mit der Strophe:<sup>33</sup>

*Staub, Schutt und Asche. Was mir teuer war,  
Ist hingesunken; über Gräber nur  
Folg' ich des Lebens leidensvoller Spur,  
Ein Schatten aus der Schatten fremder Schar.*

<sup>32</sup> KARL BERNER: Gedichte und Erzählungen, hg. von HELMUT BENDER, Weil 1989, S. 17.

<sup>33</sup> Die zitierten Verse aus REINHOLD SCHNEIDER: Gesammelte Werke, Bd. 5: Lyrik, Frankfurt a.M. 1981, S. 137 und 279. Das Gedicht „Über gebrochene Räume“, ebd. S. 380, zählt zu den wenigen seiner Gedichte, die nicht in der Form des Sonetts komponiert sind.

Ein weiteres Sonett vom Juni 1948 beginnt mit folgenden Versen:

*So bersten Trümmernale nach Gewittern,  
Da Efeu längst die Narben überrankt,  
Entzwei inmitten, dass die Erde wankt  
Und noch der Vorstadt arme Häuser zittern.*

Im August 1948 entstand das folgende Gedicht von ihm:

*Über gebrochene Räume  
Wirft sich der Falke ins Licht:  
Die feuerversehrten Bäume  
Spüren den Frühling nicht.*

*Des Lattichs Sterne breiten,  
Zitternd im Sonnenschein,  
Sich über Vergessenheiten  
Und unbeschrifteten Stein.*

*Der Turm nur, der makellose,  
Von kühnen Vögeln umkreist,  
Weist unbesiegt in das Große:  
Steingewordener Geist...*

*Das Land ist geheiligt, und Alle  
Umschauert ein Feierklang.  
Die Klage vom großen Falle  
Wurde zum Lobgesang.*

Wie sah ein Dichter aus dem linken Lager das herausragende Bauwerk der Stadt und seine Erbauer? Der 1944 in Freiburg geborene Peter-Paul Zahl hatte eine bewegte Biographie. Aufgewachsen ist er in der DDR, bekannt wurde er als militantes Mitglied der linken APO in den 1970er-Jahren, als er wegen „wegen zweifachen Mordes und Widerstand gegen die Staatsgewalt“ zu langjähriger Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Nach der vorzeitigen Entlassung profilierte er sich als Lyriker und vor allem als Krimiautor. Das folgende Gedicht „freiburger münster“ veröffentlichte er in einem Gedichtband 1983 (zum Freiburger Münster vgl. Abb. 5):<sup>34</sup>

*Wir bauten  
zur ehre des menschen  
auch wenn der herr bischof  
etwas anderes sagt.*

*wir kneifen die augen zusammen  
in der sonne  
prüfen noch einmal*

---

<sup>34</sup> PETER-PAUL ZAHL: Aber nein, sagte Bakunin und lachte laut, Berlin 1983, S. 14ff. Die Kenntnis des Gedichts verdanke ich der Anthologie: Freiburg und der Breisgau im Gedicht, hg. von CHRISTEL HIERHOLZER, Eggingen 2008.

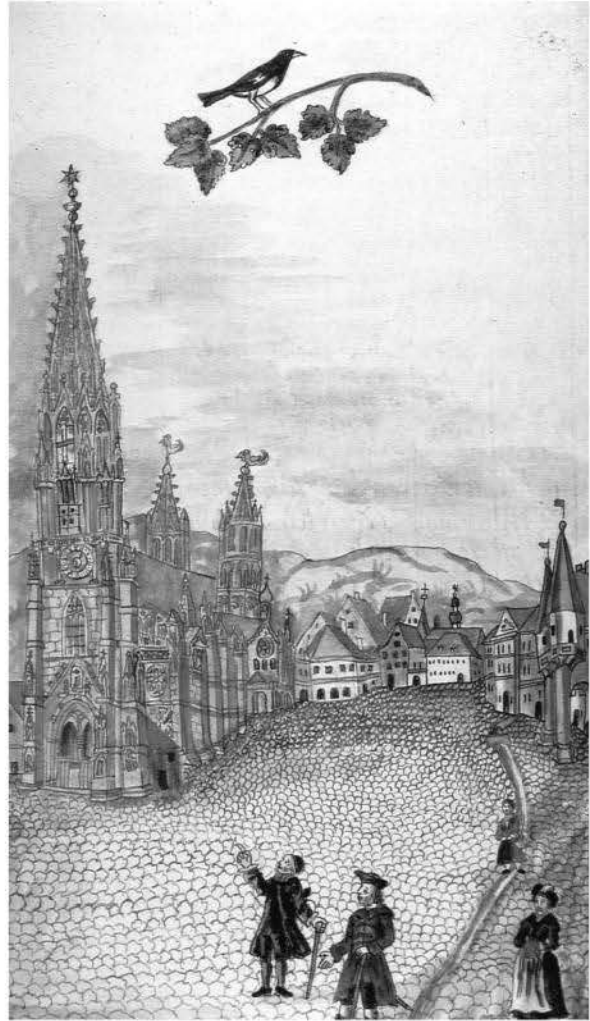


Abb. 5 Das Freiburger Münster. Aus den „Epitaphien oder Grabinschriften, welche im ULF Münster der pfarrkirche zu Freyburg im Breisgau befindlich seynd“ von Felizian Geissinger, 1787 (Universitätsbibliothek Freiburg, HS 498).

*was wir vollbracht.  
nach der arbeit  
waschen wir hals und hände  
und der regen wäscht  
was wir gebaut.*

*die steine sind hart  
sie halten jahrhunderte  
die arbeit war hart  
sie dauerte generationen...*

*wir bauten  
zur ehre der phantasie  
schlugen musik in stein  
widerlegten gesetze*

*der mathematik.  
schräghaltend die schädel  
in die himmel  
schlugen wir mehr*

*als nur den stein.  
plant und baut auch ihr  
über euch selbst hinaus  
und baut eure eignen häuser*

*mit der andacht und liebe  
die wir bewiesen  
beim bau dieses hauses  
das die stadt um sich schart*

*für einen  
den gott wir nannten  
als es noch kein leben  
vor dem tode gab.*

Nicht wenige Verse und Lieder über Freiburg und seine Geschichte sind im heimischen Dialekt verfasst worden. Ein besonders geschichtskundiger Mundartdichter war Karl Kurrus, geboren in Endingen 1911 und bis 1976 als städtischer Direktor in der Freiburger Stadtverwaltung tätig. Er schrieb zahlreiche Mundartgedichte, überzeugend durch Gedankenreichtum wie auch durch Humor. Von seinen Versen ist einer fast zum Motto der hiesigen Geisteshaltung geworden: „Nit allem sich neige, / s'Eige zeige!“ Unter diesem Titel hat er auch eine ganze Sammlung von Gedichten, Sprüchen und Geschichten herausgegeben, aus der die folgende Charakteristik der „liabi alti Stadt im Alemanneland“ wiedergegeben wird. Kurrus drückt viel vom Eigen-Sinn und Traditionsbewusstsein der Menschen hier in Freiburg aus:<sup>35</sup>

*Dü liabi alti Stadt im Alemanneland,  
wu frisch dr Hölletäler;  
herzuas vum Himmelrich,  
si Schwarzwaldtanneduft in d Stroße  
zua dr Bächli waiht;*

*wu scho, weiß-Gott-wialang  
dr Minsterturm si Rebland griäßt;  
wu er sie „Guate Tag“  
niber zuam Rhin,  
un driber nües dr alte Nochbre sait;*

*wu Lebe, Glaübe, Wisseschaft  
sich zitlos miahje,  
dr rehti Weg wän finde,  
aß d Mensche, allewil,  
s Erb vu dr Alte hiate,  
un doch im guate Neue  
nit dr Weg verboie  
fir d'jungi Generation,  
fir s Morn.*

---

<sup>35</sup> KARL KURRUS: S Eige Zeige. Gedichte, Sprüche, Geschichten in Kaiserstühler Alemannisch, Lahr 1979, S. 41.



*Jo,  
Friburg,  
bisch e Stadt  
wu s gwiß verdiant,  
aß ihri Birger s Können, Fliß un Muat,  
drini gen in dia hitig Zit,  
un doch mit Ehrfurcht bsorgt sin,  
s Alt z erhalte,  
aß ihri Stadt  
aü ihri Heimet blit!*

Freiburg im Spiegel von Versen und Liedern: Eine liebenswerte Stadt mit reichem Erbe der Geschichte. Anders als in historischen Studien und Analysen kommt in den poetischen Texten das zur Sprache, was wohl viele Menschen anrühren und anheimeln kann. Manche dieser Verse wirken dank der sprachlichen Gestaltung anregend, anziehend, dichterisch erhebend. Manche stimmen nachdenklich, manche auch erheiternd. Als ein Sondergut der Überlieferung sollten sie als ein legitimes Element der städtischen Erinnerungskultur in Geltung bleiben.



## Buchbesprechungen

### *Landes- und regionalgeschichtliche Literatur*

Adel und Königtum im mittelalterlichen Schwaben. Festschrift für Thomas Zotz, hg. von ANDREAS BIHRER, MATHIAS KÄLBLE und HEINZ KRIEG (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 175), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2009, XXIV und 438 S., 21 S/W-Abb.

Der aus Anlass des 65. Geburtstages von Thomas Zotz erschienene Sammelband stellt die neuesten Forschungsergebnisse über das Verhältnis von königlicher Zentralgewalt und regionalen Herrschaftsträgern im alemannisch-schwäbischen Raum vom Beginn des 6. bis zur 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts dar. Wie in der detaillierten Einführung der Herausgeber zu lesen ist (S. XVII-XXIV), besteht der Band aus 24 Beiträgen, die in vier Themenbereiche untergliedert sind. Außerdem resümieren die Herausgeber den Inhalt jeden Aufsatzes, um ein derart differenziertes Forschungsfeld für den Leser inhaltlich und chronologisch überschaubar zu machen. Der wissenschaftlichen Tätigkeit des renommierten Direktors des Lehrstuhls für Mittelalterliche Geschichte am Historischen Seminars der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg entsprechend, knüpfen die Themenbereiche an die Geschichte des deutschsprachigen Südwestens an. Deren Erforschung hat sich der Geehrte seit seiner Dissertation im Jahr 1972 über den Breisgau und das alemannische Herzogtum im 10. und frühen 11. Jahrhundert intensiv gewidmet.

Der erste Teil (Grundlagen und Voraussetzungen: Die Alemannia im Frühmittelalter, S. 3-85), untersucht die historischen Ursprünge des alemannischen Raumes vom 6. bis zum 9. Jahrhundert. Ein besonderes Augenmerk wurde dabei auf die politisch-sozialen Themen wie die Rolle des Adels oder der Namensbenennung gelegt. Gemäß einem landesgeschichtlichen Forschungsschwerpunkt des Jubilars – es sei an seine meisterhafte Darstellung der Ottonen-, Salier und frühen Stauferzeit im ersten Band des Handbuchs der baden-württembergischen Geschichte erinnert – untersucht der zweite Themenbereich (Schwaben und das Reich: Karolinger, Ottonen und frühe Salier, S. 89-175) die Beziehung zwischen dem Herzogtum Schwaben und der überregionalen Macht des Kaisertums. Der Zeitraum von der 2. Hälfte des 8. bis zur Wende vom 10. auf das 11. Jahrhundert ist durch besondere Ereignisse geprägt wie z.B. den Weihnachtsbesuch König Konrads I. im Kloster St. Gallen, der im Dezember 911 das politische und gesellschaftliche Bindeglied zwischen den damaligen Weltmächten auf schwäbischen Boden symbolisierte. Auf die „Politischen und geistigen Kräfte im hochmittelalterlichen Schwaben (S. 179-338)“ beziehen sich die Beiträge des dritten Abschnitts des Sammelbandes, wo das historische Geschehen auf das Zeitfenster zwischen 1074 und 1265 fokussiert ist. Die letzten vier Beiträge des Bandes (Stadt-Adel-Königtum: Schwaben im späten Mittelalter, S. 341-405), analysieren die inneren Gliederungen der Machtverhältnisse im schwäbischen Raum von der 2. Hälfte des 13. bis zur 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein Blick in die Karte auf S. 343 macht dem Leser bewusst, wie viele verschiedene Stadtrechte es zu dieser Zeit innerhalb der Landesgrenze bereits gab. Den Band beschließen eine Liste der von Thomas Zotz zwischen 2003 und 2008 publizierten Veröffentlichungen (S. 407-411) sowie ein Orts- und Personennamenregister (S. 413-438).

„Mit der Überreichung dieser Festgabe verbinden Herausgeber, Autoren und alle, die zum Gelingen dieses Bandes beigetragen haben, noch einmal ihren aufrichtigen Dank an Thomas Zotz, mit dem sie zahlreiche gemeinsame Erinnerungen und Erfahrungen teilen und von dessen Anregungen sie vielfach profitieren durften“ (S. XXIV). Nach der Lektüre dieses wertvollen Sammelbandes kann sich der Leser den 24 Autoren der Beiträge und den 551 Gratulanten nur anschließen und dem Jubilar für sein bald vierzigjähriges Wirken im Dienst der Geschichtswissenschaft danken. Marco Leonardi

Eingebildete Bauern – gelehrte Mönche. Reisebeobachtungen im 18. Jahrhundert zwischen Schwarzwald und Bodensee, hg. und eingeleitet von IRMGARD und LUDGER SYRÉ, G. Braun Buchverlag/DRW-Verlag Weinbrenner, Karlsruhe/Leinfelden-Echterdingen 2009, 264 S., S/W-Abb.

Die literarische Gattung des Reiseberichts erlebte im 18. Jahrhundert eine Blütezeit, da sie dem gewachsenen Interesse des aufgeklärten Bürgertums an unterhaltsamer Information und Bildung entsprach. In der

Veröffentlichung von Reisebeschreibungen sah deshalb auch Johann Bernoulli (1744-1807, aus der berühmten Basler Gelehrtenfamilie Bernoulli stammend, ab 1763 Mathematiker und Astronom in Berlin) einen willkommenen, weil einträglichen Nebenerwerb. Von 1781 bis 1784 erschienen 15 Bände seiner „Sammlung kurzer Reisebeschreibungen und anderer zur Erweiterung der Länder- und Menschenkenntnis dienender Nachrichten“, dazu 2 Supplement-Bände (1783 und 1787).

Fünf Berichte über Reisen in Südwestdeutschland werden im vorliegenden Band neu abgedruckt. Die Texte sind gegenüber der Erstveröffentlichung geringfügig gekürzt, die Sprache wurde leicht modernisiert. Erläuternde Hinweise beschränken sich auf Worterklärungen und knappe biografische Angaben zu erwähnten Personen. Auf Sacherläuterungen haben die Herausgeber weitgehend verzichtet.

Den Reiseberichten vorangestellt ist eine ausführliche Einleitung zu den drei Autoren, unter denen Heinrich Sander (1754-1782, Sohn des Köndringer Spezialsuperintendenten Nikolaus Christian Sander und Professor für Naturgeschichte am Karlsruher Gymnasium) von besonderem Interesse ist. Von ihm stammen die Beschreibung einer Reise von Karlsruhe über Hechingen und Konstanz zum Rheinfluss von Schaffhausen sowie die zweiteilige Schilderung einer Reise nach St. Blasien und des Aufenthalts im dortigen Kloster. Ein anonymes Autor („Herr \*\*r“) verfasste den Bericht „Vom Schwarzwald und einigen angrenzenden Gegenden“ (Donauquellen, Schwarzwald, Calw, Hirsau). Den Abschluss macht der Beitrag des Augsburger Notars und Historikers Georg Wilhelm Zapf (1747-1810) über seine Bibliotheksreise von Weingarten über Salem und St. Blasien nach Basel, Kloster Rheinau und Lindau. Sander und Zapf unternahmen ihre Reisen 1781; der Anonymus schrieb im selben Jahr, schildert aber weiter zurückliegende Beobachtungen.

Die vorliegenden Reiseberichte geben manche Sachinformation zu Orten, Personen und Verhältnissen im deutschen Südwesten am Ende des 18. Jahrhunderts. Hervorzuheben sind Sanders eingehende Schilderung der Klöster Gengenbach und St. Blasien sowie dessen anschauliche Darstellung der Edelsteinschleiferei in Waldkirch, ferner Zapfs Bericht über Bücher und Archivalien in Klosterbibliotheken. Den eigentlichen und größeren Wert der Reiseberichte wird man aber wohl darin sehen müssen, wie die Reisenden jener Zeit Land und Leute sahen – oder meinten, sie für ihre Leser schildern zu müssen. Durchgehend erscheint der Schwarzwald als „fürchterlich“ und „schrecklich“, wo der Blick von den Höhen in „schwarze, schauerhafte Tiefen“ geht; seine Menschen werden als misstrauisch, gewalttätig, schwerfällig, eigensinnig und abergläubig dargestellt. Das positive Gegenbild bieten Städte und Klöster als Orte eines gehobenen Lebensstils; hier herrschen gesitteter Wohlstand und Redlichkeit, öffentliche Sicherheit, „Geist und Betragen“, Pflege der Gelehrsamkeit, der Künste und der Geselligkeit. Sander sah Zeichen von „Religionshass“, Zapf „Hass und Intoleranz gegen Protestanten“. Doch überwog bei letzterem die Gewissheit, dass „unsere Zeit [...] Toleranz [predigt] und [dass] dies [...] auch alle vernünftigen Katholiken gegen die Protestanten [beobachten]“. Auffallend ist Sanders abschätziges Urteil über die Schweizer (das schon die zeitgenössischen Kritiker rügten): sie seien grob, unwissend, kalt gegen Fremde, zudem voll von dummem Stolz; was einst noch gut an ihnen gewesen sei, werde nun durch den französischen Einfluss verdorben. So sind die aus dem Ende des 18. Jahrhunderts vorliegenden Reiseberichte Zeugnisse der „Welt“-Sicht des bildungsbeflissenen deutschen Bürgertums und eine Quelle zur Mentalitätsgeschichte.

Horst Buszello

Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau, Teil 2: Südlicher Teil, Halbband A-K, hg. von ALFONS ZETTLER und THOMAS ZOTZ (Archäologie und Geschichte 16), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2009, 429 S., 253 Abb., zahlr. Karten.

Nachdem die ersten beiden Bände, die den nördlichen Breisgau umfassen, in den vergangenen Jahren erschienen und in den Bänden 123 (S. 214f) und 127 (S. 178) dieser Zeitschrift besprochen worden sind, liegt nunmehr der dritte Band des auf vier Teile angelegten Burgenbuchs vor. Er enthält im ersten Halbband den südlichen Teil des Breisgaus bis zum Hochrhein, somit die Landkreise Freiburg-Hochschwarzwald (südlich der Möhlin), Lörrach und Waldshut-Tiengen (Artikel A-K).

Die einzelnen Artikel behalten das bisherige Gliederungsprinzip bei: topografische Lage, Baubeschreibung, Angaben zur topografischen Lage in den Kartenwerken, chronologische Darstellung der Burrgeschichte und ein sorgfältig ausgearbeitetes Literaturverzeichnis. Die Burgen werden in alphabetischer Reihenfolge nach ihrem heutigen Gemarkungsort aufgelistet. Diese Zuordnung stiftet manchmal Verwirrung. Selbst der Rezensent, der in der Nähe der Burg Rötteln wohnt und als Einheimischer mit den Gemeindegrenzen durchaus vertraut ist, würde die Burg Rötteln eher unter „Lörrach“ als unter „Haagen“ suchen.

Ebenso ist das Deutschordensschloss Beuggen unter der Ortschaft „Karsau“ aufgeführt, nicht unter „Beuggen“ oder „Rheinfeld“, zu dem dieser Ortsteil heute gehört. Die Gemeindereform der 1970er-Jahre hat hier nicht immer klare Verhältnisse geschaffen. Somit wird die beigefügte Ortskonkordanz zum unentbehrlichen Hilfsmittel für einen raschen Zugriff. Übersichtlicher wäre, wenn bereits im Inhaltsverzeichnis hinter dem Ortsnamen in Klammern der jeweilige Burgnamen genannt würde.

Der Teilband umfasst 50 Artikel, von Ambringen bis Klybeck (Basel) und vier Nachträge zum ersten Teil (Merdingen, Munzingen, Nimburg, Wolfenweiler). Die Burgenlandschaft des südlichen Breisgaus ist nicht weniger interessant als die nördliche. Neben imposanten und bekannten Bauten wie die Burg Rötteln, das Malteserschloss Heitersheim, das Schloss Beuggen und die Ruine Badenweiler werden auch zahlreiche kleine Bauten und Burgstellen erfasst. Dabei mussten die Autoren der Beiträge für den südlichen Breisgau häufig grundlegende Rechercharbeit leisten, um die meist breit verstreute heimatkundliche Literatur, die nicht selten veraltet war, zusammenzutragen und auszuwerten. So konnten auch zahlreiche liebgewordene Fehler und Unklarheiten, die seit langer Zeit durch die Veröffentlichungen geistern, korrigiert werden. Beispielsweise wird anhand der Überlieferung klar widerlegt, dass die kleine Burgstelle Altenstein in der Gemeinde Hög-Ehrsberg (S. 244-247) keinesfalls, wie häufig behauptet, die Stammburg der einflussreichen Herren vom Stein sein kann.

Durch die gründliche Erarbeitung gewinnen einzelne Artikel deutlich an Umfang, aber das ist keineswegs ein Nachteil für das Buch, wie die Artikel über Rötteln, Sausenburg, Istein u.a. zeigen. Ebenso ist eine deutliche Verbesserung des Bildmaterials festzustellen, nachdem Rezensenten immer wieder die Qualität des verwendeten Bildmaterials in den ersten beiden Bänden bemängelt hatten. Doch einige Fotos sind immer noch zu kleinformatig (Bollschweil, S. 88) oder zu dunkel (Neuenfels, S. 109 und 112). Das Buch hätte noch deutlich an Ausstattungsqualität gewonnen, wenn ausgewählte wichtige Bilder in Farbe wiedergegeben worden wären, so z.B. die Ansicht des Grenzacher Schlosses (S. 215), Beuggen (S. 357), Kirchhofen (S. 386) oder das Wasserschloss Inzlingen (S. 310f.). Der stolze Preis des dritten Bands (74 €) hätte dies durchaus gerechtfertigt. Damit hätte das Buch nicht nur vorzugsweise Wissenschaftler, sondern auch eine breite heimatkundlich interessierte Leserschicht angesprochen.

Noch ein Vorschlag für den kommenden Band möge erlaubt sein! Dankenswerterweise wurde deutlich mehr historisches Planmaterial aufgenommen. Gerade bei schwach konturierten Plänen (Beispiel Ehrenstetten 1771, S. 169, sowie Inzlingen, S. 319) wäre die farbige Wiedergabe nicht nur ansprechender gewesen, sondern sie hätte auch die Lesbarkeit deutlich verbessert. Gleiches gilt auch für die Pläne auf S. 180, 197, 199 und 291.

Sicher hätte sich der Leser noch einige Ergänzungen zu einzelnen Artikeln gewünscht, doch eine derartige Perfektion ist bei einem breit angelegten lexikalischen Werk kaum machbar. Mit dem breisgauischen Burgenlexikon ist auch mit dem dritten Band ein notwendiges und fundiertes Werk veröffentlicht worden. Dafür verdienen Herausgeber und Autoren in besonderem Maße Lob und Anerkennung.

Willy Schulze

Jüdisches Leben in Baden 1809 bis 2009. 200 Jahre Oberrat der Israeliten Badens, Festschrift hg. vom Oberrat der Israeliten Badens, ed. von DAVID SELDNER, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2009, 291 S., S/W-Abb.

Die düstere Phase der deutsch-jüdischen Geschichte zwischen 1933 und 1945 „hat tiefste Narben ... hinterlassen“. Aber die Geschichte der Juden in Baden „besteht nicht nur aus dem Holocaust“. Das schreibt Wolfgang Fuhl, der Vorsitzende des Oberrats der Israeliten Badens, in der Festschrift, die das Organ der Israelitischen Religionsgemeinschaft in Erinnerung an das Edikt von 1809 herausgegeben hat. Dieses Gesetz, das den Juden im jungen Großherzogtum die staatsbürgerliche Gleichstellung mit den Angehörigen der staatlich anerkannten christlichen Konfessionen brachte, förderte und forderte die Integration. Die Gleichstellung im Ortsbürgerrecht, an das Wahlrecht und Niederlassungsfreiheit gebunden waren, ließ allerdings bis 1862 auf sich warten. David Seldner, der stellvertretende Vorsitzende des Oberrats, der die Edition des Bandes besorgte, vergleicht Situation und Wirken des Oberrats der Gründungszeit mit der von heute. Dabei nennt er Zahlen: Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebten in Baden ungefähr 12.000 Juden, 1925 über 24.000 und 1933 rund 20.000 in 123 Gemeinden. Heute sind es um die 5.000 in zehn Gemeinden.

Uri Kaufmann erforschte die Geschichte des Oberrats. Er stellt die Frage, ob man von Kontinuität von 1809 bis heute ausgehen dürfe. 1938 bedeutete einen drastischen Einschnitt durch die Aberkennung der Körperschaftsrechte, und die Deportation nach Gurs 1940 ließ das jüdische Leben in Baden fast ersterben.

Einen Bruch in organisatorischer Hinsicht bedeutete die Errichtung von getrennten Institutionen für die beiden Besatzungszonen nach dem Kriegsende 1945, amerikanisch im Norden, französisch im Süden. Erst 1953 entstand wieder ein einheitlicher Oberrat mit Sitz in Karlsruhe. Kaufmann gibt zu bedenken, „dass 1953 eine demografisch ganz andere Gruppe in Baden lebte“. Wolfgang Fuhl, der auf die Zuwanderung von etwa 3.500 Juden aus dem Bereich der ehemaligen Sowjetunion hinweist, schreibt im Vorwort: „Wenn 25 % der Juden 75 % zugewanderte Juden integrieren müssen, so bleiben Probleme und Spannungen nicht aus.“ Diese hatte es auch schon im 19. Jahrhundert gegeben zwischen liberalen, konservativen und orthodoxen Juden.

Wie man sich die unmittelbare Nachkriegszeit vorzustellen hat, erklärt der Stuttgarter Rabbiner Joel Berger in „Einwanderung jüdischer Migranten und jüdischer Kultur in Baden-Württemberg nach 1945“. Seine Ausführungen beziehen sich auf die amerikanische Zone und vor allem auf Nord-Württemberg und werden gut ergänzt durch den Beitrag von David Kessler über „Juden in Mannheim nach 1945“. Hier konnte schon 1946 wieder eine Synagoge eingeweiht werden. Zur Gemeinde zählten um die hundert Mitglieder, während nicht weit entfernt in Lampertheim Displaced Persons aus Osteuropa in einem Lager lebten und auf ihre Ausreise nach Israel oder in die USA warteten. Monica Kingreen wertete Quellen zur Geschichte dieses Lagers aus, das bis 1949 bestand, und resümiert: „Diejenigen jüdischen Displaced Persons, die nicht nach Israel, USA oder Kanada auswandern wollten oder konnten, wurden ‚das physische Rückgrat‘ der jüdischen Nachkriegsgemeinden.“

Wie alles nach 1945 angefangen hat, erfährt der Leser von Klaus Techemacher, der die Geschichte der jüdischen Gemeinde Emmendingen schreibt und dabei Gültiges für ganz Südbaden festhält. Detailliert und lebensnah dokumentiert er die Zuwanderung vor und nach dem Inkrafttreten des Kontingentflüchtlingengesetzes 1991, lebensnah und unmittelbar, da er selbst vielen Neuankömmlingen bei der Bewältigung der Anlaufschwierigkeiten geholfen hat. Probleme gab es nicht nur bei der Wohnungsbeschaffung, sondern auch im Miteinander der „Alten“ und „Neuen“ in der Gemeinde, zumal da letztere zum Teil der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Techemacher hat mit seinem Beitrag eine Quelle geschaffen.

Das Hauptgewicht der 41 Beiträge von 26 Autoren liegt auf der Zeit nach dem Edikt von 1809 bis in die Jetztzeit. Vier Aufsätze reichen weiter zurück: Johannes Heil behandelt die Geschichte der Juden am Oberrhein im Mittelalter und Monika Preuß die jüdische Kultur im Kraichgau im 18. Jahrhundert. Sie führt den Leser damit in den Norden des späteren Großherzogtums, wo die jüdischen Gemeinden wesentlich dichter gesät waren als im Süden. Dieses Gefälle zwischen Nord- und Südbaden erschließt sich bei einem Blick auf die Karte auf dem Schutzumschlag, die Baden in den Grenzen zeigt, die bei der Verwaltungsreform der 1970er-Jahre festgelegt wurden.

Interessante und gut gebildete Beiträge befassen sich mit den badischen Synagogen und den jüdischen Friedhöfen. Eine Stärke des Bandes liegt auf dem personengeschichtlichen Teil. Susanne Asche stellt jüdische Frauen aus Karlsruhe vor, die sich früh durch Schulbildung und Studium emanzipiert hatten, darunter die Chemikerin Dr. Klara Immerwahr-Haber, die Ehefrau des Nobelpreisträgers von 1918 Fritz Haber, dessen Name mit der Gewinnung von Stickstoff aus der Luft, aber auch mit der Entwicklung von Giftstoffen verbunden ist. Seine Biografie hat Jürgen Schuladen-Krämer verfasst. Monika Pohl beschreibt das Leben des Juristen und SPD-Politikers Ludwig Marum, das 1934 tragisch mit gewaltsamem Tod im Konzentrationslager Kislau endete. Eine Fluchtmöglichkeit hatte er ausgeschlagen und die Emigrationspläne seiner Familie in Verkennung der Unerbittlichkeit des neuen Regimes abgelehnt. Christiane Pfanzen-Sponagel stellt den Rechtsanwalt Julius Ellenbogen (1878-1961) vor, der zur Zeit der Weimarer Republik in Karlsruhe für den Oberrat tätig war und 1940 nach Frankreich deportiert wurde. Nach dem Krieg ließ er sich in Freiburg nieder, fand Verwendung in der Justizverwaltung und engagierte sich in der Freiburger Israelitischen Gemeinde, deren Vorsitzender er 1953 nach dem Tod von Nathan Rosenberger wurde. Im selben Jahr wurde er stellvertretender Vorsitzender der eben wiedervereinigten Israelitischen Religionsgemeinschaft Baden. Die Autorin bezeichnet ihn als „Bindeglied zwischen der Vorkriegs- und Nachkriegsorganisation“. Er galt „als einer der Garanten für Kontinuität“.

Wenden wir uns noch einmal den „Neuen“ zu, die aus osteuropäischen Ländern kamen, wohin ihre Vorfahren Jahrhunderte zuvor ausgewandert waren. Joel Berger erklärt die großen Linien dieser Migrationsbewegungen und zeigt, wie eine polnische Verwaltungsmaßnahme aus dem Jahr 1938 viele dortige Juden staatenlos machte und in die deutschen Konzentrationslager brachte, nach dem Krieg dann in die Lager für Displaced Persons. Rosa Friedmann brachte ihre eigene Migrationsgeschichte zu Papier. Ihr Geburtsort Baranovicze lag in Ostpolen, das 1939 gemäß dem Hitler-Stalin-Pakt sowjetisch wurde. Die fünf Jahre

von 1946 bis 1951 verbrachte sie mit ihrem Mann in einem DP-Camp in Bayern, dann wagten sie die Auswanderung nach Australien, organisiert und finanziert von der Hebrew Immigrant Aid Society. Bald begannen sie, für die Rückreise nach Europa zu sparen. Sie ließen sich in München nieder, 1961 in Heidelberg. Rosa Friedmann, die aus ihrer Zeit am russischen Gymnasium diese Sprache beherrschte, trug zur Integration neu Angekommener bei und wagte die Reise in die alte Heimat zu den Gräbern der Vorfahren. Auch Manja Evelevychsuslik, geboren 1921, schrieb einen persönlichen Migrationsbericht unter dem Titel „Von Kiew nach Heidelberg“.

Es ist schwer möglich, in einer Rezension alle Facetten dieses Buches auszuleuchten. Die Themen sind vielfältig und die Autoren gehen ganz unterschiedlich zu Werk. Entstanden ist eine sympathische sachliche Dokumentation der Israelitischen Religionsgemeinschaft Badens, die den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts besitzt und den Anlass „200 Jahre Oberrat“ gerne wahrnimmt, um auf ihre Geschichte zurückzuschauen.

Renate Liessem-Breinlinger

ARMIN KOHNLE: Kleine Geschichte der Markgrafschaft Baden (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt), G. Braun Buchverlag/DRW-Verlag Weinbrenner, Karlsruhe/Leinfelden-Echterdingen 2007, 206 S., Karten und Abb.

In einem weiten Bogen, beginnend mit den frühen Zähringern, schildert der Heidelberger Historiker Armin Kohnle in unterhaltsamer Form die wichtigsten Stationen aus der Geschichte der Markgrafschaft, immer wieder aufgelockert durch Stammbäume, Abbildungen, Karten, Erläuterungen – z.B. zum Kondominat – sowie Schlaglichter. In diesen greift der Autor einzelne Themen auf wie den Bauernkrieg und die Erbfolgekriege, die Konkordienformel und den Calvinismus sowie die physiokratische Theorie. Trotz seines Hinweises, dass man das Land und seine Bevölkerung ebenfalls in den Blick nehmen müsse, fällt dieser Teil doch dürftiger aus. Andererseits erfährt man, dass das (katholische) Baden-Baden 1583 bereits den gregorianischen Kalender einführte, während man in Baden-Durlach noch beim julianischen blieb, der zehn Tage im Rückstand war.

Als Kenner der Materie – was er bereits in seiner kleinen Geschichte zur Kurpfalz bewies – zeigt er die Entwicklung dieses an sich nicht sehr bedeutenden Gebiets innerhalb des Reichs auf. Einige Stationen auf dem Weg zu einem geschlossenen Territorium werden besonders herausgegriffen: 1356 ist bei einer Erbchaftsregelung erstmals vom „Fürstentum, der Markgrafschaft zu Baden“, die Rede. 1380 wird im sogenannten „Heidelberger Vertrag“ festgelegt, dass die Markgrafschaft, ein Reichslehen, in nicht mehr als zwei Teile geteilt werden darf und dass beim Aussterben einer Linie deren Besitz an die andere Linie fallen soll. Dieser Vertrag weist auf eine neue Vorstellung von Land und Herrschaft, die auf Unveräußerlichkeit des Besitzes beruht. Als dann Christoph I. 1503 gezwungenermaßen einer Dreiteilung zustimmt, sorgt das Schicksal für eine Rückkehr zum ursprünglichen Vertrag, denn einer der drei Söhne starb ohne männliche Nachkommen. Damit blieb die Markgrafschaft bis 1771 zweigeteilt, in die Territorien Baden-Baden und Baden-Pforzheim, später Baden-Durlach genannt. In der Reformationszeit führte diese Teilung zusätzlich zu einer konfessionellen Trennung: Baden-Durlach wandte sich der neuen Religion zu, während Baden-Baden – trotz hohen Anteils an evangelischer Bevölkerung – katholisch blieb. Mit dem Aussterben der katholischen Linie vereinigte Markgraf Karl Friedrich die beiden Länder, obwohl er mit Baden-Baden einen stark verschuldeten und „verwahrlosten“ Staat übernahm, dessen Bevölkerung vorwiegend katholisch war. Der der Aufklärung und der Physiokratie zugewandte Markgraf vergrößerte damit sein Territorium, das jedoch immer noch ein „Flickenteppich“ war. Erst mit dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 erhielt er ein zusammenhängendes und – durch Napoleons Gnade – auf das Doppelte angewachsenes Gebiet. Seit 1806 regierte er als „königliche Hoheit“ das neue Großherzogtum Baden, dessen Umfang bis ins 20. Jahrhundert Bestand hatte.

Zur weiteren Vertiefung fügt Armin Kohnle ein kommentiertes Literaturverzeichnis an, in dem allerdings das für die Wirtschaftsgeschichte der Markgrafschaft wichtige Buch von Albrecht Strobel „Agrarverfassung im Übergang. Studien zur Agrargeschichte des badischen Breisgaus vom Beginn des 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts“ fehlt. Die „Fürstengeschichte“ war dem Autor offenbar doch wichtiger.

Ursula Huggle

WERNER LACOSTE: Deutsche Sturmbataillone 1915-1918. Der Kaiserstuhl und das Markgräflerland als Geburtsstätte und Standort deutscher Sturmbataillone des Ersten Weltkrieges, Helios-Verlag, Aachen 2009, 123 S., zahlreiche Abb.

„Richten wir den Blick auf die Kriegsgeschichte überhaupt, so finden wir so sehr das Gegenteil von einem unaufhaltsamen Fortschreiten zum Ziel, daß ganz offenbar Stillstehn und Nichtstun der Grundzustand der Heere mitten im Kriege ist und das Handeln die Ausnahme.“ In besonderem Maße bestätigte sich Clauswitzens These („Vom Kriege“, 19. A., S. 407) nach dem Übergang vom Bewegungs- zum Stellungskrieg in den Kriegsjahren 1914-1918. Zur Gewinnung der operativen Freiheit und Beweglichkeit diente ein Truppenversuch der Obersten Heeresleitung (OHL) im Frühjahr 1915, der jedoch an der Realität der Front scheiterte. Die Reste dieser Versuchseinheit wurden der Armee-Abteilung B (Gaede) am Oberrhein überstellt und unter neuer Führung in Gestalt des Hauptmanns Rohr vom Berliner Gardeschützenbataillon im August 1915 in den Kaiserstuhl verlegt. Mit veränderter Konzeption und Bewaffnung sollte Rohr in erster Linie der in den Vogesen operierenden Armee-Abteilung Möglichkeiten zum Durchbruch eröffnen. Die Vorführungen des Bataillons im Kaiserstuhl überzeugten General Gaede von der Wirksamkeit eines solchen Einsatzes im Gebirgskrieg, wo die Truppe am Lingekopf (Oktober 1915) und am Hartmannsweilerkopf (Jahreswende 1915/16) ihre Feuertaufe erhielt und erste Beweise ihres Könnens lieferte. Das „Sturmbataillon Rohr“ wurde somit zur „Mutter aller Sturmtruppen“ und schon im Februar 1916 zu neuer Verwendung als Lehrtruppe für die bei den höheren Kommandobehörden aufzustellenden Sturmbataillone aus dem Kaiserstuhl abgezogen und zur 5. Armee des deutschen Kronprinzen transferiert. Das in Oberrotweil verbliebene Nachkommando des Bataillons wurde, vorerst ohne Etatisierung, der 12. Landwehr-Division als „Sturm-Lehr-Abteilung“ aggregiert. Im Oktober 1916 erfolgte neuerlich eine Umgliederung zum Sturmbataillon der Armee-Abteilung B mit zwei preußischen, einer bayerischen und einer württembergischen Sturmkompanie, das zum Jahresbeginn 1917 die Nummer 16 erhielt mit Bataillonsstab in Mülhausen im Elsass. Einer vorübergehenden Zusammenlegung aller Kompanien in Istein im März 1917 folgte im Oktober desselben Jahres die Rückverlegung in den Kaiserstuhl, wo die einzelnen Kompanien die Ausbildung der Truppen der bei der Armee-Abteilung B eingesetzten Divisionen in der Stoßtrupptaktik vorzunehmen hatten.

Diese unter Kriegsbedingungen entwickelte neue taktische Option für die Infanterie setzte auf die Elemente von Überraschung, Schnelligkeit und Beweglichkeit. Zu diesem Behuf sollten die Sturmtruppen mit starker Panzerung und Feuerkraft den Angriff der Infanterie vorbereiten und begleiten. Gelehrt und geübt wurde vornehmlich das Zusammenwirken der Infanterie mit den Unterstützungswaffen und Nahkampfmitteln. Nach Vorübungen an detailgetreuen Nachbildungen wurden Sturmtruppen als kleinste Teileinheit den Infanterieverbänden, in deren Abschnitt der Angriff erfolgen sollte, zugeteilt, um mit diesen, auf Zusammenarbeit angewiesen, den Einbruch nach vorheriger Luftaufklärung und Erkundung des Stellungsverlaufes durchzuführen. Aufgabe der Sturmtruppen war es dabei, die Sturmgassen zu öffnen, die feindlichen Gräben aufzurollen, MG-Nester auszuschalten, die Gräben in die Angriffsrichtung „umzudrehen“ und das Vorfeld zur Verteidigung einzurichten. Die mitgeführten schwereren Waffen hatten den Einsatz flankierend abzusichern, die Flammenwerfer sollten Widerstand in den Gräben und Blockhäusern brechen. Grundsätzlich hatten die Stoßtruppen keilartig ohne Rücksicht auf flankierende Maßnahmen bis zum Ziele durchzustößen. Nach erfolgtem Einweisen der Infanterie sollten dann die Sturmtruppen wieder herausgezogen werden. Die Taktik dieser Sonderformationen änderte sich mit fortschreitendem Kriege. So wurde des Überraschungsmoments wegen weitgehend auf Artillerievorbereitung verzichtet und mit Scheinangriffen den Gegner getäuscht. Ziel war es, die normale Infanterie allmählich mit dieser Kampfweise vertraut zu machen und sie zur eigenen Ausbildung zu befähigen. Die hier gemachten Erfahrungen flossen später in das neue Reichsheer ein, wo sie allgemeinverbindliches Gut der Dienstvorschriften und der Ausbildung wurden. Die Namen „Kaiserstuhl“ als Ausbildungsort und „Hartmannsweilerkopf“ als der erste Einsatzort der Sturmtruppe stehen somit für die Geburtsstunde eines auf der unteren taktischen Ebene entwickelten operativen Denkens, dessen materieller Durchbruch erst im darauf folgenden Krieg mit Hilfe der für den Stoßtruppgedanken geradezu prädestinierten Panzerwaffe in Verbindung mit den Vorstellungen Schlieffens erfolgte und unter dem schillernden Begriffe „Blitzkrieg“ noch heute die Gemüter bewegt.

Diese Thematik jedoch war offensichtlich nicht das Anliegen des vorliegenden Bandes. Stattdessen hat der Verfasser die kurze Phase des Bestehens des aus dem Sturmbataillon Nr. 5 hervorgegangenen Sturmbataillons Nr. 16 zum Gegenstand seiner Abhandlung gemacht, was dem eine allgemeine Geschichte der



Sturmataillone suggerierenden Haupttitel nicht unbedingt zu entnehmen ist. Anhand der erhalten gebliebenen Bataillonsbefehle – der letzte datiert vom 22. November 1918 – entsteht der Mikrokosmos einer Spezialeinheit in den beiden letzten Kriegsjahren, der jedoch eher den organisatorischen und ausrüstungsspezifischen Sektor denn die taktischen Einsatzbedingungen abbildet. Der reich aus den Beständen des Wehrgeschichtlichen Museums in Rastatt bebilderte Band, ausgestattet mit einem üppigen Anmerkungsapparat, schildert im Einzelnen den Übungsbetrieb und die Übungsplätze am Kaiserstuhl wie z.B. auf dem Pulverbuck, dem Spielberg oder der Mondhalde, die infolge der Rebumlegungen der 1960er- und 1970er-Jahre restlos verschwunden sind, die zahlreichen Lehrgänge und Vorführungen vor höheren Offizieren und Generälen verbündeter Staaten sowie Ausrüstung und Alltag der Sturmtruppe in den örtlichen Quartieren, der zwar von der allgemeinen Lebensmittelknappheit geprägt war, dennoch im Unterschied zur Fronttruppe geradezu als Sinekure bezeichnet werden kann. Bei den kleineren Delikten stand bezeichnenderweise der Obstdiebstahl (Trauben!) an vorderster Stelle. Über die sexuellen Bedürfnisse der jungen Soldaten und deren Lösung in einer noch stark agrarisch und religiös geprägten Bevölkerung vermögen die Bataillonsbefehle naturgemäß keine Auskunft zu geben.

Der Verfasser hat sich und dem Leser leider ein Lektorat versagt, das die größten orthografischen Schnitzer (z. B. „Musikappelle“ statt „Musikkapelle“, S. 69), sprachliche Ungereimtheiten (z. B. „Generale“ und „Generäle“) und Wiederholung ganzer Textpassagen (z. B. S. 73 und 77) hätte vermeiden helfen. Dass es nach Eingliederung der großherzoglich badischen Armee in das preußische Kontingent keine „badischen Offiziere“ (S. 24) mehr gegeben hat, sollte dem Verfasser eigentlich bekannt sein. Seine offenkundigen Schwierigkeiten mit der Frakturschrift zeigen sich in der falschen Lesung der Grabschriften dreier auf dem Bischoffinger Friedhof erhaltener Steinkreuze für im Einsatz gefallene Sturmtruppler („Frant“ statt „Frank“, „Simda“ statt „Simon“, gefallen am „5.11.“ statt „5.9.“, S. 69). Die vornehmlich auf Nachkriegswerken der Zeitzeugen basierende Literaturliste weist zudem erhebliche Lücken bezüglich neuerer Veröffentlichungen auf. So fehlen neben Lanz (1929) und von Schwerin (1939) die fremdsprachigen Autoren wie Gudmundsson (1989), Kincaide (1989), Larcade (2003) und Bull (2007). Dessen ungeachtet kann die Erscheinung dieses Werkes begrüßt werden, richtet sie doch das Augenmerk auf eine weitgehend in Vergessenheit geratene organisatorische Facette in der Geschichte taktischer Entwicklungen im Weltkrieg vor regionalgeschichtlichem Hintergrund. Karlheinz Deisenroth

FLORIAN LAMKE: Cluniacenser am Oberrhein. Konfliktlösungen und adlige Gruppenbildung in der Zeit des Investiturstreits (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 54), Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2009, 560 S.

Nach den Studien von Ulrike Denne über die Frauenklöster im spätmittelalterlichen Freiburg im Breisgau (1997), von Yu-Kyong Kim über die Grundherrschaft des Klosters Günterstal bei Freiburg im Breisgau (2002) und von Philipp Rupf über das Zisterzienserkloster Tennenbach im mittelalterlichen Breisgau (2004) veröffentlicht in ihrem jüngsten Band die renommierte wissenschaftliche Reihe „Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte“ eine Untersuchung über das Mönchstum des 11./12. Jahrhunderts am Oberrhein. Die seitens der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg mit dem „Waldseemüller-Preis 2008“ ausgezeichnete Dissertation analysiert die enge Beziehungen zwischen den cluniacensischen Niederlassungen und der Adelspolitik im oberrheinischen Gebiet vom Beginn der 70er-Jahre des 11. Jahrhunderts bis zum Ende des Investiturstreits im 1. Viertel des 12. Jahrhunderts. Schon die Formulierung der Fragestellung in der thematischen Hinführung (S. 13) bietet dem Leser den Leitfaden des Werkes. Am Beispiel der Geschehnisse des Cluniacenserpriorates Zell/St. Ulrich in der Mitte des 12. Jahrhunderts stellt sich der Autor folgende Fragen: „Welche Rolle kommt dem Cluniacenser Kloster in diesen Entwicklungen zu, in welchen personellen Netzwerken ist es zu situieren, welche Trägerschichten begünstigen seine Ausstattung und Entwicklung? In welchem Zusammenhang steht die cluniacensische Niederlassung zu den Zähringern und ihren Gefolgsleuten? Und – in der Forschung immer wieder gefragt – wie ist überhaupt die Ausdehnung der Cluniacenser in das Oberrheingebiet und damit in den Südwesten des Reiches zu bewerten?“

Auf eine solide Quellen- und Literaturbeherrschung gestützt, versucht der Autor, eine Antwort – außer dem schon zitierten Fall des Priorates Zell – über die rätselhafte Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Priorate Bollschweil, St. Alban in Basel, Kaltenbrunn, Altkirch und Feldbach im Sundgau sowie der Abtei Selz zu finden. Die Zusammenfassungen am Ende eines jeden Kapitels helfen dem Leser, den

Überblick zu bewahren. Beispielhaft für das Verständnis dieses Entstehungs- und Entwicklungsprozesses ist die Geschichte des Priorates Zell. Sie spiegelt den Höhepunkt des cluniacensischen Mönchtums am Oberrhein wider – von der Errichtung des Klosters kurz vor dem Jahr 1072 anlässlich der Schenkung seitens Hessos von Rimsingen an die Abtei Cluny bis zu der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, als das Priorat in ein zähringisch-straßburgisch-nimburgisches Umfeld fest eingebunden wurde.

Was die Lokalisierung der cluniacensischen Niederlassungen betrifft, wäre eine Karte hilfreich gewesen. Ein Quellenanhang, der zwei Urkunden und die Stemmata der frühen Besitzbestätigungen für St. Alban in Basel enthält (S. 455-461), ein Abkürzungsverzeichnis, das Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 465-532) und ein Register (S. 533-560) schließen den Band ab.

Aufgrund der Tatsache, dass der Autor die theoretischen und methodischen Fundamente einer modernen Mediävistik vorbildlich beherrscht, kann diese (nur geringfügig überarbeitete) Dissertation nicht zuletzt jedem Doktoranden der Kirchen-, Adels- und Landesgeschichte besonders empfohlen werden.

Marco Leonardi

KARL-HEINZ MEIER-BRAUN/REINHOLD WEBER: Kleine Geschichte der Ein- und Auswanderung in Baden-Württemberg, DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2009, 190 S., Abb.

Wie schon die vom gleichen Verlag herausgegebene „Kleine Geschichte der Markgrafschaft Baden“ nimmt man auch dieses Buch gern in die Hand, ist es doch übersichtlich strukturiert und durch Schlaglichter, Erläuterungen, eine Zeittafel und Abbildungen ansprechend gestaltet. Der Bogen der Wanderungsbewegungen reicht vom Spätmittelalter bis in die heutige Zeit, wobei der Schwerpunkt der beiden Autoren entsprechend ihren Interessen stärker auf der soziologischen als auf der historischen Seite liegt. Karl-Heinz Meier-Braun ist Journalist und Leiter der Fachredaktion „SWR International“, außerdem Integrationsbeauftragter des Südwestrundfunks. Reinhold Weber hat als Zeithistoriker bei der Landeszentrale für politische Bildung bereits einige Bücher zur Geschichte des südwestdeutschen Raums verfasst. Die Autoren widmen sich den „zentralen Migrationsphänomenen der ‚klassischen‘ Epochen“ bis hin zu den heutigen Problemen des Einwanderungslands Baden-Württemberg. Dabei lenken sie den Blick nicht nur auf Aus- und Einwanderung, sondern vor allem auf die Integration von Migranten – z.B. Glaubensflüchtlinge – im „Schmelztiegel Südwestdeutschland“. Nur kurz widmen sie sich der jüdischen Bevölkerung in Baden und Württemberg, ihrer rechtlichen Situation und ihrem Schicksal. Das Land Baden wurde aus historischen Gründen von den Juden bevorzugt: Lebten 1920 hier 24.000 Juden, so waren es 1925 in Württemberg nur 11.000.

Nach den Auswanderungswellen im 19. Jahrhundert wurde das südwestdeutsche Gebiet immer mehr zum Einwanderungsland, da die Industrialisierung zusätzliche Arbeitskräfte erforderte. Beim Bau der Eisenbahnlinien und später der Autobahnen war man auf Facharbeiter wie die Italiener angewiesen, die sich im Tunnel- und Straßenbau auskannten. Der Erste Weltkrieg führte infolge Arbeitskräftemangels zu einer neuen Art von „Einwanderung“ durch Kriegsgefangene und aus anderen Ländern deportierte Arbeiter. Sie wurden zur Zwangsarbeit verpflichtet wie auch im Zweiten Weltkrieg. Noch vor der Kapitulation im Mai 1945 stellte die Zuwanderung von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen eine neue Herausforderung dar, aber auch eine Chance, füllten sie doch die durch Kriegsverluste entstandenen Lücken auf und halfen beim Wiederaufbau. Sie bewältigten ihre Eingliederung auch gegen den Widerstand der Einheimischen.

Baden-Württemberg war in den 1950er-Jahren Vorreiter in der Aufnahme von Gastarbeitern. Ein besonderes Augenmerk legen die Autoren auf Probleme bei der Integration von Migrantenkindern, die sich an den schulischen Leistungen ablesen lassen. So gehen beispielsweise nur 5,9 % der italienischen Kinder aufs Gymnasium; der Bundesdurchschnitt liegt jedoch bei 26,8 %. Heute leben rund 166.000 Italiener in Baden-Württemberg, mehr als in anderen Bundesländern.

Mit den Spätaussiedlern aus dem Osten, vor allem Russlanddeutschen, gelangten 1990 36.000 Menschen nach Südwestdeutschland. 2007 waren es nur noch 697. Für sie stellte offenbar die Forderung nach Grundkenntnissen in der deutschen Sprache eine schwer zu überwindende Barriere dar.

Trotz „Vorreiterrolle“ im Bemühen um Eingliederung ist die politische Integration nach wie vor ein Dilemma. Dabei haben 25 % aller Baden-Württemberger einen Migrationshintergrund; im Bundesdurchschnitt nur 19 %. Wichtig wäre zum einen, Hürden bei der Einwanderung abzubauen, zum anderen die Ausbildung der Migrantenkinder entscheidend zu verbessern. Ein sicher nur auf lange Sicht realisierbares Vorhaben.

Ursula Huggle

ANNEMARIE OHLER/NORBERT OHLER: Kinder und Jugendliche in friedloser Zeit. Aus deutscher Geschichte in den Jahren 1939 bis 1949, Aschendorf Verlag, Münster 2009, 362 S., S/W-Abb.

Sechs Jahre Krieg und vier Jahre Nachkriegszeit aus der Perspektive von Menschen, die damals Kinder oder Jugendliche waren: Jungvolk, Hitlerjugend, BDM, Luftwaffen- bzw. Flakhelfer, Brandwachen, Blitzmädel (wie die Nachrichtenhelferinnen genannt wurden), Kinderlandverschickung, Evakuierten dasein, Rüstungsarbeiterinnen, Flucht und Vertreibung, Notquartiere, Schwarzer Markt, Wiederaufbau und Vierzonendeutschland. An diesen Stichwörtern kommt niemand vorbei, der diese Zeit bearbeitet.

Annemarie und Norbert Ohler, sie Theologin Jahrgang 1937, er Historiker Jahrgang 1935, setzten sich jedoch das Ziel, den Alltag lebensecht und nachvollziehbar mit all seinen Zwischentönen darzustellen; sie erinnern daran, dass es Landstriche gab, wo es sich bis zum Kriegsende 1945 leben ließ wie im Frieden, dass die Dramatik der Zeit mit ihren Schrecken und Gefahren dem Abenteuergeist junger Menschen entgegenkam, die Übernahme von Verantwortung als Chance empfunden wurde. Wie sehr der Idealismus junger Menschen missbraucht wurde, erkannten anfangs nur wenige. In kirchlichen Gruppen gab es da und dort Jugendliche, die sich – wenn auch unter erschwerten Bedingungen – Freiräume für selbständiges Denken zu erhalten wussten. Und mit Erstaunen nimmt der Leser eine weitere, wenig bekannte Facette zur Kenntnis, dass es während des Krieges in den Ballungsgebieten Jugendbanden gab, „die das Erscheinungsbild der deutschen Jugend verunglimpften“, indem sie nachts grölend und rüpelhaft durch die Straßen zogen. „Freiheitsdurstig, aufsässig, verwildert“ überschreiben die Autoren dieses Kapitel, in dem über Jugendschutzlager berichtet wird, wohin „Störer“ und „Dauerversager“ verbracht wurden.

Die Verfasser bringen ihre eigenen Erfahrungen als Kinder dieser Zeit mit. Sie erweitern ihre Materialbasis um mündliche und schriftliche Mitteilungen vieler Altersgenossen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands und mit unterschiedlichem sozialem, wirtschaftlichem und ideologischem Hintergrund. Sie verarbeiten eine Fülle von Literatur – von wissenschaftlichen Handbüchern bis zu regional- und ortsgeschichtlichen Werken. Als Beispiel für eine ergiebige, aber eher versteckte Quelle kann ein Aufsatz im Münsterblatt 11 von 2004 dienen: Bernhard Adler schreibt hier über Freiburg nach dem Angriff im November 1944: „Vor 60 Jahren. Kinder und Jugendliche decken das Münsterdach“.

Alle Berichte sind auf Kongruenz mit dem Geschichtsverlauf überprüft, denn nicht alle autobiografischen Kriegserinnerungen sind verlässlich. Eine sieben Seiten lange Zeittafel ermöglicht dem Leser oder Benutzer des Buches eine zusätzliche Hilfe, um die zwar kurze, aber von großer Ereignisdichte gekennzeichnete Zeit zu überblicken. Die Chronologie setzt mit dem Jahr 1926 ein (Gründung der HJ in Weimar) und endet mit 1952 (Gesetz über den Lastenausgleich) bzw. 1953 (Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge).

Annemarie und Norbert Ohler haben ein solides Sachbuch geschaffen, das präzise dokumentiert, indes auch wertet und sich spannend liest. Freiburg ist nicht nur mit dem Bericht über das Münsterdach nach dem Fliegerangriff 1944 vertreten, sondern auch mit Erinnerungen an bange Nächte in den Schutzräumen im Schlossbergstollen und mit dem Bericht einer Frau aus dem Stühlinger, die lebhaft beschreibt, wie 1940 ohne jedes Alarmsignal Bomben fielen, ein Irrtum der deutschen Luftwaffe, die ein Ziel in Frankreich anfliegen sollte, was die Forschungen von Gerd Ueberschär belegen.

Wer das Buch gelesen hat, kann sich den Alltag und die Denkwelt der Kinder und Jugendlichen von damals besser vorstellen und verstehen, dass nicht nur schlimme, sondern auch gute Erinnerungen zurückgeblieben sind. Groß bleibt das Erschrecken, wie gewissenlos die Jugendlichen ausgenutzt wurden. Glatte Schlussfolgerungen lassen sich nicht ziehen, sagen die Autoren im Ausblick. „Wer die 1940er-Jahre als einen Abschnitt von Kindheit und Jugend sieht, findet in ganz unterschiedlichen Bereichen überzeugende Anhaltspunkte, dass es nicht nötig ist, nur beschämt und zerknirscht an diese Zeit zu denken.“

Renate Liessem-Breinlinger

Die Protokolle der Regierung von Baden, 2. Bd.: Das Erste und Zweite Kabinett Wohleb und die Geschäftsführende Regierung Wohleb 1947-1949, bearb. von CHRISTOF STRAUB, hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2009, 410 S.

„Die drei schlechtesten Ablieferer [seien] so lange einzusperren, bis das Ablieferungssoll der Gemeinde erfüllt ist.“ Diese Anordnung der französischen Militärregierung musste Lambert Schill, Minister für Landwirtschaft und Ernährung, am 14. August 1947 der vollzählig versammelten Landesregierung von Baden übermitteln. Das seinerzeit nur fünfköpfige Gremium um Staatspräsident Leo Wohleb, verstärkt

durch zwei Beamte aus dem Finanzministerium, beauftragte den Landwirtschaftsminister, den Franzosen vorzutragen, dass die genannte Maßnahme Unruhen provozieren könne und dass die Ablieferungsquoten bei Kartoffeln, Heu und Hafer unerfüllbar hoch seien. Das Beispiel ist dem Protokoll über die erste Kabinetts-Sitzung nach den Landtagswahlen vom Mai 1947 entnommen, nachzulesen im 2. Band des Baden betreffenden Teils der großen Quellenedition „Kabinettsprotokolle von Baden, Württemberg und Württemberg-Hohenzollern 1945-1952“. Christof Strauß betont in der Einleitung zu dem von ihm bearbeiteten Band, dass Baden zwei Jahre nach Kriegsende „in beträchtlichem Maß eigenständiges Profil“ entwickelt hatte und innerhalb der französischen Zone, zu der ja auch Rheinland-Pfalz und Württemberg-Hohenzollern gehörten, eine Schlüsselrolle spielte. Dass mit Baden-Baden die Zentrale der Franzosen im Lande lag, trug zu dieser Stellung bei.

Die dramatisch schlechte Lebensmittelversorgung, die sich erst nach der Währungsreform im Sommer 1948 besserte, war das beherrschende Thema bei den Beratungen der Regierung. In der Einleitung schreibt Strauß, dass de facto ein planwirtschaftliches System herrschte. „Die französische Seite erteilte Produktionsauflagen, kontrollierte die Verteilung der Erzeugnisse und legte die Anbauflächen für bestimmte Produkte fest.“ Erschwerend wirkten sich die Entnahmen zur Versorgung der Angehörigen der Besatzungsmacht aus, die hier im Verhältnis zur Bevölkerungszahl deutlich stärker präsent waren als die Amerikaner und Briten in ihren Zonen. Im Bemühen um Durchsetzung korrekter Ablieferungen der Landwirte drängten die Franzosen die badische Regierung immer wieder zu größerer Härte. Ein interessanter Fall in dem Zusammenhang ist mit dem Namen des Grafen Douglas von Langenstein verbunden. Es ging um Milchablieferung. Graf Douglas hatte zwar sein Soll erfüllt, sogar übererfüllt, war jedoch zu niedrig veranlagt worden. Er wäre verpflichtet gewesen, sämtliche Überschüsse abzuliefern. Das badische Landwirtschaftsministerium belegte ihn im Oktober 1947 mit einer Ordnungsstrafe, eingedenk der Tatsache, „diese Angelegenheit nicht mehr decken zu können“. Da Douglas, der übrigens schwedischer Staatsangehöriger war, plausibel machen konnte, den Überschuss zur Aufzucht von Jungtieren sinnvoll genutzt zu haben, wurde der Ordnungsstrafbescheid im Januar 1949 vom Landgericht Konstanz aufgehoben.

Weitere Themenschwerpunkte sind Bodenreform, Schulpolitik, Entnazifizierung, Demontage, „Franzosenhiebe“ und die Südweststaatsfrage, die 1948 nach der Übergabe der Frankfurter Dokumente durch die Militärgouverneure an die Ministerpräsidenten in den drei Westzonen diskutiert wurde. Schon damals stand Wohleb allein mit seiner Forderung nach Wiederherstellung des alten Landes Baden, von Heinrich Köhler, dem Präsidenten des badischen Teils von amerikanisch Württemberg-Baden, „im Stich gelassen“. Wer die Übergänge vom ersten zum zweiten Kabinett und zur geschäftsführenden Regierung sucht, muss genau auf die Namen der Ressortminister und den Zeittakt der Sitzungen schauen. Um den Jahreswechsel 1947/48 schieden die beiden sozialdemokratischen Minister Nordmann (Justiz) und Leibbrandt (Wirtschaft und Arbeit) aus. Anlass und Grund waren divergierende Vorstellungen bei der Erarbeitung des von der Verfassung vorgesehenen Gesetzes zur Durchführung einer Agrarreform. Die Nachfolger beider Ressortchefs wurden aus dem CDU-Lager ersetzt: Fecht (Justiz) und Lais (Wirtschaft und Arbeit). Innenminister Schühly blieb bis 1952, dem Geburtsjahr des Südweststaates, im Amt. Das Kultusressort wurde stets von Wohleb mitbetreut, ebenso das Finanzwesen, für das erst im Sommer 1948 in der Person von Wilhelm Eckert ein Fachminister bestellt wurde. Einen neuen Chef erhielt im Sommer 1948 auch das Landwirtschaftsministerium: Alfons Kirchgässner, CDU, trat an die Stelle seines Parteifreundes Lambert Schill.

Der Bearbeiter ergänzt die Publikation der Regierungsprotokolle um einige wichtige Dokumente aus der Besatzungszeit: einen Brief Wohlebs in französischer Sprache an Pierre Pène, den in Freiburg residierenden, eine Stufe unterhalb der Militärregierung in Baden-Baden rangierenden Oberdelegierten für Baden, über „la situation alimentaire si grave du Pays de Bade“, eine Denkschrift über die Einheitsschule, wo die Frage erörtert wird: „Ist das Nebeneinander verschiedener Schulgattungen undemokratisch?“, ein Schreiben der Militärregierung an Wohleb vom 3. Juli 1948 mit einer Liste der für Demontagen vorgesehenen Betriebe und der empörten Antwort von Gewerkschafts- und Arbeitgeberseite, das die große Erregung in der Bevölkerung beim Bekanntwerden dieser erneuten Demontagewelle zum Ausdruck bringt. Die Vielfalt dessen, was man hier nachschlagen kann, erschließt sich beim Blick in die Register: acht Seiten Personenregister mit über 600 Namen, vier Seiten Ortsregister mit etwa 200 Angaben von Achern und Achkarren bis Wutöschingen und Zürich, 24 Seiten Sachregister mit Stichwörtern wie Abholzung, Kriegsverbrecherprozesse, Wiedergutmachung, Lastenausgleich und Hinweise auf zahlreiche Gesetze und Verordnungen. Eine weitere willkommene Ergänzung bieten die 800 Anmerkungen mit Erläuterungen und

Hinweisen auf weiterführende Dokumente aus den Beständen des Staatsarchivs Freiburg. Aus dem Gesagten dürfte klar geworden sein, dass der Band nicht nur dem Fachmann für Zeitgeschichte als Handreichung für seine Forschungen, sondern auch dem interessierten Laien als Informationsquelle dienen kann.

Renate Liessem-Breinlinger

HANSMARTIN SCHWARZMAIER: Die Welt der Staufer. Wegstationen einer schwäbischen Königsdynastie, hg. vom Schwäbischen Heimatbund, DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2009, 237 S., zahlreiche S/W-Abb.

Die Aufmerksamkeit der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft und -publizistik für das schwäbische Adelsgeschlecht der Staufer kennt seit Jahrzehnten keinen Rückgang. Es wäre ausreichend, das Stichwort „Staufer“ im Online-Katalog der Universitätsbibliothek Freiburg aufzurufen, um zu begreifen, wie detailliert die Geschichte der Staufer aus allen Blickwinkeln aufgearbeitet wurde.

Mit diesem Band legt Hansmartin Schwarzmaier, ehemaliger Direktor des Generallandesarchivs Karlsruhe und Autor zahlreicher Publikationen auch über die Staufer, eine Darstellung vor, die – wohl als Korrektiv zu anderen neueren Veröffentlichungen – den Schwerpunkt auf die politische Geschichte der Dynastie legt. Die ersten drei Teile des Bandes (S. 11-178) führen den Leser in den Zeitraum zwischen 1079, als der damalige König Heinrich IV. das Herzogtum Schwaben an Friedrich von Staufen überträgt, und 1268, als der letzte Spross der Staufer, der sechzehnjährige Konradin, wegen Hochverrats auf dem Marktplatz in Neapel hingerichtet wurde. Der Text richtet sich an ein Laienpublikum, was bereits im Vorwort deutlich wird: „Am Beginn jedes unserer kleinen Kapitel werden wir also Fragen stellen und bitten unsere Leser, uns zu folgen, wenn wir sie zu lösen versuchen, und wenn wir keine befriedigende Antwort wissen, sollten sie darüber nachdenken, weshalb dies so ist.“ Dieser Hinweis, die Stellung der insgesamt 166 Fußnoten am Ende des Bandes (S. 189-194) und vor allem aber der angehängte Führer zu südwestdeutschen und elsässischen Stauferstätten bestätigen dies zusätzlich. Als Leitfiguren durch die Geschichte der Staufer dienen deren bekannteste Vertreter. Ohne das komplexe Gesamtbild der Verwandtschafts-, Heirats- und Erbschaftsbeziehungen im Hintergrund zu vernachlässigen, kann der Leser die verschiedenen Phasen des politischen Aufstiegs verfolgen, von der Übertragung der schon zitierten Herzogswürde im Jahr 1079 an Friedrich von Schwaben (S. 21-42) über die 1138 erfolgte Wahl Konrads zum König (S. 64-70) bis zur Kaiserkrönung Friedrich Barbarossas 1155 in Rom (S. 78-86). Einen weiteren Höhepunkt bildete die Krönung des in Sizilien geborenen Kaisers Friedrich II. durch Papst Honorius III. 1220, wodurch sich das staufische Einflussgebiet endgültig bis in den Mittelmeerraum erstreckte (S. 134-145).

Das Ende der Staufer-Dynastie durch die Enthauptung Konradins im Jahr 1268 bedeutete nicht das Ende vom Mythos der Staufer (S. 166-173), denn in den folgenden Jahrhunderten blieb die Erinnerung an dieses schwäbische Königs- und Kaisergeschlecht weiterhin bestehen (S. 174-188). Als nützliche Hilfe werden am Ende des Bandes eine Stammtafel der „jüngeren Welfen“ (S. 195) und der Staufer (S. 196f.) sowie eine Zeittafel (S. 198-201) geboten. Besonders interessant, gerade auch für die nicht einheimischen Leser, ist der Führer zu 17 Schauplätzen der staufischen Geschichte, die mit jeweils einem S/W-Foto und Erläuterungen vorgestellt werden und den Band beschließen (S. 209-307): Hohenstaufen, Hohenrechberg, Faurndau, Lorch, Schwäbisch Gmünd, Großkomburg, Schwäbisch Hall, Leofels, Waiblingen (im Remstal), (Bad) Wimpfen, Schlettstadt, Hohbarr, Hohenecken, Gräfenstein, Trifels, Speyer und Worms.

„Man sollte daran erinnern, daß Europa zur Zeit der Staufer auch die Heimat der ‚humana civilitas‘ sein wollte, ein Gemeinwesen, wo universale Gedanken sich regional verwirklichten, wo Herrschaft sich auf Genossenschaft gründete, wo Rationalität sich der Humanität beugte.“ Der von dem Mediävisten Arno Borst formulierte Satz über den inneren Gehalt der Herrschaftspraxis des schwäbischen Adelsgeschlechts aus dem Buch „Reden über die Staufer“ (S. 26) zeigt auch in dem Werk von Hansmartin Schwarzmaier seine entscheidende Auslegungskraft.

Marco Leonardi

Vorderösterreichische Regierung und Kammer in Ensisheim und Freiburg bis 1752, bearb. von PETER STEUER und KONRAD KRIMM (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 50/2), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2009, 1135 S.

Der vorliegende Band stellt den zweiten Teil des Gesamtinventars der Akten und Amtsbücher der vorderösterreichischen Zentralbehörden in den Archiven der Bundesrepublik Deutschland dar, das insgesamt auf zehn Bände angelegt ist. Von dem umfangreichen Publikationsunternehmen sind neben dem anzuzei-

genden Werk die Bände vier bis sieben und neun bereits erschienen. Für Band zwei werden Quellen aus der Entstehungszeit bis 1752 behandelt, weil ab 1753 durch die Theresianische bzw. Haugwitzsche Verwaltungsreform umfassende Zäsuren in geografischer, organisatorischer und personeller Hinsicht eintraten. So wurden damals die österreichischen Güter westlich des Arlbergs von Tirol abgetrennt und zu einer eigenen Provinz „Vorderösterreich“ erhoben. Den Behörden in Innsbruck wurde die Zuständigkeit für die „Vorlande“ genommen. Ursprünglich waren dagegen die oberrheinischen Gebiete, ab 1648 lediglich die rechtsrheinischen Gebiete, in erster Linie der Breisgau, als „Vorderösterreich“ bezeichnet worden.

Peter Steuer stellt in seiner Einleitung zum einen die Territorial- und Verwaltungsgeschichte Vorderösterreichs vor, zum anderen geht er auf die problematische Überlieferungsgeschichte der vorderösterreichischen Akten ein: Vor allem zahlreiche kriegerische Auseinandersetzungen haben zu einer schwierigen Quellenlage geführt. Weiter wird die Gliederung des Inventars erläutert, die auf der obersten Ebene dem einheitlichen Muster folgt, das auch für die übrigen Bände gilt, während auf den unteren Ebenen für diesen Band besonders in den Rubriken Justiz und militärische Angelegenheiten Anpassungen in der Anordnung notwendig waren. Das daran anschließende Literaturverzeichnis auf weniger als zwei Druckseiten beschränkt sich auf eine strenge Auswahl. 5384 Einträge, gegliedert in 21 Kapitel und erschlossen durch Register der Orts- und Personennamen, stellen die eigentliche Leistung dar. Von den Grundlagen der Herrschaft über Regierung und Kammer, die Unterbehörden, die Landesherrlichen Städte und Dörfer bis hin zum Gesundheitswesen mit den Aspekten Ärzte und Apotheker, Seuchenbekämpfung und Hygiene sowie Bäder reicht dabei das Spektrum. Das Werk mit einem Gewicht von knapp fünf Pfund und einem Umfang von 1135 Seiten wird einen maßgeblichen Beitrag zur Erschließung der vorderösterreichischen Quellen leisten. Es wäre zu wünschen, dass das Inventar insgesamt bald zu einem guten Abschluss kommt, und nicht zuletzt scheint es dringend angeraten, das gewichtige Instrument auch als elektronische Resource, möglichst als Online-Datenbank anzubieten.

Johannes Mangei

REINHOLD WEBER: Kleine Geschichte der Länder Baden und Württemberg 1918-1945 (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt), DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2008, 253 S., S/W-Abb.

„Großschwaben-Plan“, unter dieser Überschrift wurde schon nach dem Ende des Ersten Weltkriegs über die Bildung eines Südweststaats nachgedacht. Baden, Württemberg, das preußische Hohenzollern und sogar Bayerisch Schwaben sollten zusammengefasst werden. Von Erfolg war diese Gebietsreform damals nicht gekrönt, aber das Kapitel passt gut in Reinhold Webers „Kleine Geschichte der Länder Baden und Württemberg 1918-1945“. Über die 27 Jahre vom Ende des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs liegt eine Fülle von Literatur vor auf allen Ebenen bis hin zur Ortsgeschichte. Selektieren, Bündeln, Vergleichen und Resümieren war daher die Hauptaufgabe des Autors. In handlichem Format liefert er eine Synopse der Geschichte der beiden Länder während jener dramatischen Jahre, eine Handreichung zum Nachschlagen mit Zeittafeln, historischen Karten und Tabellen mit Wahlergebnissen im Anhang. Die Literaturhinweise beschränken sich entsprechend seiner Zielsetzung auf Werke, die Überblicke vermitteln. Wolfgang Hug und Hugo Ott sind genannt.

Der Text ist gut gegliedert und durch ein vierseitiges Inhaltsverzeichnis erschlossen. Er setzt ein mit den Umständen des Übergangs von der Monarchie zur Republik: „Staatsumsturz und gezähmte Revolution“ und den Verfassungen der beiden Länder „Freistaat Baden“ und „Freier Volksstaat Württemberg“. Als Verständnishilfe für landesgeschichtlich wenig Bewanderte umreißt er – wo nötig – die von der Reichsgeschichte gesetzten Rahmenbedingungen. Interessant sind seine Vergleiche der jeweiligen Parteienlandschaft vor 1933. Das badische Zentrum stand weiter links als die Schwesterpartei im Nachbarland. Der Bauernbund in Württemberg als Vertreter der evangelischen Landwirte war wesentlich stärker als der Landbund in Baden, eine Folge der konfessionellen Gliederung und der jeweiligen Kirchengeschichte. Dieser ist ein 14-seitiges Kapitel „Die Kirchen im NS-Staat“ gewidmet.

Eine Aussage zur Wirtschaftsgeschichte mag manche Leser überraschen: Baden war vor dem Ersten Weltkrieg nachhaltiger industrialisiert als Württemberg. Dieses holte jedoch nach 1918 deutlich auf, während Baden als Grenzland unter den Bestimmungen des Versailler Vertrags und als Nebenschauplatz des Ruhrkampfes zu leiden hatte. Ab und zu ging der Autor als sehr kenntnisreicher Landeshistoriker auch ins Detail und merkte bei Prominenten den Heimatort an, bei Dr. Fritz Todt etwa die Stadt Pforzheim. Dessen Name fällt im Zusammenhang mit dem Bau der Autobahn Karlsruhe-Stuttgart-Ulm, der beiden Ländern wirtschaftlich zugutekam. Die Mehrzahl der Bauarbeiter kam jedoch aus anderen Gebieten des

damaligen Reiches. Es ist dem Verfasser gelungen, auf beschränktem Raum viel mitzuteilen auf der Höhe des aktuellen Forschungsstands und mit konsensfähigen sensiblen Wertungen. In einer weiteren Auflage könnte man sich ein Namensregister vorstellen.

Renate Liessem-Breinlinger

### *Orts- und personengeschichtliche Literatur*

550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität, Bd. 3: Von der badischen Landesuniversität zur Hochschule des 21. Jahrhunderts, hg. von BERND MARTIN, Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2007, 832 S.

Der dritte Band der fünfteiligen Universitätsfestschrift zum 550-jährigen Hochschuljubiläum der Freiburger Alma mater umfasst den Zeitraum von deren Übergang zur badischen Landesuniversität und festen Etatisierung durch den Badischen Großherzog Ludwig im Jahre 1817 bis hin zur Volluniversität des 21. Jahrhunderts mit Errichtung einer Technischen Fakultät. 40 Mitarbeiter und Angehörige der Universität vermitteln ein farbiges Bild dieser Epochen: Die napoleonischen militärisch-politischen Umwälzungen des europäischen Staatengefüges, in denen das ehemals vorderösterreichische Freiburg zum neuen Großherzogtum Baden zugeschlagen wurde und die Universität neben der protestantisch ausgerichteten Heidelberger Hochschule als katholisch geprägter Gegenpol zum regierenden Hause in einem mehrheitlich gleichgläubigen Umfeld konzipiert war, der auf die Befreiungskriege folgenden politischen Restauration im Vormärz, die gerade unter der Studentenschaft zu heftigen Gegenreaktionen führte, die beginnende Ausdifferenzierung der einzelnen Fachrichtungen in Medizin, Natur- und Geisteswissenschaften, das Wachsen, Blühen und Gedeihen der materiell in besonderer Weise durch den badischen Staat geförderten Universität, deren Lehrstühle mehr und mehr durch von außerhalb berufene Protestanten zu einem „Netzwerk evangelischer Hochschullehrer“ (Bernd Martin) mutierten und die katholische Theologie endgültig zu einem Fach unter anderen relativierte, dann das Ende dieses „langen Jahrhunderts“ in den Feuerstürmen des Ersten Weltkriegs.

Die folgenden Abschnitte „Frontstadt-Universität“ während des Weltkriegs, „Grenzland-Universität“ in Nachkriegszeit und ersten Republik, dann die Jahre des Nationalsozialismus, denen, wie üblich, ein proportional ungleichgewichtiger Platz eingeräumt wird, dann erneut Besatzung und Nachkrieg, schließlich die jüngste Zeit seit 1968 mit ihren tiefgreifenden strukturellen Änderungen in Gesellschaft und Hochschule bieten ein facettenreiches, informatives und gut lesbares Abbild der Freiburger Universität in der neueren und neuesten Geschichte. Zur Historie der Universität im Ersten Weltkrieg, zu der Roger Chickering eine Einführung lieferte, kann nun auf dessen mittlerweile erschienenenes *opus magnum* zurückgegriffen werden (vgl. die Rezension in diesem Band des „Schau-ins-Land“). Neben der Skizzierung der Entwicklung in den einzelnen Wissenschaften beanspruchen Beiträge zur politischen Einstellung der Freiburger Professorenschaft (Alexander Bangert) sowie die zunehmende Radikalisierung und Gleichschaltung der Studentenschaft im Übergang von der Republik zum Führerstaate (Bernd Grün) erhöhte Aufmerksamkeit. Natürlich dürfen dann auch Aufsätze zum Rektoratsjahr Heideggers (Bernd Martin) und dessen Verhältnis zum Nationalsozialismus (Holger Zaborowski) nicht fehlen. Die geistige Überwindung der Diktatur und ihre Wurzeln in der Freiburger Universität, bekannt geworden als „Freiburger Kreis“, aus denen Namen wie Constantin von Dietze und Walter Eucken herausragen, referiert der Beitrag von Nils Goldschmidt.

Die erneute Nachkriegsphase unter französischer Besatzung stand unter dem Zeichen der „Entnazifizierung“ und eines vorsichtigen Neubeginnes (Silke Seemann), in dem auch die einst tonangebenden studentischen Korporationen nach jahrelangen Auseinandersetzungen mit Rektorat, Verwaltung und der Justiz, wieder ihren Platz im Hochschulgefüge suchten und allmählich auch fanden (Sebastian Kurtenacker). Diese Zwischenphase einer Restauration der alten Ordinarienuiversität wurde jäh beendet durch die seit 1967 einsetzenden hochschulpolitischen Unruhen, die zwar im milderen Freiburger Klima gegenüber den beiden anderen alten Landesuniversitäten in Baden-Württemberg weniger gewalttätig verliefen, dennoch tiefe Wunden im Lehrkörper reißen sollten. Allein drei Aufsätze (Carl Pietzcker, Dieter Oberndörfer, Anne Ruprecht), darunter besonders eindrücklich der Augenzeugenbericht des Politologen Oberndörfer, schildern diese für die universitäre Landschaft epochale Umbruchszeit. Überhaupt tragen die teilweise autobiografische Züge aufweisenden Essays (wie z.B. des Romanisten Hans-Martin Gauger zur Universität als Lernanstalt) erhellend zur Charakterisierung jener Zeit bei, in der sich offenbarte, wie we-

nig bürgerlicher Firnis die gärende Hefe des akademischen Nachwuchses camouflieren konnte und wie sehr Ambivalenz und Feigheit gegenüber den mit nichtakademischen Mitteln Aufbegehrenden gerade beim professoralen Lehrkörper verbreitet waren. Der Rezensent kann aus eigenem Erleben an der Heidelberger Alma mater nur drei Professoren nennen, sie sich kompromisslos und mutig für die akademische Freiheit eingesetzt haben: die seinerzeitige Rektorin und Chemikerin Margot Becke, den Juristen Hans Schneider und den Mediävisten Ahasver von Brandt, der seinen Bekennermut mit dem Leben bezahlen sollte.

Die letzten Beiträge dieses Bandes widmen sich u.a. aktuellen Problemen der Massenuniversität und der Veränderungen und Neuerungen im Bereich des Fächerangebotes wie den modischen Gender Studies (Elisabeth Cheauré), der Bioethik (Giovanni Maio) und der Fakultät für Angewandte Wissenschaften (Christoph Rüdhardt). Die Bedeutung des Wissensspeichers für die Arbeit an und mit den Wissenschaften gerade im digitalen Zeitalter, die Universitätsbibliothek, findet ebenfalls die ihr zustehende Beachtung (Albert Raffelt).

In einem abschließenden Ausblick unterzieht der seinerzeitige Rektor als „strategischer Universitätsmanager“ (Wolfgang Jäger) die Universität am Beginn des 21. Jahrhunderts einer Standortbeschreibung und zeichnet insgesamt ein optimistisches Bild. Die mittlerweile durch die Exzellenzinitiative erreichte Rangierung der Freiburger Hochschule als beste baden-württembergische Hochschule mag ihm Recht geben. Die mit der internationalen Angleichung im sogenannten „Bologna-Prozess“ entstandenen Probleme allerdings, die hier kaum angedeutet werden, werden Lehrende wie Lernende noch geraume Zeit beschäftigen und belasten.

Karlheinz Deisenroth

1000 Jahre Zähringen. Mosaiksteine zu Geschichte und Gegenwart, hg. vom Bürgerverein Zähringen e.V., Lavori Verlag, Freiburg 2008, 224 S., 146 S/W-, 30 Farb- u. 146 S/W-Abb.

In den Reigen zahlreicher Chroniken und Festschriften, die in Freiburger Stadtteilen anlässlich der ersten Nennung in der Wildbannurkunde Heinrichs II. für Bischof Adalbero von Basel im Jahr 1008 erschienen sind, reiht sich auch eine umfangreiche Publikation zu Zähringen ein, die der dortige Bürgerverein herausgegeben hat. Die Gesamtedition lag in den Händen von Hans Sigmund, dessen Chronik „1000 Jahre Herdern“ aus dem gleichen Anlass bereits im Jahr 2007 erschienen ist. Sigmund hat neben weiteren Beiträgen das einleitende Kapitel verfasst, das mit der vorrömischen Besiedlung beginnt und mit der Eingemeindung nach Freiburg 1905 endet. Mit der Geschichte des Stadtteils im 20. Jahrhundert beschäftigt sich weiter hinten im Buch ausführlich Bernhard Seiterich.

Dazwischen bilden zahlreiche kleinere und größere Beiträge in lockerer Folge das im Untertitel des Buches genannte Mosaik zu Geschichte und Gegenwart des Freiburger Stadtteils, dem die Stadtgründerfamilie ihren Namen verdankt. Der Leser kann sich über die Entwicklung der Bevölkerungsstruktur, über prominente Zähringer – ausführlich zu Emil Gött und Martin Heidegger –, über Vereine und Gemeinschaften oder Einrichtungen für Kinder und Jugendliche informieren, erfährt Wissenswertes über Kirchen, Wegkreuze, Gasthäuser und Kneipen, zur Wasserversorgung und zum Reutebach sowie zur Veränderung des Dorfes im Zug der Entwicklung zum Stadtteil. Eine Zeittafel zur Geschichte Zähringens schließt das Mosaik ab und bildet eine Klammer für die Beiträge.

Hervorzuheben ist der Aufsatz von Hans-Josef Wollasch, der als Archivar im Ruhestand ehrenamtlich das Pfarrarchiv betreut. Er beschäftigt sich mit der Geschichte der katholischen Pfarrei St. Blasius vom 12. bis ins 20. Jahrhundert. Das inhaltsreiche Kapitel ist eine Zusammenfassung seiner zum Jubiläumsjahr 2008 vorgelegten großen Pfarrchronik „St. Blasius in Zähringen – Der Weg einer Pfarrgemeinde durch acht Jahrhunderte“. Schriftliche Zeugnisse aus dem Pfarrarchiv liegen auch Wollaschs Beschreibung der Wegkreuze und Heiligenfiguren auf Zähringer Gemarkung zugrunde. Die Geschichte der erst 1954 errichteten evangelischen Thomasgemeinde wird von Heidi Schneider dargestellt.

Insgesamt bietet das Mosaik eine Fülle von Informationen, ergänzt durch eine große Zahl historischer und aktueller Aufnahmen. Einziges Desiderat bleibt eine Literaturliste gerade zu den historischen Beiträgen, in denen zwar zuweilen wichtige Literatur erwähnt wird, jedoch meist ohne genaue bibliografische Angaben.

Peter Kalchthaler



ROGER CHICKERING: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914-1918, Schöningh Verlag, Paderborn 2009, 606 S., zahlreiche S/W-Abb.

Der Autor beginnt mit einer Schilderung der Situation Freiburgs in der Zeit kurz vor dem I. Weltkrieg. Die Zustandsbeschreibung umfasst sowohl die wirtschaftliche und soziale Lage der Stadt als auch ihre politischen Orientierungen. All dies bildet das Grundmuster für seine Untersuchungen während der Kriegszeit.

Wie anderswo im Deutschen Kaiserreich auch, ist der Beginn der militärischen Auseinandersetzungen von den meisten Einwohnern mit frenetischem Jubel und großer Siegeszuversicht begrüßt worden. Das anfängliche Eintreten der Sozialdemokratie für Frieden und gegen die Spirale von gegenseitigen Ultimaten noch kurz vor Kriegsausbruch wich schnell der allgemeinen Euphorie, jetzt das Vaterland verteidigen zu müssen. Was aber verleitete die Menschen in ihrer übergroßen Mehrheit zu einem solchen Verhalten? Roger Chickering sieht einmal den Willen, den Krieg als reinigendes Gewitter zu verstehen, das alle in der Friedenszeit angesammelten Verwerfungen in der Gesellschaft hinwegfegen sollte. Dann aber spielten auch nationalistische und expansionistische Motive eine große Rolle. Der Bevölkerung ist ja in den Jahren davor von der offiziellen Propaganda weisgemacht worden, das Deutsche Reich hätte Anspruch auf einen größeren Anteil des bereits weitgehend verteilten Kuchens in der Welt. Auch hatte die an Borniertheit kaum zu überbietende Politik des Kaisers und der Reichsregierung dazu geführt, das Reich zu isolieren. Da galt es wohl jetzt, mit aller Macht auszubrechen und den Gegnern zu zeigen, aus welchem Holz die Deutschen geschnitzt seien.

Man machte, so der Autor, zu Beginn des Krieges den Menschen Glauben, dass nun keine Unterschiede mehr bestehen würden zwischen Oben und Unten, zwischen „Fürst und Arbeiter“. Alle sollten an einem Strang ziehen, um den Deutschland aufgezwungenen Krieg zu gewinnen. Roger Chickering weist nun bis ins Detail nach, dass diese von oben propagierte Gleichheit keineswegs der Realität entsprach. Weder die hierarchische Ordnung im Militär, mit seinen Privilegien für die Offiziere, noch die sozialen Strukturen an der Heimatfront änderten sich während des Krieges wesentlich. Schon bald stellte sich nämlich heraus, dass der überall herrschende Mangel – eine Folge des britischen Handelsembargos und bürokratischer Misswirtschaft auf deutscher Seite – von den Reichen und Einflussreichen viel besser gemeistert werden konnte als von den vielen Armen. Die Zwangsbewirtschaftung fast aller Güter des täglichen Bedarfs, mit den uns inzwischen aus planwirtschaftlichen Ländern wohlbekannten Folgen, wie Schwarzmarkt, Schiebung und Korruption, taten ein Übriges, die Wohlhabenden zu begünstigen und die Armen zu benachteiligen. Die Oberschicht der Stadt verfügte nicht nur über die Geldmittel, sondern auch über gute Kontakte, um den allgemeinen Mangel zu umgehen. Auch die Rolle der Frauen, die den Hauptanteil der Arbeit in der Stadt nach dem Wegzug vieler Männer bewältigen mussten, änderte sich nicht. Zwar waren die Frauen als opferwillige Kräfte, die jetzt vielfach Männertätigkeiten verrichten mussten, sehr geschätzt. In höhere Positionen allerdings gelangten Frauen nicht, weil sie dafür, laut Männermeinung, von ihrer Natur her ungeeignet waren. Die Macht- und Einflussfaktoren in der Stadt änderten sich nur scheinbar, als bei Kriegsende Soldaten- und Arbeiterräte auch in Freiburg versuchten, mitzuentcheiden. Ihnen war nur ein kurzes Intermezzo beschieden. Danach kehrten, wie überall in Deutschland, die alten politischen und sozialen Strukturen zurück.

Der Autor hat in einem Anhang umfangreiche Ergebnisse seiner Recherchen angefügt, die etwa zu beruflichen, konfessionellen, etatmäßigen und wirtschaftlichen Entwicklungen im Krieg Auskunft geben.

Detlef Vogel

RUBEN FRANKENSTEIN: Denkmal und Name – Der gute Ort Freiburg. Dokumentation des jüdischen Friedhofs, unter besonderer Mitarbeit von LINA-MAREIKE DEDERT sowie ANETTE ANDRÉE, ALINE BRAUN und AARON SCHWALD (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 39), Stadtarchiv Freiburg, Freiburg 2009, 334 S., zahlreiche S/W-Abb.

*Hier liegt begraben / die geachtete Frau: Frau Livka, genannt / Luise, Tochter des Gelehrten Herrn Joseph, Ehefrau des Herrn / Schemaja des Leviten Epstein. / Eine Frau schön von Gesicht und Gestalt wie ein grüner Ölbaum [Psalm 52,10] / gleich einem fruchtbaren Weinstock im Innern des Hauses, [Psalm 128,3] / wie Sara, unsere Mutter, ist sie da im Zelt, sagt man über sie, [Genesis 18,9-10] / Gefährtin ihres Ehemannes mühte sie sich ihren Kindern zuliebe / erlosch ihre Lampe nicht, sie überwachte ihre Vorgänge, [Sprüche 31,18/31,27] / Lehrerin ihrer Sprösslinge in den Anfängen der Weisheit, / sie säte in Tränen, jetzt wird sie ihre Garben ernten, [Psalm 126] / die Erinnerung an ihre Liebe wird nicht aus den Herzen ihres*

*Ehemannes und ihrer Kinder weichen, / welche ... bitterlich weinten, als / sie von ihnen genommen wurde in der Epidemie am Ende / des großen Krieges, am 8. Schwat [5]679, im Alter von 31 / Jahren und sie wurde gemäß ihres großen Ansehens / in Ehren am 12. desselben beerdigt / Ihre Seele sei eingebunden im Bündel der Lebendigen / Luise Epstein geb. Bär / geb. 12. Juli 1887 gest. 9. Jan. 1919.*

Die Verstorbene liegt im Grab Nr. 379 (S. 133, Abb. S. 280). Das Zitat der Inschrift auf ihrem Grabstein ist ein Beispiel für die Dokumentation von insgesamt 870 Gräbern, einschließlich der Denkmäler für die Opfer der Schoah und zur Erinnerung an die Teilnehmer am Ersten Weltkrieg. Wiedergegeben werden die deutschen oder hebräischen Inschriften – diese mit deutscher Übersetzung –, dazu wird gegebenenfalls auf das Symbol hingewiesen, das den Grabstein ziert. Weitere Bemerkungen geben Aufschluss über die Form und den Zustand des Grabsteins – manchmal auch über den Steinmetz – oder machen darauf aufmerksam, welches Grabmal in den Abbildungsteil aufgenommen wurde. Soweit möglich, werden zusätzliche Angaben zum Lebensweg der Verstorbenen erwähnt, die überwiegend auf der Datensammlung des Freiburger Stadtarchivs zur Geschichte der jüdischen Gemeinde beruhen. Neben der Dokumentation der Gräber und der Abbildung zahlreicher Grabsteine enthält der Band ein Glossar, ein Literaturverzeichnis und ein Namensregister.

Die zitierte Inschrift ist ein schönes Beispiel für die Würdigung der Verstorbenen, wie sie früher üblich war, aber heute kaum noch zu finden ist. Ruben Frankenstein geht in seiner Einleitung auf die Geschichte und Gestaltung derartiger Inschriften ebenso ein wie auf die jüdische Grabkunst mit ihren Symbolen und auf die Geschichte des jüdischen Friedhofs in Freiburg. Dokumentiert werden die Gräber des 1870 nach vielen Schwierigkeiten eröffneten Friedhofs an der Hugstetter (heute Elsässer) Straße, der in absehbarer Zeit voll belegt sein und dann durch einen bereits eingeweihten zweiten Friedhof im Stadtteil St. Georgen ergänzt werden wird. Während des „Dritten Reiches“ wurde der Friedhof mehrfach geschändet, aber auch in der Nachkriegszeit gab es einige Male Hakenkreuz-Schmierereien. Hervorgegangen ist die Dokumentation aus einer von Ruben Frankenstein geleiteten Lehrveranstaltung an der Universität Freiburg. Studierende, die als Mitarbeiter genannt sind, haben hier ein besonderes Engagement bewiesen und gezeigt, wie sinnvoll derartige Projekte sind.

Das Buch beeindruckt durch die außerordentlich kompetente, gründliche und sorgfältige Erarbeitung dieser verdienstvollen Dokumentation. Sie stellt eine wichtige Quelle für weitere Forschungen zur Geschichte der Juden in Freiburg und Umgebung dar, namentlich zu einzelnen Familien, zu ihrer Herkunft und zur Sozialstruktur, aber auch zur Gestaltung von Grabsteinen, die Rückschlüsse auf die Lebenswelten der betreffenden Familie erlauben. Vor allem trägt das Buch dazu bei, das Gedenken an die Verstorbenen lebendig zu erhalten. Der jüdische Friedhof ist ein Ort „der Verbundenheit mit den Vorfahren“. Die Totenruhe darf nicht gestört werden, denn die Verstorbenen warten hier, bis der Messias kommt. Der Friedhof gilt den Juden deshalb als „ein Stück Heimat“ (S. 11).  
Heiko Haumann

Freiburg und seine Stadtteile, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild e.V., Promo Verlag, Freiburg 2007, 200 S., Farb-Abb.

E pluribus unum – 26 Stadtteile mit jeweils eigenem Gepräge machen Freiburg aus. Schon beim Durchblättern des gut bebilderten Bandes, den die „Arge“ zu ihrem 40. Geburtstag herausgegeben hat, vermittelt sich die Vielfalt. Wer die Texte gelesen hat, kennt nicht nur Fakten zur Geschichte – etliche Stadtteile sind deutlich älter als die Stadt – sondern das Lebensgefühl der Einwohner, das mehr noch als die Bausubstanz, die geografische Lage oder die Verkehrssituation die Atmosphäre und Ausstrahlung der Stadtteile ausmacht. „Vertrautsein“ bezeichnet Dieter Salomon im Vorwort als eine Säule der erfolgreichen Arbeit der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild. Vertrautheit mit ihrem Stadtteil zeichnet auch die Autoren aus, die hier zu Wort kommen. Etliche von ihnen sind in den entsprechenden Bürgervereinen engagiert und damit in Institutionen, mit denen die „Arge“ bei ihrem nicht immer konfliktfreien Kampf um die Erhaltung von Kulturdenkmälern kooperiert. Meist geht es um die Erhaltung von historischer Bausubstanz, aber auch um Technikgeschichte wie bei den Gondeln der Schauinsland-Bahn. Hermann Hein führt in seinem Rückblick auf 40 Jahre diesen Fall als Beispiel für einen verlorenen Kampf an. Die Liste der Erfolge steht in stattlicher Länge dagegen. Unvergessen ist die Langzeitwirkung der glücklichen Entscheidung, beim Wiederaufbau die historischen Baufluchten, Grundrisse und Raumverhältnisse zu respektieren. In dem Zusammenhang fällt der Name des langjährigen Stadtbaumeisters Schlippe, der an der Gründung der „Arge“ aktiv beteiligt war.

Was hier über alle 26 Stadtteile geschrieben wurde – seien sie über tausend Jahre alt oder erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden – atmet Sympathie und positive Grundhaltung. Natürlich fehlen die Hinweise auf zu Bemängelndes und Wünschenswertes nicht. Das Stichwort „Stadtunnel“ kommt im Beitrag über die Innenstadt mehrfach vor. Neben etlichen Beispielen gelungener Integration von Zuwanderern gibt es Hinweise auf Defizite. Als störend wird das Rotlicht-Viertel in der Oberau empfunden, als bedenklich an manchen Stellen die Tendenz zur Verdichtung. Dass Wohnen in Freiburg schön sein kann, aber nicht gerade billig ist, klingt an. Ein Kompliment verdienen die Autoren und das Herausgeberteam mit dem journalistischen Berater für die originellen und zugleich sprechenden Überschriften der 26 Kapitel. Zwei Beispiele: „Der Lozzi geht ins Dorf“ für Haslach und „Aus der Not geboren“ für die Mooswaldsiedlung, die amtlich Freiburg-Mooswald heißt. Um jeden Beitrag zu würdigen, fehlt hier der Raum. Die Autoren seien aber in alphabetischer Reihenfolge aufgezählt. Viele davon dürften den Lesern des Jahrbuchs des Breisgau-Geschichtsvereins vertraut sein: Paul Bert, Uto R. Bonde, Thomas Fabian, Wolfgang Fiek, Nikolaus von Gayling-Westphal, Josef Glöckler, Ursula Grässlin, Thomas Hammerich, Wolfgang Hug, Elisabeth Gräfin von Kageneck, Peter Kalchthaler, Martin Kotterer, Wolfgang Kraft, Ingeborg Merkle, Thomas Oertel, Carola Schark, Klaus Siegl, Hans Sigmund, Ruthild Surber, Peter Terfloth und Roland Veith.  
Renate Liessem-Breinlinger

Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920-1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen, hg. von ECKHARD WIRBELAUER in Verbindung mit FRANK-RUTGER HAUSMANN, SYLVIA PALETSCHEK und DIETER SPECK (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte NF 1), Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2006, 1034 S., mit CD-ROM.

Vorliegender Tagungsband, aus einem wissenschaftlichen Kolloquium an der Freiburger Universität im Oktober 2003 im Vorfeld des 550. Universitätsjubiläums erwachsen, beschreibt in 35 Beiträgen auf 1034 Seiten (!) strukturelle und personelle Zustände und Verhaltensmuster in der seinerzeitigen Philosophischen Fakultät in einem Zeitraum, der begrenzt wird vom Neubeginn in der ersten deutschen Republik bis zum Ende der alten Ordinariuniversität und dem Übergang zur Massenuniversität im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. Der gewählte Zeitraum umreißt zugleich eine Universitätsstruktur, die im Jahre 1910 durch Umgestaltung der bis dahin bestehenden Fakultätenordnung durch Ausgliederung der Naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät ihren Anfang nahm und mit zu diesem Zeitpunkt bestehenden fünf Fakultäten bis zum Jahre 1970, dem Beginn einer grundlegenden Reform der bisherigen Ordnung, Bestand haben sollte. Nach einer überblicksartigen Einführung aus verschiedenen Blickwinkeln werden die jeweiligen Bestandteile der Philosophischen Fakultät vorgestellt, die neben den klassischen Fächern auch neu hinzugekommene moderne Fachbereiche aufweisen wie die von Hans C. F. Günther begründete Rassenkunde (seit 1939), die schon lange zuvor in Freiburg, einem wichtigen „Knotenpunkt im eugenischen Netzwerk“ (S. 490), einen nicht unbedeutenden Stellenwert hatte und das im selben Jahr institutionalisierte Institut für Rundfunkwissenschaft als reichsweit einziges dieser Art, ganz im Sinne der Propagandaarbeit der NSDAP. Weitere Streiflichter richten sich auf die Binnenbeziehungen der Freiburger Professoren im Rahmen der sogenannten „Kreise“ und „Kränzchen“ wie auch auf die von außen auf die Fakultät einwirkenden Kräfte in Gestalt der Nationalsozialisten, der französischen Besatzer und der badischen Regierung mittels des Ministeriums des Kultus und des Unterrichts.

Bereichert werden diese anhand der Aktenlage mit ausführlichem wissenschaftlichen Apparat erstellten Skizzen durch eingestreute „Selbstzeugnisse“ beteiligter zeitgenössischer Akteure bzw. Beobachter wie die Schilderung des Studentenlebens Anfang der 1950er-Jahre in Freiburg durch den Philosophen Odo Marquard, des Mitgliedes der „Corona“ Edward Sangmeister, Ur- und Frühgeschichtler seit 1956, ein ausführliches Dokument des Historikers Gerhard Ritter über die Situation der Freiburger hohen Schule in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft sowie die Erinnerungen eines ehemaligen Angehörigen der französischen Besatzer, Paul Falkenburger, eines 23-jährigen (!) gebürtigen Deutschen, Angehörigen des Maquis und Gesinnungskontrolleurs der Freiburger Professoren, über die politischen Säuberungen nach dem Weltkriege als Auseinandersetzung mit einer dieses Thema betreffenden Dissertation von Silke Seemann in französischer Sprache (vgl. die an anderer Stelle besprochene Publikation „550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität“, Bd. 3).

Wichtigster Bestandteil dieses ersten Bandes einer neuen Folge einer bereits von 1952 bis 1977 erschienenen gleichnamigen Reihe bilden jedoch zwei prosopografische Anhänge, die zum einen die

Dekane, Prodekane und Fakultätssenatoren der Philosophischen Fakultät von 1886 bis 1970 und zum andern das wissenschaftliche Personal dieser Fakultät von 1910 bis 1970 in Biogrammen mit ausführlichen Quellenangaben verzeichnen. Der gesamte Text liegt auch in digitalisierter Form als CD-ROM dem Band bei.

Karlheinz Deisenroth

MANFRED HILDENBRAND: Haslach im Kinzigtal. Geschichte einer alten Marktstadt, 4 Bde., Hansjakob-Verlag, Haslach 2009, 1155 S., ca. 900 meist farbige Abb.

1543 wurde in Haslach die Fasnacht als „heidnische Unsinnigkeit“ vom damaligen Landesherren Graf Wilhelm von Fürstenberg, einem gefürchteten Landsknechtsführer, unter dessen Regentschaft die katholische Stadt ein kurzes Intermezzo im protestantischen Glauben erlebte, verboten. Sein Territorium verwaltete er fortschrittlich, förderte das Handwerk und den Silberbergbau. Die Entscheidung für den neuen Glauben fällt er unter dem Einfluss der Straßburger Reformatoren Bucer, Capito und Hedio. Dieses Detail ist dem vierbändigen Werk von Manfred Hildenbrand entnommen, einer Gesamtdarstellung der Haslacher Stadtgeschichte aus einer Hand, Frucht jahrzehntelanger Forschung.

Der Autor hat die Stofffülle übersichtlich strukturiert. Band 1 reicht von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Revolution 1848/49, ein Ereignis, an dem die Haslacher lebhaft Anteil genommen und mitgewirkt haben, worüber auch der berühmte Sohn der Stadt, der Schriftsteller und Pfarrer Heinrich Hansjakob, oft und gern gesprochen und geschrieben hat. Als roten Faden durch die Jahrhunderte wertet Hildenbrand die Freiheitsliebe der Haslacher, die ihre verbrieften Rechte stets zäh verteidigten.

Band 2 behandelt die Zeit von 1849 bis 1945, unterteilt in sechs Blöcke: „Alltagsgeschichte und Auseinandersetzungen nach 1849“, „Haslach im neuen Kaiserreich“, „Haslach zu Beginn des 20. Jahrhunderts“, „Der Erste Weltkrieg und die Nachkriegszeit“, „Die Diktatur Hitlers“ sowie „Der Zweite Weltkrieg“. Im letzteren Kapitel über die sechs Jahre von 1939 bis 1945 konzentrieren sich erschütternde Berichte, die unter die Haut gehen: Die Deportation jüdischer Bürger in das Lager Gurs in Südfrankreich, die Hinrichtung eines polnischen Zwangsarbeiters, der ein Verhältnis mit einer deutschen Frau unterhalten hatte, und die Geschichte von drei Konzentrationslagern auf Haslacher Gemarkung: Vom Sommer 1944 bis März 1945 wurden hier 600 bis 700 Häftlinge untergebracht, die auf dem Gelände der Hartsteinwerke Vulkan Felskammern als unterirdische Produktionsstätten für Rüstungsgüter ausbauen sollten. Gedacht war beispielsweise an die Herstellung von Kurbelwellen für Flugzeugmotoren der Daimler-Benz-Werke. Die Arbeitsbedingungen der Häftlinge waren unmenschlich, die Todesrate hoch. 1946 wurden 210 Leichen aus einem Massengrab exhumiert, die nur zum Teil identifiziert werden konnten. Hildenbrand stützt sich hier auf eine eindrucksvoll breite Quellenbasis: Material aus dem Bundesarchiv Koblenz, den Archives de l'Occupation Française en Allemagne et en Autriche in Colmar, der Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung von NS-Verbrechen in Ludwigsburg, aber auch Firmenarchive wie das Daimler-Benz-Archiv in Untertürkheim und das Firmenarchiv Leferenz in Heidelberg. Das Kapitel „Vulkan“ endet mit einem Bericht über die Einweihung einer Gedenkstätte 1998, an der ehemalige Häftlinge oder deren Nachfahren teilnahmen. Mit der Aufarbeitung dieses düsteren Geschehens durch Forschung und Gedenken hat die Stadt Haslach einen guten Weg beschritten. Hier wurde gleichzeitig ein überregional bedeutendes Stück Geschichte wiedergegeben, denn Manfred Hildenbrand beschreibt die weiträumige Vernetzung der Konzentrationslager.

Was sich in Haslach selbst während des Dritten Reiches abgespielt hat, dokumentiert der Autor auch in Bildern. Bemerkenswert ist, dass der Bürgermeister, obwohl von Haus aus der Zentrumspartei verpflichtet, 1933 nach dem Übertritt in die NSDAP sein Amt behalten konnte. 1938 wurde ihm allerdings die Kandidatur zur Wiederwahl verweigert. Dass sich Manfred Hildenbrand in der Geschichte der Konzentrationslager besser auskennt als in der Struktur der NSDAP und ihrer Gliederungen, wird man ihm gern verzeihen. Es sei aber angemerkt, dass NSKK auf Seite 539 mit „Kleinkaliberschützen“ aufgelöst wird, wo es heißen müsste „Kraftfahrerkorps“.

Band 3 beginnt mit dem Kriegsende 1945 und führt die Chronik der Stadt herauf bis ins 21. Jahrhundert. „Gute Zeiten – genutzte Chancen“ wählte der Autor als Überschrift. Ein interessanter und wie alles übrige gut belegter Aspekt ist die Geschichte der Zuwanderung, illustriert mit einer Fotografie der 2007 eingeweihten Moschee. In dem über 400 Seiten starken Band wird im Anschluss an die Chronik die Geschichte der Teilgemeinden Bollenbach und Schnellingen behandelt, die Kirchengeschichte und die Baugeschichte der Kirchen und Kapellen, das Brauchtum, wozu die eingangs erwähnte Fasnacht gehört, die

Gastwirtschaften und Märkte mit ihren Traditionen. Die zwei Haslacher Museen werden vorgestellt: Hansjakobmuseum mit Hansjakobarchiv und das Schwarzwälder Trachtenmuseum. Kurzbiografien von 45 Haslacher Persönlichkeiten runden das Bild ab.

Band 4 enthält den Anmerkungsapparat, das Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Personenregister. Wer sich bis Seite 1150 durcharbeitet, stößt auf ein Portrait des Autors dieser mit Herzblut und zähem Fleiß erarbeiteten Stadtgeschichte und erfährt, dass er seit 1968 als ehrenamtlicher Leiter des Haslacher Stadtarchivs tätig ist, seit seiner Pensionierung als Realschulkonrektor 1997 noch intensiver als zuvor. Auch auf dem Gebiet der Denkmalpflege ist Manfred Hildenbrand geschätzter Mitarbeiter.

Renate Liessem-Breinlinger

KURT HOCHSTUHL: Leo Wohleb – Pädagoge und Politiker (Prägende Köpfe aus dem Südwesten 6), DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2010, 126 S., S/W-Abb.

Mehr als der ewige Neinsager, häufig unangepasst, manchmal unbequem, aber bis heute unvergessen und beeindruckend: Leo Wohleb kann mit wachsendem zeitlichem Abstand gelassener und gerechter beurteilt werden. Diese Aufgabe hat sich Kurt Hochstuhl, der Leiter des Staatsarchivs Freiburg, gestellt, nachdem die in seinem Haus verwahrten Quellen zum Thema voll erschlossen sind: die Nachlässe Leo und Maria Wohleb und die Regierungsprotokolle von (Süd)baden. Letztere liegen für die Zeit von 1945 bis 1949 sogar gedruckt vor.

Hochstuhl behandelt die gesamte Biografie, beginnend mit der Prägung durch das katholische Elternhaus und die Heimatstadt Freiburg, wo Wohleb nach einem glänzenden Abitur am humanistischen Gymnasium Philologie studierte. Die Jahre von 1933 bis 1945 bedeuteten für den begabten Pädagogen, dessen politische Heimat die Zentrumspartei war, „schwieriges Fahrwasser“. 1934 verlor er seine Stelle als Referent für alte Sprachen im Kultusministerium in Karlsruhe. Als „politisch Unzuverlässiger“ und aufgefallen durch ein verunglücktes Telefonat mit Gauleiter Wagner wurde er als Direktor an das kleinste humanistische Gymnasium Badens versetzt: Hohenbaden in Baden-Baden. 1930/31 hatte er das Gymnasium Donaueschingen geleitet. Sofort nach Kriegsende holten die Franzosen Leo Wohleb in das Ministerium für Kultus und Unterricht: zunächst nach Karlsruhe, denn sie hatten gehofft, dass ihnen die Amerikaner Nordbaden überlassen würden. Im Sommer zog die französische Militärregierung nach Freiburg um.

Hochstuhl stellt ausführlich Wohleb's überraschende und schnelle Karriere als Politiker dar: vom Hochschulreferenten im Kultusministerium über den Parteivorsitz in der neugegründeten überkonfessionellen Badischen Christlich-Sozialen Volkspartei, zum von den Franzosen ernannten Präsidenten des Staatssekretariats der vorläufigen Regierung, dann zum gewählten Staatspräsidenten von Baden. 1949 unterschrieb er als erster der Ministerpräsidenten der westdeutschen Länder in Bonn das Grundgesetz. Bekannt ist Wohleb's Kampf gegen den Südweststaat, der im Grunde schon im September 1945 begann, als die Amerikaner aus dem Gebiet nördlich der Autobahn Karlsruhe – Ulm das Land Württemberg-Baden bildeten. Er endete für Wohleb und die Mehrheit seiner badischen Landsleute als Niederlage in der umstrittenen Abstimmung 1951, wo nach vier Bezirken ausgezählt wurde.

Bevor Hochstuhl Wohleb's Regierungshandeln analysiert, erinnert er daran, wie schwierig die Rahmenbedingungen in der französischen Zone waren, deutlich schlechter als in den beiden anderen Westzonen: höherer Kapitalabfluss, umfangreichere Demontagen, vor allem deutlich größere Präsenz von Angehörigen der Besatzungsmacht. Hochstuhl zitiert den deutsch-französischen Politikwissenschaftler Alfred Grosser, der von der „Geißel der französischen Präsenz“ spricht. Die unzureichende Ernährung der einheimischen Bevölkerung war bis 1948 das größte Problem, wiederholte Demontagen bewirkten empfindliche Rückschläge. Wohleb setzte auch in Krisensituationen auf Verhandeln mit den Franzosen statt auf öffentlichkeitswirksame Proteste. Letztlich machte er auf diese Weise das Bestmögliche aus einer fast ausgeweglosen Situation, aber es gab auch Zeitgenossen, auch innerhalb seiner Partei, die ihn als „Franzosenknecht“ kritisierten.

Lavieren und Taktieren habe Wohleb's Regierungshandeln häufig mehr geprägt als weltanschaulich-politische Konsequenz. Was die Entnazifizierung betrifft, war er anfänglich überzeugt vom dezentralen französischen Modell mit örtlichen Untersuchungsausschüssen und Reinigungskommissionen. Sühne persönlicher Schuld war das Ziel. Der Stimmung der Öffentlichkeit und seiner Partei folgend, begrüßte er jedoch 1947 die Einführung des amerikanischen Spruchkammerverfahrens, das Spötter als „Mitläuferfabrik“ bezeichnen. Eine ambivalente Haltung habe Wohleb's auch in der Frage der Bodenreform einge-

nommen: anfänglich dafür, später dagegen. Es ist allerdings schwer nachzuvollziehen, dass er als Konservativer sich wirklich vorstellen konnte, in die Eigentumsverhältnisse einzugreifen. Tatsache ist, dass 1948 unter Wohleb das sozialpolitisch fortschrittliche Betriebsrätegesetz zustande kam, das den Arbeitnehmern weitgehende Mitbestimmung einräumte.

Ob das Fragezeichen hinter der Kapitelüberschrift „Erfolgreiches Regierungshandeln?“ stehen bleiben soll, lässt der Autor offen. Seine Gesamtbilanz fällt positiv aus, klingt aber nüchterner als die Formulierung von Wilhelm Hausenstein, der in Wohleb eine „echtbürtige staatsmännische Gestalt von besonderem Rang“ sah. Der frühzeitige Brückenschlag über den Rhein ist eine der kulturpolitischen Leistungen aus der Wohleb-Zeit, die keines Fragezeichens bedarf. – Einen Hinweis verdient die fünfseitige Zeittafel, auf der alle Daten und Fakten zum schnellen Nachschlagen aufgelistet sind. Renate Liessem-Breinlinger

ELISABETH IRTENKAUF/KLAUS HOG: Die Baugeschichte des Klosters St. Märgen auf dem Schwarzwald, eingebettet in die Klostergeschichte (ca. 1115-1860), Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 2010, 376 S., zahlreiche Abb.

Das Augustinerchorherrenstift St. Märgen wurde ca. 1118 vom Straßburger Domprobst Bruno aus der Familie der Grafen von Haigerloch-Wiesneck gegründet. Wiederholte Feuersbrünste, wirtschaftliche Schwierigkeiten und innerklösterliche Schicksalsschläge führten nach der Mitte des 15. Jahrhunderts zur Aufgabe des Schwarzwaldklosters und dem Umzug nach Freiburg. Der Rückkehr nach St. Märgen zu Beginn des 18. Jahrhunderts folgte eine Blütezeit mit dem Bau einer barocken Anlage von Kirche und Konventsbauten. Die Säkularisation brachte 1806 das Ende der Chorherren auf der Höhe. Der schwere Brand 1907 zerstörte große Teile der Kirche, ein in den alten Formen gestalteter Wiederaufbau bildet bis heute die Mitte des Ortes.

Wer heute die Baugeschichte des Klosters St. Märgen schreiben will, muss die archivalische Überlieferung an Plänen und Beschreibungen, Handwerkerrechnungen und Tagebuchnotizen durchforsten. Dieser mühsamen Aufgabe haben sich die Autoren Elisabeth Irtenkauf aus Löffingen und Klaus Hog aus St. Märgen unterzogen. Dabei ist ein umfangreiches Kompendium entstanden, das durch die durchgehende farbige Bebilderung und den überlegten mehrfarbigen Schriftsatz gefällt.

Die ersten Teile des Buches beschäftigen sich mit den völlig untergegangenen Vorgängerbauten der Klosteranlage, wegen des Mangels erhaltener Bausubstanz ein problematisches Unterfangen. Die wenigen belegbaren Fakten laden zu weiterreichenden Mutmaßungen ein, doch es kann letztlich kein klares Bild der älteren Klosterbauten gewonnen werden, das die für St. Märgen wie für jede Klosteranlage anzunehmenden Gebäude – Kirche, Kapitelsaal, Refektorium etc. – präziser zu bestimmen erlaubte. Die im Rahmen der Forschungen für das Buch gemachten Radarmessungen des Bodens ergaben wenig Handfestes, die Ergebnisse sind jedenfalls nicht in einem Plan wiedergegeben. Die alte Kirche wird im Bereich des heutigen Chores vermutet und erstreckte sich wohl weiter als der heutige Bau nach Osten, während im Bereich des heutigen Langhauses der ehemalige Friedhof lokalisiert wird. Einige Mauerreste in den Kellern des heute bestehenden Klosterbaus werden wegen des verwendeten Baumaterials in die spätmittelalterliche Zeit des Klosters datiert. Ein eigener Beitrag von Dieter Heim widmet sich den geologischen Gegebenheiten. In den Mauerresten finden sich Anatexit-Gneisgesteine, die wahrscheinlich unmittelbar vor Ort bei der heutigen Ohmen-Kapelle gebrochen wurden. Möglicherweise geht der Abbau dieser Steine in die Gründungszeit des Klosters zurück. Die in rund fünf Kilometer Entfernung liegenden Buntsandsteinvorkommen am Steinberg beim Fernhof in Neukirch, die besser zu bearbeitende Bausteine liefern, waren offenbar noch nicht erschlossen. Doch sind am Ohmen auch noch in späterer Zeit, beispielsweise 1724, Anatexit-Steine gebrochen worden, so dass bei der Deutung Vorsicht geboten ist. Da im Hochschwarzwald kein Kalkstein ansteht, war auch die Versorgung der Baustelle mit dem für den Mörtel benötigten Kalk immer wieder problematisch, später wurde Kalk von Osten aus Löffingen beigebracht.

Bereits die Brände von 1284 und 1430 zerstörten die ältesten Bauten. Nach dem Verkauf der Herrschaft St. Märgen an die Stadt Freiburg im Jahr 1462 zogen die Chorherren aus St. Märgen ab und gingen nach Freiburg, wo sie nun in der Probstei Allerheiligen im Stadtteil Herdern lebten. Dennoch verblieb ihnen in St. Märgen die Verantwortung für die Pfarrseelsorge und damit für den Bau der Pfarrkirche und des Pfarrhauses. Ein weiterer Brand im Jahr 1560 reduzierte den dortigen Baubestand erneut. Die in den Quellen wiederholt auftretende Johanneskapelle wird als zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Stellen unter dem gleichen Patrozinium erbaute provisorische Kapelle für die Pfarrgottesdienste gedeutet.

Nachdem 1678 der Freiburger Standort Allerheiligen bei den Festungsbauarbeiten der französischen Armee zerstört wurde, ging auch die St. Märgener Pfarrkirche samt Pfarrhaus 1704 durch erneuten Brand unter. Daraufhin unternahm das Kloster ein doppeltes Neubauprojekt: die Probstei Allerheiligen entstand ab 1714 auf dem Gelände des heutigen Erzbischöflichen Ordinariats in Freiburg neu, fast gleichzeitig begann 1715 die Wiedererrichtung der St. Märgener Kirche. Nun betritt man endlich historisch sicheren Boden, die heute noch bestehenden, quellenmäßig besser belegten Klosterbauten des 18. Jahrhunderts stehen im Mittelpunkt. Im Vorlauf zum Kirchenbau fiel der Entschluss, das Kloster wieder nach St. Märgen zu verlagern, wofür ein völliger Klosterneubau unternommen wurde. Nach der Entlassung des unfähigen Christof Winkler legte Baumeister Johann Mathis aus dem Bregenzerwald 1715 einen Gesamtentwurf für Kirche und Kloster mit Varianten vor, nach dem von 1715 bis 1719 die Kirche errichtet wurde. 1725 erfolgte die Weihe, die weitere Ausstattung geschah vor allem in den 1730er- und 1740er-Jahren. Der von 1724 bis 1763 gehende Bauverlauf des Klosters und der Wirtschaftsbauten wird rekonstruiert. Der erste Bauabschnitt war der südlich des Langhauses der Kirche liegende Hof mit Konventbau und Küchentrakt unter Baumeister Johann Mathis. 1738 bis 1742 errichtete Josef Vogel aus Freiburg den östlichen Teil des Südflügels samt Stuckaturen durch Wessobrunner Meister unter Josef Wagner. 1747 tritt Baumeister Johann Hering aus Freiburg erstmals am Kirchenbau auf und übernimmt auch den Klosterbau, unter ihm entstand 1759 bis 1763 der Ostflügel mit dem erhaltenen Kapitelsaal. In einem eigenen Beitrag analysiert Stefan King das Dachwerk der Klosterbauten des 18. Jahrhunderts und kann die Errichtung der Gebäude in mehreren Abschnitten von 1725 bis 1763 bestätigen. Die teilweise erst jüngst abgerissenen Wirtschaftsbauten des äußeren Klosterhofs werden ebenfalls behandelt.

Dem Leser wird es in dem umfangreichen Werk nicht eben leicht gemacht. Der Aufbau des Buches bleibt teilweise rätselhaft. Ein Kapitel mit dem Titel „Einzelbeiträge“ bietet unter anderem die Biografien der Äbte des 18. Jahrhunderts. Der Leser tut gut daran, bei der Lektüre hier zu beginnen, bevor er sich den baugeschichtlichen Kapiteln zuwendet. Eine wertvolle Übersicht über alle Pläne zum Bau findet sich gegen Ende des Buches. Das anschließende „Sachregister“ ist in seiner Systematik und Struktur ein Mysterium. Recht sprunghaft ausgewählte Schlagworte werden stichpunktartig bearbeitet, so wie auch in anderen Teilen des Buches ausformulierte Textpassagen mit der Aneinanderreihung von Archivexzerpten wechseln. Immer wieder geht die Autorin angesichts der Fülle des Materials zu Listeneinträgen über. So handelt es sich streckenweise weniger um einen fortlaufenden Text, sondern eher um eine Materialsammlung, die man kaum durchgehend lesen, sondern eher abschnittsweise konsultieren wird. Dabei helfen die zahlreichen Indizes. Eine Beschreibung der vorhandenen Bauten oder eine architekturgeschichtliche Einordnung sucht man vergebens – sie war wohl auch nicht das Ziel der Autoren. Die Aufgabe, auf Grund des nun dankenswerterweise ausgebreiteten Materials eine Synthese zu erstellen, bleibt bestehen.

Guido Linke

INGRID KÜHBACHER: In Freiburg bekannt. Persönlichkeiten und Unternehmen mit Engagement und kreativen Ideen, Rombach Verlag, Freiburg 2009, 232 S., 137 S/W-Abb.

Eine Artikelserie der Autorin, die sie unter dem Titel „Heute noch Namhaft“ zwischen 2004 und 2008 in der Badischen Zeitung veröffentlicht hat, bildet die Grundlage ihres 2009 erschienen Buches. Die Zeitungsbeiträge wurden überarbeitet, um weitere Persönlichkeiten erweitert und jeweils mit kurzen Literatur- und Quellenangaben ergänzt. Hinter dem etwas sperrigen Untertitel, der arg nach einer Firmenjubiläumsschrift klingt, verbergen sich hochinteressante Familien- und Firmengeschichten, letztere von bedeutenden, in vielen Fällen noch existierenden Freiburger Betrieben darunter die Verlage Haufe, Herder, Poppen & Ortmann und Rombach, die Reinigung Himmelsbach oder die Drogerie Kern, der Juwelier Kühn, die Modehäuser Fabel und Kaiser, die Bäckerei Lienhart sowie das Schlossbergrestaurant „Dattler“. Manchmal geriet der Beitrag zum Nachruf: Das wohl älteste Textilgeschäft Deutschlands, das seit 1549 existierenden Aussteuerhaus Gotthart, wurde 2008 geschlossen. Gleiches gilt für den 1860 gegründeten Traditionsbetrieb „Hemden Herr“, der schon 2007 aufgegeben wurde.

Das Buch umfasst 70 Artikel, gegliedert in „Geschäftsleute und Unternehmer“, „Künstler und Verleger“, „Persönlichkeiten aus Lehre, Medizin und Wissenschaft“, „Persönlichkeiten aus Politik, Kirche und Kultur“, „Persönlichkeiten aus Handwerk, Forst, Wein- und Gartenbau“ sowie „Gasthäuser und Cafés“. Das Freiburger Original „Franzele“ von Neveu (1853-1918), über den zahlreiche Geschichten und Anekdoten kursieren, bildet als 71. Persönlichkeit den Abschluss. Die Auswahl ist durchaus willkürlich. Auf

den ersten Blick mag man Unternehmerfamilien wie Feierling, Ganter oder Krebs vermissen und auch die eigentliche Politik scheint etwas wenig vertreten. Manches decken ältere Publikationen in größerer Breite ab, wie die „Freiburger Biographien“, die der Rezensent zusammen mit Walter Preker 2002 herausgegeben hat, auch Edelgard Spaudes „Eigenwillige Frauen in Baden“ von 1999 wäre hier zu nennen, beide aber sicher ebenso subjektiv und zufällig in der Auswahl der Biografien.

Ein großer Verdienst von „In Freiburg bekannt“ ist – wie schon in Ingrid Kühbachers 2006 in 4. Auflage erschienenen Buch „Sie lebten in Freiburg. Erinnerungen beim Gang über den Alten Friedhof“ – die Zusammenstellung weitgehend unbekannter Firmen- und Familiengeschichten. Viele Informationen beruhen auf Gesprächen der Autorin mit den jeweiligen Nachfahren oder stammen aus ansonsten weitgehend unzugänglichen Familienarchiven. Dazu hat Ingrid Kühbacher eine Fülle von historischen Aufnahmen, meist aus Privatbesitz zusammengetragen, die die einzelnen Artikel hervorragend ergänzen.

Peter Kalchthaler

ANTON JOSEF MARTIN: Z’Bürglen uf der Höh. Richard Sichler auf Schloss Bürgeln, Selbstverlag, Freiburg 2009, 264 S., zahlreiche Farb- und S/W-Abb.

Der vorliegende Band bedeutet eine sinnvolle und notwendige Ergänzung der vorliegenden Bücher von Hans Trenkle „Heimatgeschichte der Gemeinden Obereggenen und Sitzenkirch sowie der Probstei Bürgeln“ von 1930 (Nachdruck 2006) sowie des Bandes „Schloss Bürgeln, dem Himmel näher“, herausgegeben 2009 von Friedrich Schöpflin und Ehrenfried Kluckert.

Schloss Bürgeln – „Wahrzeichen“, „Perle“ und „Kleinod“ des Markgräflerlandes – war in der Vergangenheit eher glorifiziert als realistisch betrachtet worden. Seine Geschichte kann in drei zeitliche Abschnitte gegliedert werden: 1125 bis 1806 (Propstei des Klosters St. Blasien), 1806 bis 1920 (Privatisierung und mehrmaliger Verkauf) und 1920 bis heute (Besitz des Bürgelnbundes). Es gelingt dem Autor, den „Mythos Bürgeln“ zu relativieren und mit den Fakten zu konfrontieren. Im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen die Beziehungen zwischen dem Bürgelnbund (im Jahr 1920 gegründet) und Richard Sichler, der von 1920 bis 1952 Pächter des Schlosses war. Obwohl die Person Richard Sichler eine zentrale Rolle spielt, kommt immer wieder das gespaltene Verhältnis zwischen ihm, den Mitgliedern des Bürgelnbundes und den Bürgern des Markgräflerlandes zum Ausdruck. Faszinierend ist die Beschreibung der beruflichen Karriere von Richard Sichler bis zum Topmanager („Kathreiner“ und „Odol“) mit einem geschätzten Vermögen von 22 Millionen DM, seine Tätigkeit während des Ersten Weltkriegs und sein überraschender Entschluss, als Mäzen das Schloss Bürgeln zu erhalten, zu restaurieren und umzubauen. Gleichzeitig wird ein Einblick in das private Leben Sichlers als Ehemann und Familienvater gegeben.

Im Zentrum der Abhandlung, gleichzeitig den größten Raum einnehmend, beschreibt der Autor systematisch die Veränderungen im Verhältnis zwischen Sichler und dem Bürgelnbund, hervorgerufen durch Neid und Missgunst ebenso wie durch die politischen Veränderungen zwischen 1933 und 1945. Der Wechsel im Vorstand des Bürgelnbundes und der Eintritt vieler Mitglieder in die NSDAP führten zu einem problematischen und belasteten Miteinander. Die Partei sah Schloss Bürgeln unter einem neuen Kulturverständnis als Ort einer historisch bedeutsamen Stätte, die sich leicht mit dem Pathos der NS-Kultur („Volk“, „Alemannentum“, „heimatliche Tradition“) verbinden ließ. Ein sehr konzentriertes Lesen ist erforderlich, um die Vorgehensweisen und Reaktionen Sichlers, des Bürgelnbunds und der verschiedenen Organisationen der NS-Regierung im Ringen um Schloss Bürgeln zu verstehen. Ein Verdienst des Autors ist die ausführliche Darstellung der Spannungen zwischen dem Bürgelnbund und der schillernden Persönlichkeit Sichlers in der NS-Zeit, die von Vorwürfen und Rechtfertigungen, Denunziation und Strafverfahren bis zur Aberkennung der Ehrenbürgerwürde geprägt waren. Belegt werden diese Auseinandersetzungen durch mehrere Quellen, die die umfangreichen und lobenswerten Recherchen des Verfassers verdeutlichen.

Zahlreiche Farb- und S/W-Abbildungen tragen zur Visualisierung sowohl der wichtigsten Personen als auch der Landschaft und der baulichen Entwicklung des Schlosses in der Ära Sichler bei. Neben rein informativen Intentionen haben sie auch illustrative und ästhetische Aspekte, die die Attraktivität des Buches wesentlich steigern. Hilfreich und die Ausführungen ergänzend sind die Kurzbiografien der handelnden Personen sowie ein kurzer Abriss der Besitzverhältnisse und der einzelnen Bauphasen des Schlosses. Die ausführlichen Quellenangaben und das Personen- und Ortsverzeichnis erleichtern eine weitergehende individuelle Spurensuche.

Friedrich Schöpflin



Die Pforte, hg. von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde in Kenzingen e.V., Redaktion: ROLAND G. FOERSTER, HELMUT REINER, KLAUS WEBER, 28. und 29. Jahrgang, Nr. 54-57 (2008/2009), 251 S., S/W-Abb.

Schwergewicht des vorliegenden Bandes ist eine Quellenpublikation von Norbert Ohler: „Die Geschichte der Ortsgruppe Teningen der NSDAP“. „Ein bemerkenswertes Dokument“ wählt er als Untertitel. Fundort ist das Gemeindearchiv Teningen, Fundstelle sind die 1937 begonnenen „Amtlichen Nachrichten der Gemeindeverwaltung“. In dem anfangs auf Wachsmatrizen getippten Blatt veröffentlichte Ortsgruppenleiter Wilhelm Heß in Fortsetzungen seine Erinnerungen an die sogenannte „Kampfzeit“ von den Endzwanzigern bis zur Kanzlerschaft Hitlers 1933. Heß war Werkmeister im Tscheulinwerk. Er konnte gewandt formulieren und vermittelt unmittelbar seine unkritische Begeisterung und sein blindes Vertrauen in den „Führer“. Ohler ordnet die Texte chronologisch, verbindet die Zitate und stellt den Bezug zum Erscheinungsdatum her: Heß' Schilderung seiner Gefühle und Aktionen vom 30. Januar 1933 erschienen am 2. September 1939, als gerade der Zweite Weltkrieg begonnen hatte. In über 70 Anmerkungen erschließt Ohler Namen und Hintergründe.

Mit 17 Beiträgen und einem breiten Themenspektrum wendet sich die Vereinszeitschrift an ihr Publikum. Bertram Jenisch informiert über die Ergebnisse der Burgenforschung. Er benennt drei mittelalterliche Wehranlagen auf Kenzinger Gemarkung: eine frühmittelalterliche Wallanlage auf dem Nierlinsberg, den ehemaligen Üsenbergschen Herrnsitz in der Stadt an der Stelle des Alten Amtshauses und – durch Heiko Wagner archäologisch gut nachgewiesen – eine verkehrsgünstig gelegene Höhenburg auf einem Sporn des Hausabtenberges südlich der Stadt, markiert durch ein kleines Steingebäude mit Staffelgiebel. Walfried Müller erklärt die Hecklinger Familiennamen, beginnend mit Belegen aus mittelalterlichen Urkundenbüchern wie „Cunrat der gessler“ oder „Burcart der wirt“ bis herauf in die Jetztzeit mit den Folgen der Zuwanderung und der Änderungen der Gesetzgebung über Familiennamen. Der Forstmann Ulrich Rothfuss schreibt die Geschichte des Forstbezirks Kenzingen von 1834 bis 2004, nicht ohne Wehmut, denn er war der letzte von elf Amtsleitern. Er erwähnt ein interessantes Detail bezüglich des ehemaligen Forstamtsgebäudes: Es ist ein Werk von Horst Linde aus der Vorkriegszeit und steht heute zusammen mit der Gartenanlage, die ebenfalls von Linde konzipiert war, unter Denkmalschutz.

Die Foto-AG der Hauptschule Kenzingen ist mit 88 Abbildungen von Stadtansichten, historischen Gebäuden und Denkmälern vertreten. „Markiert Kenzingen von Weitem“ schreiben die Schüler zur Laurentiuskirche, deren Türme in der Tat das Stadtbild dominieren. Die jüngere Baugeschichte der 65 m hohen Chorflanken-Türme wird fachgerecht erklärt: Walter Heß würdigt anhand seiner Erfahrungen bei der 2006 abgeschlossenen Sanierung und Renovierung die kühne und elegante Konstruktion der 24 m hohen neogotischen Turmhelme von 1903. Die Pläne hatte der erzbischöfliche Baumeister Raimund Jeblinger gefertigt. Schon 20 Jahre früher hatte sich sein Vorgänger Max Meckel Gedanken um die Regotisierung der Kenzinger Kirche gemacht, um den Zustand zu beenden, den Christoph Arnold um 1820 geschaffen hatte. Gerhard Everke hat diese klassizistische Phase der Laurentiuskirche und das Werk des Weinbrenner-Schülers Arnold weit über Kenzingen hinaus erforscht und in Wort und Bild präsentiert. Der Restaurator Berthold Mäntele stellte Kopien der Putten vom Haupteingang des Kenzinger Friedhofs her, die er ins 20. Jahrhundert datiert und dem Offenburger Bildhauer Peter Valentin zuweist.

Helmut Reiner erinnert an die Schicksale der Kenzinger Juden und berichtet über Initiativen zur Aufarbeitung des dunkelsten Kapitels der NS-Zeit: Herstellung von Kontakten zu Nachfahren, Verlegen von Stolpersteinen und den Inge-Auerbach-Tag in der Grundschule, der auch in einem ausdrucksvollen Bild belegt ist. Zwei Beiträge gehen auf Vorträge zurück: Philipp Rupf bietet einen Überblick über die Geschichte des Elsass. Norbert Ohler sprach und schreibt über das Mönchtum im Mittelalter und zeigt Beispiele von Buchmalereien aus dem ehemaligen Kenzinger Frauenkloster Wonnental. Lothar Herb schreibt über die Aktivitäten des Kreisverbandes Obstbau, Garten und Landschaft Emmendingen e.V. im Wonnental.

Das Bombacher Weinfest hatte 2007 Pfarrer Hanns-Heinrich Schneider zu einer Predigt über gottgefälliges Genießen angeregt. Im Ausklang lässt Bianca Weber-Lewerenz heimatliche Gedanken von Peking nach Kenzingen wandern. Gerne werden die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft im Grußwort von Bürgermeister Guderjan lesen, dass die Stadt „Die Pforte“ gerne fördert. Renate Liessem-Breinlinger

HANS SIGMUND: 1000 Jahre Herdern. Vom ehemaligen Winzerdorf zum „Klein-Nizza“ von Freiburg. Chronik des Freiburger Stadtteils Herdern, Lavori Verlag, Freiburg 2007, 416 S., zahlreiche Abb.

Pünktlich zum Doppeljubiläum 2007/2008, der 550-jährigen Zugehörigkeit Herderns zu Freiburg und dem tausendsten Jahrestag seiner Ersterwähnung, erschien die „Chronik des Freiburger Stadtteils Herdern“ aus der Feder von Hans Sigmund.

Orts geschichten sind heute meist Teamarbeit, denn ein einzelner Bearbeiter vermag in der Regel die Fülle des Stoffes kaum zu bewältigen. Hans Sigmund, ein „Herdermer“ mit fester Verwurzelung im Ort und den lokalen Vereinen zum einen und ein guter Kenner des Stadtteils und seiner Geschichte zum anderen, hat dieses ambitionierte Unterfangen im Alleingang in Angriff genommen. Das Ergebnis ist eine in übersichtliche Kapitel gegliederte, gut lesbare und ansprechend bebilderte Publikation, die bei ihrer Zielgruppe, den Bürgern und Bürgerinnen von Herdern, sicher großen Anklang findet.

In den Eingangskapiteln (35 von 415 Seiten) skizziert Sigmund die Geschichte Herderns von den Anfängen bis zum Erwerb des Winzerdorfes durch die Stadt Freiburg 1457. Herdern wurde – genau wie die Wiehre, Zähringen und Gundelfingen – in einer Urkunde König Heinrich II., in der Bischof Adalbero von Basel das Jagdrecht verlieh, erstmals erwähnt. Die Auseinandersetzungen um Dorf und Dinghof Herdern nach dem Aussterben der Zähringer im Jahr 1218, die 1191 als Besitzer belegt sind, werden nur gestreift. In der Annahme, dass der Ort nach dem Verkauf an Freiburg 1457 die Geschichte der Breisgau metropole teilt, bricht der chronologische Teil hier ab. Die Entwicklung Herderns zum bevorzugten Wohngebiet der „Pensionopolis“ Freiburg, zum „Klein-Nizza“, wird in dem thematisch strukturierten Hauptteil des Buches dargestellt. Die Stärke seiner daher etwas missverständlich als „Chronik“ betitelten Publikation liegt auch mehr in diesem Teil, in den Kapiteln zu Vereinen, Festen, Gasthäusern und vor allem Straßen. Diese sachthemenatischen Abschnitte, in denen bis auf die Mikroebene der Hausgeschichte hinuntergegangen wird, demonstrieren Sigmunds großes Detailwissen zur Ortsgeschichte Herderns. Unbefriedigend ist hingegen, wenn der Autor etwa im Rahmen der Vorstellung des Aschoffplatzes den Namenspatron, den Pathologen Ludwig Aschoff, kurz portraitiert und dabei neben den Lebensdaten die Anekdote vom weit gereisten „feinen Herren“, den seinen Studenten bei seiner Rückkehr mit einem Fackelzug begrüßten, anführt. Auf die – mittlerweile gut erforschte – politisch ambivalente Haltung des Mediziners, geht er dagegen nicht ein.

Neben den Archivalien im Stadtarchiv Freiburg und im Archiv des Erzbistums Freiburg stützt sich Sigmund auf die Materialsammlung der Freiburger Ehrenbürgerin Philomene Steiger, der das Werk gewidmet ist. Ein großes Verdienst des Autors ist die Heranziehung der oral history in Form vieler Interviews mit alteingesessenen Herderner Bürgern und Bürgerinnen über ihre Erinnerungen und die ihnen überlieferten Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern. Das ermöglicht nicht nur Aussagen zur Alltagsgeschichte, sondern verleiht dem ganzen Buch Lebendigkeit und Authentizität. Kritisch anzumerken ist allerdings, dass Sigmund „zu Gunsten der Lesbarkeit“ (S. 6) auf den Anmerkungsapparat verzichtet, obwohl z.B. Endnoten den Lesefluss nicht behindern würden. Auch das Quellen- und Literaturverzeichnis sowie der Bildnachweis genügen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht. Aber vermutlich werden das Vorgenannte und der Verzicht auf wissenschaftliche Forschung oder die Darstellung nationalsozialistischer Verstrickungen dem Erfolg des Werkes keinen Abbruch tun, sondern – ganz im Gegenteil – sogar zu seiner guten Resonanz in Herdern beitragen.

Christiane Pfanz-Sponagel

# Vereinschronik 2010

## Vorstand

Dr. ULRICH P. ECKER, 1. Vorsitzender  
RENATE LIESSEM-BREINLINGER, 2. Vorsitzende  
ANITA HEFELE, Schriftführerin  
HANS PLOCK, Kassenführer

## Ausschuss

Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, UWE FAHRER, INGRID KÜHBACHER, PETER KÜHN,  
CLEMENS JOOS M.A., FRANK LÖBBECKE M.A., Dr. CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL,  
Dr. UTE SCHERB, Dr. DIETER SPECK, Dr. THOMAS STEFFENS,  
Dr. HANS-PETER WIDMANN, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

## Veranstaltungen 2010

18. Januar Vortrag von Madlen Doerr M.A. über „Der Fall Magdalena Beutlerin. Auf den Spuren einer Freiburger ‚Pseudo-Mystikerin‘“.
27. Januar Gedenkveranstaltung zum „Auschwitztag“. (Veranstaltung der Stadt Freiburg und des Landes Baden-Württemberg)
20. Februar Vormittagsexkursion nach Schlatt (Ortsteil von Bad Krozingen) unter der Leitung von Dr. Eckhard Villinger und Renate Liessem-Breinlinger.
15. März Vortrag von Christine Rüwe über „... sahen wir allmählig jene schönen industriellen Anstalten entstehen, die Freiburg zur Zierde gereichen ...‘ Die Industrialisierung Freiburgs im 19. Jahrhundert“.
19. April Bildervortrag von Renate Liessem-Breinlinger über „Von Freiburg nach Salzburg – Zur Geschichte einer Fernstraße: Salzstraße, Reichsstraße 31, Bundesstraße 31“. (Veranstaltung in Kooperation mit dem Landesverein Badische Heimat)
26. April Mitgliederversammlung mit einem Kurzvortrag von Renate Liessem-Breinlinger über „Otto Winterer (1846-1915): Schulzeit, Studium, Staatsdienst – Die Zeit, bevor die Stadt Konstanz den 31-jährigen Bäckersohn aus Ettenheim zum jüngsten Oberbürgermeister des Großherzogtums Baden wählte“.
17. Mai Führung über den Jüdischen Friedhof von Freiburg an der Elsässer Straße unter der Leitung von Ruben Frankenstein.
12. Juni Vormittagsexkursion nach Hugstetten unter der Leitung von Renate Liessem-Breinlinger und Prof. Dr. Werner Käss.
21. Juni Führung von Dr. Uri Kaufmann durch die Wanderausstellung „Gleiche Rechte für Alle? 200 Jahre jüdische Religionsgemeinschaft in Baden“.
28. Juni Gedenkveranstaltung „NS-Verfolgung von Homosexuellen“. (Veranstaltung des Vereins Rosa Hilfe und der Stadt Freiburg in Kooperation mit dem Breisgau-Geschichtsverein)
10. Juli Vormittagsexkursion zum Mauracher Bergle bei Denzlingen unter der Leitung von Renate Liessem-Breinlinger und Herbert Burckhardt.

- 10./11. Sept. Vortrag und montanarchäologische Exkursion zu Bergwerksrevieren des Mittelalters unter der Leitung von Prof. Dr. Heiko Steuer. (Veranstaltung des Waldhof e.V. in Kooperation mit dem Breisgau-Geschichtsverein)
23. Oktober Vormittagsexkursion „Geschichte der Höllentalbahn: Die alte und die neue Trasse in der Wiehre“ unter der Leitung von Renate Liessem-Breinlinger, Dr. Eckhard Villinger und Andreas Waetzel.
8. November Vortrag von Annemarie und Dr. Norbert Ohler über „Kinder und Jugendliche in friedloser Zeit – Aus deutscher Geschichte in den Jahren 1939 bis 1949“.
- 19./20. Nov. Vortrag und Busexkursion nach Kehl zur Jubiläumsausstellung „Clever ausgehandelt. 100 Jahre Vereinigung von Dorf und Stadt Kehl“ unter der Leitung von Dr. Ute Scherb. (Veranstaltung des Alemannischen Instituts Freiburg in Kooperation mit dem Breisgau-Geschichtsverein)
11. Dezember Vormittagsexkursion „Moderne Architektur, Bauten der staatlichen Hochbauverwaltung Baden-Württemberg“ nach Badenweiler unter der Leitung von Renate Liessem-Breinlinger, Gernot Wallner und Peter Kirch.

## Kassenbericht 2009

|   | EURO             |
|---|------------------|
| 1. Einnahmen                                |                  |
| Beiträge .....                              | 11.640,11        |
| Exkursionen .....                           | 1.610,00         |
| Spenden und Zuschüsse .....                 | 7.233,03         |
| Sonstige Einnahmen .....                    | 939,70           |
| Summe Einnahmen .....                       | <u>21.422,84</u> |
| 2. Ausgaben                                 |                  |
| Jahrbuch .....                              | 13.090,62        |
| Exkursionen .....                           | 2.237,75         |
| Vorträge .....                              | 2.220,91         |
| Sonstige Ausgaben .....                     | 1.773,02         |
| Summe Ausgaben .....                        | <u>19.322,30</u> |
| 3. Jahresüberschuss aus dem Jahr 2009 ..... | <u>2.100,54</u>  |
| 4. Überschuss Vorjahre per 31.12.2008 ..... | <u>4.443,49</u>  |
| 5. Überschuss per 31.12.2009 .....          | <u>6.544,03</u>  |

## Mitgliederwesen

### *Mitglieder*

|                              |                               |
|------------------------------|-------------------------------|
| Stand 1. Oktober 2010:       | 842 (davon 115 Tauschpartner) |
| davon Sektion Bad Krozingen: | 190                           |
| Sektion Hachbergerland:      | 41                            |
| Sektion Staufen:             | 69                            |
| Sektion Waldkirch:           | 24                            |
| Neuzugänge:                  | 24                            |
| Austritt/Tod:                | 36                            |

### *Mitgliedsbeitrag*

Hauptverein jährlich € 22,00 (Pensionäre/Rentner, Studenten/Schüler € 15,00).  
Sektionen Bad Krozingen, Hachbergerland (Emmendingen), Staufen und Waldkirch  
jährlich € 18,00.

### *Bankverbindung*

Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau 2028602 (BLZ 680 501 01)  
Abbuchungsermächtigung erwünscht.

### *Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“*

Mitglieder erhalten das Jahrbuch kostenlos.

### *Internet*

[www.breisgau-geschichtsverein.de](http://www.breisgau-geschichtsverein.de)